Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

8. Jahrg. – Nr. 36 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 5. September 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Der Ernst, *das Salz des Humors*

Von
Felix Riemkasten

Es gibt mancherlei Sorten Tee, aber selbst der faulste Witz ist noch lange kein Humor.
„Der Professor sprach mit ernster Miene, Bohnerwachs sei keine Margarine."

Man kann, wenn man will, über so etwas lachen; nötig ist es nicht. Am vielen Lachen erkennt man den Narren. Und die Leute, die uns andauernd Witze erzählen, machen zuletzt einen unerträglich albernen Eindruck. Wir fühlen, sie wollen uns kitzeln, aber zuletzt wünschen wir unsere Ruhe zu haben. Es ist an diesen Witzen, wenn sie nicht etwa albern sind, etwas herzlos Kaltes, Höhnendes, das uns verstimmen muß, denn unmöglich kann es uns erfreuen oder erfrischen, fortgesetzt lachen zu sollen über Schwächen und Mängel. Viel lieber wäre es uns, mit lachendem Gesicht einer warmen, helfenden, tröstenden Weisheit zuhören zu dürfen, einem Spruch also, der lustig ist, heiter und dabei voll von Kraft und Lebenswert. So etwas können aber die Plattköpfe, die Witzbolde, die Bajazzos beim besten Willen nicht aus sich herausholen. Es liegt nämlich nicht drin in ihnen.

Wer etwas sagen will, das uns allen helfen kann, muß zuvor selbst etwas erlebt haben. Er muß es langsam, gründlich und echt erworben haben, um es nachher lachend abgeben zu können. Tiefer Ernst, großes Leid, bitterste Erfahrung und dann, außerdem, die stumme, schwere, tapfere Überwindung dieser Widrigkeiten, das ist der Wurzelboden, auf dem das Heilkraut des Humors später gedeiht. Flacher Sand trägt nur Steine. Die großen Humoristen haben alle ein Leben geführt, um das sie niemand beneiden wird, der es kennt.

Fritz Reuter versaß seine Jugendjahre als Festungsgefangener, noch dazu unschuldig; der ganze Widersinn der Welt mußte ihn zum Toben gebracht haben; es war kein Verstand darin; und später war er ein gebrochener Mann, wurde Trinker und fand nur Rettung durch zweierlei: einmal in der goldschweren, tapferen Liebe seiner Frau, dann im Abwurf seiner Leiden durch Erzählen.

Er hatte so ziemlich alles erlitten, er hatte so ziemlich jede Art von Widerstand versucht, zuletzt lebte er trotzdem noch, er war hindurchgegangen durch vieles und war immer strenger gereinigt, ausgeglüht und geläutert worden. Eigensinniger Trotz ist ganz überflüssig, große Deklamationen helfen gar nichts. So viel wußte er nun. Das Schicksal hatte sich mit ihm lustig gemacht. Und trotzdem sagte er nicht: „Das nehme ich übel; ich werde jetzt bitter werden!" Sondern durch die Bitterkeit schritt er hindurch, und am anderen Ende dieses gewiß nicht leichten Durchganges fand er, daß die Sonne immer noch am Himmel stand. Des einzelnen Menschen Schicksal ist keineswegs wichtig. Die Welt besteht auch ohne ihn. Und da soll man nun nicht lachen müssen (in aller Gutmütigkeit, o ja, denn man hat dies ja selber durchgemacht, und es war verdammt nicht leicht), aber da soll man nun nicht lachen müssen, wenn man sieht, wie wichtig sich die Menschen nehmen, und wie kindisch albern sie sich sperren und spreizen, wenn das Schicksal kommt und taucht sie hier und da ein bißchen unter?!

Wenn man das mitansah, diesen Jahrmarkt der Eitelkeiten, diese erbost betonten Ansprüche auf Hochachtung, Gesundheit, langes Leben und ungebrochenen Wohlstand, diese ganze Art, wie die Menschen lebten und von Gott beinahe etwas zu „verlangen" hatten — ach, dann „grifflachte" er bloß. Er „hägte sich bannig", er, nach seinem erlebten Leben, nach seiner erworbenen Erfahrung. Und wenn er dann Geschichten erzählte, konnte er unmöglich ernst bleiben. Er machte sich keineswegs über die Menschen lustig; lustig machte er sich nur über das Verkehrte im Menschen. Er drückte ihnen die Auswüchse wieder zurück in den Leib, er knetete dieses stolze Geschöpf Mensch, da es ja nur Lehm war, nach seinen Erfahrungen um. Und das nennt man dann Humor, Umformung, mit einem Stich ins Weisere, Bessere und Versöhnliche.

Es ist nicht Reuter allein, der das vermochte, aber ihm gelang „Humor" wohl am reinsten, größten und schönsten. Sein Spruch muß gewesen sein: „Lerne lachen, ohne zu kränken!" Bei ihm lernt man sich selbst erkennen, man hat also etwas davon. Solche weisen Lehren bietet uns der kalte Denker oder der ernste Weise gleichfalls an, aber in solcher Form wirkt Weisheit abschreckend, zumal der kleine Mann geht nicht gern 'ran; wohl aber freuen sich alle, eine gute, pfundschwere, bestens mit Humor durchglühte romanhafte „Geschichte" zu lesen, und hier, aus dieser Verpackung heraus, einem modernen Medikament gleich, führt sich der Leser willig, gern und vergnügt und beinahe nichtsahnend die schönsten und ewigen Lebenswahrheiten zu Gemüte. Die Form versöhnt; humorig eingekleidet, verletzt uns eine Belehrung nicht, die wir in anderer Form nicht entgegennehmen würden. Denn der Mensch hat seinen „Stolz".

Gerade dieser „Stolz" erscheint dem Humoristen als das Fragwürdigste. Dein Stolz und deine sogenannte Stellungnahme — noch dazu, wenn es eine Stellungnahme „dem Leben gegenüber" ist. Das gewaltige Leben wird sich um deine Stellungnahme schwerlich groß bekümmern, du Würmchen, selbst wenn du eine Krähstimme hast und armes Personal schikanieren kannst. Es gibt Punkte, da bist auch du nur Staub, ein ganz kleiner Emil bist du, und das weiß niemand besser als der Humorist, denn er hat es erfahren. Seine Haupterfahrung ist die: solange das Schicksal gutmütig ist oder gerade sein Mittagsnickerchen macht, kannst du dir vorkommen wie der Kaiser von Transkaukasien oder wie ein Held oder wie ein Denker oder wie ein Abteilungsleiter, du kannst dir einbilden, was du willst; aber daß es so dumm ist, wie es frech ist, und daß du jederzeit herunterpurzeln kannst und nachher im Sturz vielleicht sehr jämmerlich plärren wirst (oder bist du tatsächlich ein Gott?) — siehst du, so etwas weiß, fühlt, ahnt und sieht der Humorist vorher, und seine Weisheit ist eigentlich nur diese: Nicht so hastig, nicht so groß! Das Übertriebene rächt sich. Sei gut und schlicht, dann kann dir nichts genommen werden. Und wie lächerlich ist es, vorher aufgeputzt zu sein, und nachher im Hemd zu stehen!

Das sagt dir der Humorist über dich. Über das Leben aber sagt er dir, daß es so sei, wie es ist. Es hat gar keinen Zweck, deswegen zu wüten, zu deklamieren, zu protestieren, dich verletzt zu fühlen . . .

Er sagt:
„Wie es ist, so ist es eben;
der Mensch muß durch in diesem Leben!"

Ja, auf alle Fälle muß er hindurch. Man muß es aushalten können. Da hält es nun mancher mit Stumpfsinn aus, mancher wird wahnsinnig, mancher ist nichts als bitter beleidigt, und alle, alle hängen sich damit nur noch Sandsäcke an den Tornister. Und da kommt nun der Philosoph, der Humorist, lacht keineswegs (denn auch er war einst so einer und hat gestöhnt), aber er zeigt auf die ganz unnötig angehängten Sandsäcke, und . . . und da lachen wir alle, denn die Art, wie er uns das gezeigt hat, die war . . . die war überwältigend humoristisch.

Das ist es: der echte Humor überwältigt.

Wen? Das Schwere!

„Eine verzwickte Geschichte" Radierung von Otto Quante (Bavaria-Verlag, Gauting vor München)

Deutschlands seltsamste Gemeinde:

Hier zahlt man 28 Pfennig Wohnungsmiete

Eine Stadt, in der die Zeit stehen blieb — Gesetze, die nach 400 Jahren Geltung haben

Deutschlands seltsamste Stadt ist die „Fuggerei" in Augsburg, die für sich eine eigene Gemeinde bildet, und in der die Bewohner noch nach den gleichen Stadtrechten leben, die der Stifter dieser „Stadt in der Stadt", der reiche Kaufherr Jakob Fugger, vor 400 Jahren erlassen hat.

Unheimlich hohl klingen die Schritte auf dem Pflaster der nächtlichen Gasse, die durch den Schein der Gaslaterne nur schwach beleuchtet ist, schemenhaft huscht an den Mauern niederer Häuser der Schatten eines Mannes entlang, hinter dem sich eben zögernd das Stadttor geschlossen hat. Schweren Herzens entrichtete der späte Heimkehrer die Gebühr für den Torein laß, die nach 10 Uhr nachts laut Gesetz zu bezahlen ist. — Eine Episode aus dem Mittelalter? Oh nein, lieber Leser, denn auch in der „Fuggerei", einer Stadt in der Stadt Augsburg, zeigt der Kalender das Datum eines Tages im Jahre 1937 an, wenn auch hier tatsächlich die Zeit stehen geblieben zu sein scheint.

Tausende von Fremden sind es, die alljährlich ihre Schritte durch die Jakoberstraße Augsburgs lenken, bis sich plötzlich inmitten moderner Häuser eine Mauer vor ihnen auftut, hinter der eine kleine Welt für sich verborgen liegt, so seltsam, daß man meint, die Geschichte erlaube sich mit uns einen Scherz, sind doch ihre Seiten bis in die Zeiten des Mittelalters zurückgeblättert. Passieren wir eines der vier Tore, die in die Gassen und Gäßchen der Fuggerei führen, umfängt uns, kaum einige hundert Meter vom Getriebe eines modernen Verkehrs entfernt, ein merkwürdiges Bild. Stumm ragt der ahnlose Turm der St. Markuskirche empor, von dem kein Glockenschlag ertönt. Still ist es auf den Straßen, nur am alten Schöpfbrunnen waschen plaudernd ein paar Frauen ihre Wäsche. Sonst tollen Kinder Murmel — sie brauchen keine Angst zu haben, daß um die Ecke plötzlich ein Fahrzeug biegt, denn in dieser Stadt hat die moderne Technik noch keinen Einzug gehalten, man weiß noch nichts von Autos, gehupe und dem Klingeln der Radfahrer, die in diese Insel des Friedens keinen Einlaß finden.

Jeder lebt für sich

Ja, vor den Toren der Augsburger Fuggerei macht das 20. Jahrhundert energisch Halt. 400 Jahre sind seit der Gründung dieses seltsamen Gemeinwesens bereits vergangen, ohne daß sich innerhalb der Stadtmauern in dieser langen Zeit irgend etwas geändert hätte. Kein Haus wurde abgetragen, kein neues errichtet, keine Wohnung umgeändert, keine Läden eingebaut und nirgends gibt es ein Reklameschild. Man hat den Willen des Stifters dieser Siedlung bis zum heutigen Tage geachtet und jede Satzung seiner Testamentsbestimmung aufs genaueste erfüllt. Viele Generationen schon lebten und starben in dieser seltsamsten Gemeinde der Welt, deren Gesetze, die der „reichste Kaufherr der Welt" Jakob Fugger vor 4 Jahrhunderten eigenhändig niederschrieb, heute noch ihre völlige Gültigkeit besitzen.

Nur solche Augsburger Mitbürger, die „rechtschaffen, aber von Armut heimgesucht sind", sollten hier die Zeit ihres Lebens verbringen, so wollte es der große Gönner, und so ist es auch noch heute, wenn auch nicht mehr wie im Mittelalter alte gebrechliche Handwerker, Taglöhner und Arbeiter der Fuggerschen Unternehmungen in den 53 gleichmäßig gebauten Häusern wohnen, sondern Familien, deren Männer in städtischen Diensten stehen. Selbst der Mietzins hat im Laufe der Jahrhunderte keine Veränderung erfahren, nur daß die Bewohner der Fuggerei an ihr Gemeindeoberhaupt den jährlichen Zins nicht mehr in Gulden bezahlen, sondern in baren Reichsmark, besser gesagt, in Reichspfennigen, denn man höre und staune, die Jahresmiete beträgt pro Wohnung nicht mehr als 3.42 Mark — in Worten drei Mark zweiundvierzig Pfennige — was einer Monatsmiete von nicht mehr als 28 Pfennig entspricht. Verständlich, daß da manche Hausfrauen neidisch werden, noch dazu, wenn sie hören, daß diese Mietsverträge unkündbar sind und die Wohnungsinhaber auch sonst keinerlei Abgaben zu entrichten haben.

Betrachten wir uns das Fuggerstädtchen etwas näher! In Reih und Glied, aber heimelig in ihrer Bauweise, stehen die Häuser mit ihren hohen Dächern und dunkelfarbigen Fensterläden da, rote Geranien luaen zwischen den weißen Vorhängen hervor, grünes Rankwerk klettert die Mauern hinauf, aber was dem Fremden besonders auffällt, sind die vielen Haustüren, deren jede ein Namensschild, darunter einen Briefkasten und daneben einen Klingelzug aufweist. Fugger wollte Zank und Streit in seiner Gemeinde vermeiden, deshalb baute er keine Mietshäuser, sondern Gebäude, in denen nur zwei Wohnungen Platz haben sollten. Jede Wohnung hat ihren eigenen Hauseingang, selbst wenn sie im oberen Stockwerk liegt. Wer mit seinem Nachbarn zusammentreffen will, muß sich also schon auf die Straße begeben, denn auch gemeinsame Höfe, Keller oder Speicher kennt man in der Fuggerei nicht.

Das Gesicht im „Spion"

Ja, man kann sich schon wohl fühlen in diesem Städtchen in der Stadt, das ein Stück lebendiges Mittelalter in seinen Mauern gefangen hält. Deswegen braucht man aber in der Fuggerei noch lange nicht die Bequemlichkeiten und die Einrichtungen der Neuzeit zu vermissen. So hat diese selbständige Gemeinde nicht nur ihren eigenen Bürgermeister, ihre eigene Kirche und ihre eigene Administratur, sondern verfügt auch über ein modernes Krankenhaus und über eine Schule, in der das Bild des Stifters Jakob Fugger hängt. Man wandelt durch sechs saubere Gassen, auf denen auch hier die Kinder ihre tollen Streiche treiben, doch es gibt auch Stunden, in denen sich keine Menschenseele blicken läßt, so daß man vermeint, in einer ausgestorbenen Stadt zu weilen. Aber wir brauchen nur an einer der hundert Klingeln zu ziehen, die hinter der Tür eine Glocke zum Bimmeln bringen und schon taucht ein Gesicht im „Spion" auf, einem kleinen Guckloch, durch das der Bewohner jeden Besucher unbemerkt beobachten kann. Und das 80jährige Mütterl, das im Lehnstuhl Strümpfe stopft, sieht im warmen Stübchen einen mächtigen Hebel in Bewegung, der Riegel schiebt sich zurück, und die Pforte ist geöffnet. Jakob Fugger war einmal sehr stolz auf diese „moderne Einrichtung" seiner Häuser, und es wird heute noch von ihm erzählt daß er nach Fertigstellung seiner Siedlung ab und zu an einigen Häusern schellte, nur um zu prüfen, ob der Mechanismus sich auch bewähre . . .

Adele Sandrock †

Die bekannte und beliebte 74jährige Schauspielerin ist am Montag in ihrem Charlottenburger Heim einem schweren Leiden erlegen. (Scherl Bilderd., Zander-K.)

Vor hundert Jahren begann die Telegraphie:

„Was Gott gefügt hat"

Die ersten Worte des Telegraphen - Punkt und Strich erobern die Welt

Am 4. September 1937 beging die Welt das 100jährige Jubiläum des ersten geglückten Versuches, Nachrichten durch den elektromagnetischen Telegraphen zu übermitteln. Morsetelegraph, Morsealphabet — Bezeichnungen, die auf der ganzen Welt jedermann kennt; aber der Mensch Morse ist so gut wie vergessen. Und doch ist sein Leben eines der abenteuerlichsten und spannendsten aus der Geschichte der modernen Technik.

Am 1. Oktober 1832 sticht das Segelschiff „Sully" in Le Havre in See. Bestimmungshafen Newyork. An Bord befinden sich bekannte Passagiere: der Entdecker der Knüttelfie, der Arzt Charles T. Jackson aus Boston, und der bekannte Maler S. F. B. Morse, der von einer dreijährigen Studienreise durch die Stätten der antiken Kunst nach Newyork zurückkehrt. Die Fahrt dauert drei Wochen und ist höchst langweilig. Dr. Jackson führt Zauberkunststücke und technische Experimente vor, um die Zeit zu vertreiben, so zum Beispiel einen Elektromagneten: ein hufförmiges Stück weiches Eisen, das mit Draht umwickelt ist und magnetisch wird, sobald und solange durch den Draht elektrischer Strom fließt. Der aufmerksamste Zuschauer ist der Kunstmaler Morse. „Wenn die Gegenwart oder Abwesenheit der Elektrizität an irgend einem Punkt des Stromkreises bei durch den Elektromagneten geschlossen oder geöffnet wird, sichtbar gemacht werden könnte — dann ließen sich Mitteilungen elektrisch übertragen!" Das ist der Gedanke, der bei diesem Experiment auf hoher See plötzlich in ihm auftaucht.

Mit einer alten Staffelei begann es

Daheim in Newyork beginnt Morse die Malerei zu vernachlässigen, sein technisches Projekt beschäftigt ihn viel mehr. Er hungert sich durch, lebt von Tee und Brotschaft, gibt Zeichenunterricht. In höchster Not erhält er seine Professur für Zeichnen an der Newyorker City-Universität. Das kleine Gehalt erlaubt es ihm, mit dem Bau eines primitiven Modells anzufangen. Es ist eine alte Malerstaffelei, die das Grundelement seines Telegraphen bildet. Ferner besteht es aus einem selbst gewickelten Elektromagneten, den Rädern einer defekten Hofuhr, einem Stückchen Bleistift, einem Streifen Papier und einer einzelligen galvanischen Batterie.

Zwei Jahre lang experimentiert Morse mit diesem Apparat, ganz allein, ohne fachmännischen Helfer. Mehr als 14 Meter kann er nicht überbrücken, der ankommende Strom ist zu schwach. Morse sucht einen Ausweg und erfindet ein Instrument, ohne das die ganze fernere Entwicklung der Nachrichtentechnik undenkbar wäre: das Relais. So hießen die Poststationen, an denen die müden Kutschpferde ausgespannt und durch frische Gäule ersetzt wurden — das Gleiche hielt sich hier auf elektrischem Gebiet ab: der schwach ankommende Strom braucht nur einen winzigen Elektromagneten zu betätigen, der einen neuen Stromkreis mit einer Batterie schließt. So lassen sich endlose Reihen von Stromkreisen aneinanderreihen — der Telegraph kann jede Entfernung überbrücken!

Die Erfindung des Relais macht Morse mit Alfred Vail, einem Studenten der Universität, bekannt, der seinen Vater, einen Eisenwerksbesitzer, zu einer Beteiligung an Morses Erfindung mit ein paar tausend Dollar veranlaßt. Vail, von Morses Idee begeistert, krempelt sich die Ärmel hoch und beginnt sofort, statt des lächerlich primitiven Staffeleimodells einen technisch einwandfreien Apparat zu bauen. Mit diesem Telegraphen findet am 4. September 1837 in der Citu-Universität das erste große Experiment vor Studenten und Professoren statt. Euer durch das Gebäude sind die Drähte gespannt, klar und deutlich werden die Zeichen empfangen und auf dem Papierstreifen notiert.

Aber die Zeichen des Apparates sind noch primitiv. Zum Erfolg des Telegraphen gehört eine einfache Schrift, ein überall verständliches Alphabet. Morse nimmt irgendeine alte Zeitung zur Hand, zählt die einzelnen Buchstaben nach der Häufigkeit ihres Vorkommens ab und gibt ihnen ein Zeichen seines Alphabets, das nur aus Punkten und Strichen bestehen soll: der häufigste Buchstabe im Englischen ist das „e" — es erhält einen Punkt; dann folgt das „t", das einen Strich bekommt; „i" wird zwei Punkte und so weiter. Das Punkt-Strich-Alphabet wird am 24. Januar 1838 in der Universität veröffentlicht. Jetzt kommen die Zeichen durch 10 Meilen Draht klar und leicht an, werden schnell und einfach abgelesen.

Das Glück kam über Nacht

Morse führt seine Erfindung dem Kongreß vor. Präsident und Regierung sind begeistert, 30 000 Dollar zum Bau einer Telegraphenlinie werden beantragt. Aber eine Wirtschaftskrise macht Morses Hoffnungen zunichte. Alfred Vails Vater will sich zurückziehen. Auch in Europa, das Morse wieder besucht, will man nichts von seinen Telegraphen wissen. Er lernt in Paris Daguerre kennen, nimmt einen Fotoapparat mit nach Newyork, lebt von Porträtaufnahmen. Belichtungszeit bei voller Sonne: eine halbe Stunde . . .

Ein letztes Gesuch Morses an den Kongreß im Dezember 1842 hat endlich Erfolg. Das Abgeordnetenhaus bewilligt das Geld. Nun muß noch der Senat zustimmen. Das „Morse-Bill" ist der letzte Punkt der Nachtsitzung vom 3. März 1843. Die Chancen stehen denkbar ungünstig. Verzweifelt fährt Morse noch vor der Abstimmung aus Washington zurück nach Newyork. Am nächsten Tag weckt ihn die Tochter eines Senators, der soeben aus Washington zurückkam: seine „Bill" ist lange nach Mitternacht ohne Debatte angenommen worden, Morse wird 30 000 Dollar zum Bau einer Versuchslinie Washington-Baltimore erhalten. In diesem Augenblick besitzt er noch siebenunddreißig Dollar und einen halben Cent . . . Sofort nach der Unterschrift des Präsidenten und der Auszahlung des Geldes wird der Bau beginnen. In acht Wochen ist entlang der 60 Kilometer-Strecke die Leitung fertig. Am 24. Mai 1844 tickt der Telegraph die ersten Worte auf den neuen Leitung, den Bibelspruch „Was Gott gefügt hat". Die Zeichen kommen so klar an, als kämen sie aus dem Nebenzimmer.

Morse wird schwerreich, berühmt und geehrt. Er zieht sich zurück in sein Landhäuschen bei Newyork, wo auf seinem Tisch ein Morsetaster steht, durch den er sich mit jeder Station der Welt verbinden kann. Hier stirbt er 81jährig, im Jahre 1872 — einer der wenigen Erfinder, denen das Geschick die Früchte ihres Werkes gegönnt hat.

Dies nebenbei

Als ein Briefträger vor kurzem in der Stadt Brenton im Staate New Jersey (USA) einen großen Säulen-Briefkasten zur Leerung öffnete, fiel dem Erstaunten bei dieser Gelegenheit auch — ein kleiner Junge in den Postsack, der tatsächlich in den Briefkasten gefallen war. Es handelte sich um den vierjährigen Jimmy Banker, der mit seiner neunjährigen Schwester auf der Straße gespielt hatte. Dabei bemerkten die Kinder, daß die schmale Türe des Briefkastens nur angelehnt war. Der kleine Jimmy kletterte durch die Klapptüre in das Innere des Kastens, die, von Jimmys Schwester in Bewegung gesetzt, plötzlich einschnappte. Jimmy brüllte aus Leibeskräften in seinem dunklen, engen Versteck, aber im Straßenlärm gingen diese Hilferufe unter. Seine Schwester begab sich seelenruhig nach Hause, ohne von dem Zwischenfall etwas zu sagen. Gerade zur rechten Zeit wurde der Briefkasten noch geleert, denn der kleine Jimmy war aus Mangel an Luft bereits ohnmächtig geworden und hätte sicherlich den Tod gefunden, wenn der Briefträger bei seinem Bestellgang nicht ungewöhnlich früh daran gewesen wäre.

*

Ueber 20 Zigaretten täglich sind zu viel! „Alle Dinge sind Gift!" sagt Paracelsus, dessen medizinische Kenntnisse heute wieder so geschätzt werden, „und nichts ist ohne Gift, allein die Dosis macht, daß ein Ding kein Gift ist." Das gilt auch von den Genußmitteln des Rauchers, deren Brauch Mißbrauch, deren gute und schlechte Wirkung Dr. Gerhard Venzmer, zusammen mit dem Alkohol, im Septemberheft von Velhagen & Klasings Monatsheften betrachtet. Er erwähnt dann u. a., daß nach neueren Forschungen über die Wirkung des Tabakrauchens auf den ganzen Organismus als mäßig der tägliche Verbrauch von einer Zigarre oder bis fünf Zigaretten; als mittel: zwei Zigarren oder bis zehn Zigaretten; als sehr stark: über vier Zigarren und über zwanzig Zigaretten zu bezeichnen sind. Uebrigens scheint sich die Verträglichkeit für Nikotin auch bei Rauchern im Laufe des Lebens nicht selten zu verändern, und zwar nicht im Sinne der Gewöhnung, sondern des geraden Gegenteils: nicht wenige nämlich, die früher gern eine gute Zigarre oder dergleichen rauchten, geben diese Gewohnheit in gereiftem Alter auf oder schränken sie stark ein, weil sie es spüren, daß sie einfach keinen Tabak mehr vertragen können. Der Organismus erhebt da selbst seine warnende Stimme; — wohl dem, der sie rechtzeitig vernimmt. Der Jugend aber und denen, die die verderblichen Folgen des Nikotinmißbrauches nicht zu übersehen vermögen, muß, so fährt Venzmer fort, der Staat helfen, den Tabakgefahren zu begegnen; und der Nationalsozialismus hat diesen Weg beschritten, indem er durch Gesetz den Gesundheitsämtern die für die Volksgesundheit so wichtige Aufgabe übertrug, dem Mißbrauch von Alkohol, Tabak und Schlafmitteln, Opiaten und ähnlich wirkenden Giftstoffen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

*

Eine der merkwürdigsten Briefmarkensammlungen der Welt, ein Zimmer, das mit etwa 8 Millionen Marken ausgeschmückt war, befindet sich in einem Hause in North Bersted in England und soll jetzt sozusagen aufgelöst werden. Der Besitzer der Sammlung, Richard Sharpe, ist gestorben. Er hat 55 Jahre eifrigster Tätigkeit daran gesetzt, diese eigenartige Sammlung zustande zu bringen. Er hatte sie eigentlich als einen Scherz im Anfang der achtziger Jahre begonnen, aber dann war er immer weiter darin gegangen und er wurde erst fertig, als er achtzig Jahre alt war. Jeder Quadratzentimeter der Wände und Decken ist mit Briefmarken bedeckt, aber auch die Stühle und Tische im Zimmer sind so ausgestattet, wobei hübsche Muster gebildet sind. Schließlich reihte er Hunderttausende von Marken aneinander und machte daraus Girlanden von einer Wand zur anderen. Der ursprüngliche Wert der verwendeten Marken soll nahezu 40 000 Pfund betragen haben. Die Sehenswürdigkeit blieb nicht unbemerkt. Nach dem Besucherbuch haben sie etwa 50 000 Menschen aus der ganzen Welt besichtigt. Auch König Eduard VII., König Georg V. und Königin Mary gehörten zu den Besuchern. Als Sharpe starb, wurde das Zimmer für Besucher geschlossen, und jetzt soll die einzigartige Verzierung beseitigt werden. Eine Anzahl Marken wurden als Erinnerungen verschenkt, andere verkauft. Briefmarkensammler durchmusterten eifrig die Marken in der Hoffnung, daß etwas Wahres an der Behauptung ist, daß Sharpe auch einige seltene Exemplare zu seiner Wandverzierung benutzt hat.

*

Nach einer amtlichen Bekanntmachung sind in Schottland 92 Ehen geschlossen worden, bei denen entweder der Bräutigam oder die Braut des Schreibens unkundig war und mit drei Kreuzen die Trauungsurkunden unterzeichneten. In zwei Dritteln der Fälle war es der weibliche Ehevartner, der mit dem Federhalter nichts anzufangen wußte. Vor einem halben Jahrhundert waren es noch 7000 Analphabeten, die in Schottland zum Standesamt kamen. Immerhin hat die Regierung ihr Mißfallen über die 184 schwarzen Schafe ausgesprochen und eine Anordnung erlassen, daß Ehen in Zukunft nur mehr geschlossen werden dürfen, wenn die Brautleute nicht mit drei Kreuzen, sondern mit ihrem vollen Namen unterzeichnen. Diese Statistik hat in England sofort das Gerücht erzeugt, bei den 92 des Schreibens unkundigen Eheleuten hätte es sich nur um Schotten gehandelt, die — Tinte sparen wollten.

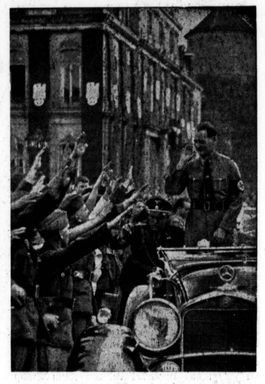


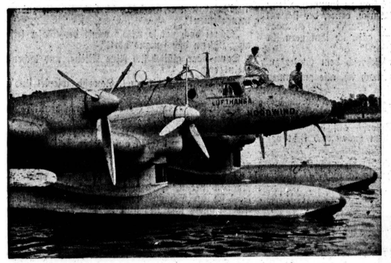
Bild links: **Der Maler des Führers 75 Jahre alt.** Professor Heinrich Knirr, der eine Reihe von hervorragenden Führerbildnissen geschaffen hat, kann am 2. September seinen 75. Geburtstag feiern. Im Bilde der Künstler als Gast des Führers auf dem Berghof. (Presse-Hoffmann, Zander-K.) — — — Bild Mitte: **Konteradmiral Waßners letzte Fahrt.** Der Sarg mit den sterblichen Ueberresten des deutschen Marineattachés in London, Konteradmiral Waßner, wird nach der Trauerfeier aus der deutschen Kirche im Haag gebracht, um nach Kiel überführt zu werden. (Pressephoto, Zander-K.) — — — Bild rechts: **„Die Heimat wird euch nicht vergessen . . .!"** In diesem Satz gipfelte die Rede, die Rudolf Heß an die Auslandsdeutschen in der Stuttgarter Adolf-Hitler-Kampfbahn hielt. Unser Bild zeigt die Ankunft des Stellvertreters des Führers. Nur langsam kann sich sein Wagen den Weg durch die Menge bahnen. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

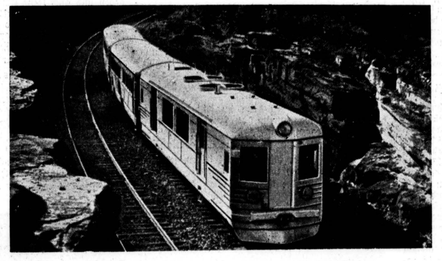
Germanische Eisenhütte entdeckt

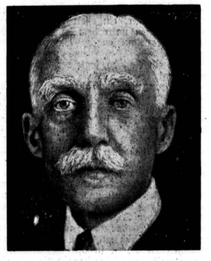
Dem Museumsdezernenten der Stadt Potsdam, Obermagistratsrat Dr. Bestehorn, ist ein frühgeschichtlicher Fund gelungen, der in der wissenschaftlichen Welt beachtliches Aufsehen erregen wird: in der Nähe des Krampnitzsees bei Potsdam hat er einen germanischen Eisenschmelzofen ausgegraben, der aus dem 1. Jahrhundert nach Christi stammt und auf die Technik der Eisenverhüttung der märkischen Urbevölkerung ein ganz neues Licht wirft. Mit dieser einzigartigen Entdeckung ist der Nachweis erbracht, daß die Germanen um die genannte Zeit bereits über ein zu bedeutender Höhe entwickeltes Verfahren zur Eisenverhüttung verfügten. — Unser Bild zeigt Dr. Bestehorn an der von ihm entdeckten germanischen Eisenschmelze. (Weltbild, Zander-K.)

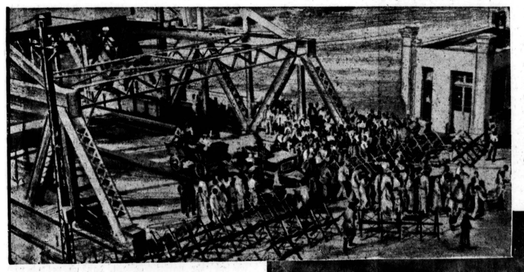
Der Sport am Sonntag

Links: Der deutsche Zehnkampfmeister Fritz Müller-Githorn verbesserte bei den Studenten-Weltmeisterschaften in Paris den Fünfkampf-Weltrekord von Gerhard Stöck um 164 Punkte auf 3824. Mitte oben: Deutschland gewann den Radländerkampf gegen Frankreich. Lohmann (vorn) gefolgt von Lacquehaye (Nr. 1) und Adolf Schön (Nr. 5) im Rennen. Mitte unten: Mit ihrem klaren 4:1-Sieg über Estland in Königsberg sicherte sich die deutsche Nationalelf die Teilnahme an den Schlußrunden des Fußball-Weltmeisterschaftsturniers, das im kommenden Jahr in Frankreich ausgetragen wird. Das dritte Tor Deutschlands ist durch Lehner gefallen, der einen Eckball direkt ins Tor trat. Rechts: Jeff Scherens-Belgien holte sich zum fünften Male hintereinander den Titel eines Weltmeisters der Berufsflieger. (Schirner 3, Pressephoto 1, Zander-K.)









Jetzt auch „Nordwind" gestartet

Bild links oben: Unser Bild zeigt das von den Hamburger Flugzeugwerken erbaute Flugboot „Nordwind" kurz vor dem Start. (Hoffmann, Zander-K.)

Der erste Diesel-Zug in Australien

Bild Mitte: In Sidney wurde der erste Diesel-Zug in Dienst gestellt, der eine Höchstgeschwindigkeit von 70 englischen Stundenmeilen entwickelt, bei seiner ersten Ausfahrt. (Pressephoto, Zander-K.)

Amerikas Aluminiumkönig ist gestorben

Bild rechts: Andrew Mellon, der amerikanische Staatsmann und Großindustrielle, einer der reichsten Männer der Welt, ist im Alter von 82 Jahren gestorben. (Erich Zander, Archiv, K.)

Der Krieg im fernen Osten

Chinesen suchen Schutz in der Internationalen Zone

Ein Bild aus Schanghai. Zu Gruppen von 150 Mann dürfen Chinesen die Internationale Zone betreten. (Pressephoto, Zander-K.)

Das brennende Schanghai

Schanghai ist nahezu von einem Flammengürtel in Brand geschossener Dörfer umgeben. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Francos Truppen im befreiten Gebiet bei Santander

Die Aufnahme, die beim Vormarsch gemacht wurde, zeigt einen Soldaten, der nach vielmonatiger Trennung seine Tochter in einem befreiten Ort begrüßt. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Die Schuld des Soldaten

Von Hans Ulrich

Unter den Völkern, die der Dänenkönig Christian in den ersten Jahren des großen Krieges nach Deutschland führte, ritt auch ein junger Bauernsohn, der hieß Holger Throshöf und war aus Höfen auf Själland, wo sein Vater einen Hof hatte. Holger Throshöf war unter die Kriegsvölker gegangen, weil er meinte, in dem abenteuerlichen Leben des Soldaten es schneller zu Ehre und Wohlstand zu bringen als in dem ruhmlosen und kargen Einerlei bäuerlicher Arbeit. So ritt er mit den jungen Soldaten König Christians durch Deutschland. Die Fanfaren schmetterten, die Kesselpauken dröhnten, die Standarten wehten im Sommerwind — es war an den Tagen ein lustiges Reiten und in den Nächten ein fröhliches Leben im Quartier bei Bauer und Bürger. Bis zu jenem Augusttage 1627, da der König Christian von Tilly und den Waldsteinischen in der großen Schlacht am Barenberge geschlagen wurde. Tausende der jungen dänischen Soldaten verloren ihr Leben.

Unter den wenigen, die der Wut der Tillyschen Soldaten entkamen, war auch Holger Throshöf, der zudem das Unglück hatte, von einem Trupp der Fliehenden, dem er sich angeschlossen hatte, versprengt zu werden. Allein irrte er hungernd und verzweifelnd in dem fremden Lande umher, das nun aus Furcht vor dem Sieger den Besiegten, der einst als Retter gekommen war, verfolgte und erschlug. So wurde endlich aus Holger Throshöf, dem jungen und mutigen Reiter König Christians, ein elender Marodebruder, der einsame Wanderer ausplünderte und in den Dörfern nächtliche Diebesfahrten unternahm.

So kam er an einem Mittag, als die Sonne hoch und heiß von einem unbarmherzig wolkenlosen Himmel strahlte, in der Wildnis der Lüneburger Heide an einen einsamen Hof. Hunger und Ermattung nahmen ihm jede Furcht, er beschloß, in den Hof einzudringen und Speise und Trank zu fordern, wenn nicht im Guten, dann mit Gewalt.

Ein großer Hund sprang ihn bellend an, da zog er den Degen und stieß ihn nieder. Dann, das gespannte Pistol in der Hand, drang er in das Haus ein. In der Tür trat ihm der Bauer entgegen, ein schon alter aber großer und noch starker Mann. Der sah den verblutenden Hund am Boden, den fremden Soldaten und die Faust, ließ sie aber sogleich vor dem drohend auf seine Brust gerichteten Pistol wieder sinken. Was der Fremde wolle und ob er den Hund getötet habe, fragte er beherrscht.

Dieser vor Hunger und Durst schrie ihn Holger an: ja, er habe das Vieh da getötet und er werde auch ihn töten, wenn er ihm nicht alles gäbe, was er fordere!

Du kannst zu essen und zu trinken haben, sagte der Bauer, und Degen und Pistol magst du ruhig wegtun, wir sind auf dem Hofe zwei alte Leute, niemand wohnt da außer mir und meiner Frau.

Dann drehte er sich ruhig um und trat in das Haus. Holger Throshöf folgte ihm. Im Herd brannte auf dem Herd, der aus Feldsteinen gefügt war, das Feuer, ein seltener Topf hing darüber am Kesselhaken unter dem schwarzgälzenden Balkenwerk des Rauchfanges. Eine alte Frau schaffte am Herd.

Es ist ein Gast da, sagte der Bauer, er will mit uns essen!

Die Frau nickte und bot dem Soldaten einen freundlichen Gruß. Dann stellte sie drei irdene Schüsseln auf den Tisch, darin war ein Buchweizenbrei, daneben legte sie ein Stück Rauchfleisch und schwarzes Brot. Mehr haben wir nicht, sagte sie.

Da aber trieb den Soldaten der Teufel, daß er den Degen hob und mit pfeifendem Hieb zwei der Schüsseln zerhieb. Soldat ist nicht mit Bauernbrei! rief er, ihr sollt mich bedienen!

Er warf sich auf die Bank hinter dem Tisch, stieß die Beine breit und frech von sich und legte links und rechts von der Schüssel das gespannte Pistol und den Degen, der noch rotfleckig war von dem Blut des erstochenen Hundes. Die Frau klammerte sich ängstlich an den Bauern. Dem Bauern schwollen die Adern in den Schläfen, sein Gesicht wurde weiß, der Mund stand darin wie ein schmaler und böser Strich, in den hellen Augen spiegelte sich funkelnd die Glut des Herdfeuers. Aber er schwieg, die geballten Fäuste auf dem Rücken stand er groß und drohend da und sah zu, wie der Soldat die Speisen gierig hinunterschlang.

Nun Wein! sagte er jetzt.

Den haben wir nicht, antwortete der Bauer, du kannst von unserem Honigbier haben, aber ich sage dir, es ist nicht gut für einen, der wie du noch einen langen Weg vor sich hat!

Gib, fuhr ihn der Soldat an und griff nach dem Pistol. Da winkte der Bauer der Frau, die ging in eine Kammer und brachte einen bauchigen Krug, den sie vor den Soldaten auf die Tischplatte stellte. Holger Throshöf hob den Krug und trank ihn in einem einzigen Zuge leer. Dann erhob er sich, er schwankte nun und stieß ein böses Lachen aus: Nun sollst du auch bezahlt sein, Bauer! sagte er höhnisch, da — —!

Und er spie in die Schüssel, aus der er gegessen hatte. —

Der Bauer sagte kein Wort. Er rührte sich nicht und blickte den Soldaten fest und sonderbar an. Der duckte sich und schlich, das Pistol in der Hand, vom Hofe.

Eine halbe Stunde mochte er gegangen sein — seine Glieder waren bleischwer von der Sommerhitze und dem Honigbier — da kam er an einen Sumpf. Er fühlte sich so matt, daß er sich am Ufer niederließ, zusammensank und die Augen schloß. Aber ein Knacken von Gezweig ließ ihn sogleich wieder emporfahren. Unfern von ihm an einen Fuhrenstamm gelehnt stand der Bauer. Er stützte sich auf den langen Stil einer Axt und betrachtete den Soldaten mitleidig und verächtlich. Ich bin dir nachgegangen, sagte er, du gehst den falschen Weg!

Holger Throshöf sprang auf. Du schleichst mir nach, du Hund? Du willst dich rächen —?

Und er hob das Pistol, schlug an und drückte ab. Aber im Feuerstrahl fuhr die Kugel in die leere Luft. Holger Throshöf verlor den Halt unter den Füßen, klafterte und fiel in den Sumpf. Er stieß einen Fluch aus und versuchte sogleich, sich aus dem Schlamm an das Ufer zurückzuarbeiten. Aber seine Kräfte versagten, der Sumpf hielt ihn fest, er fühlte sich endlich in den Sumpf, darin sie versank. Nun sollst du dich nicht mehr vor mir fürchten, sagte er.

Der Bauer lächelte.

Ich fürchte mich nicht, sagte er ruhig, denn da ist etwas in dir und mir, was stärker ist als ein Schuß und eine Axt und ein Degen. Das Stärkere hat dich gerettet, damit du mir nun die Schuld bezahlst, die du auf dich nahmst, als du in meinem Hause aßest und trankest und die Waffe auf mich und meine Frau richtetest.

Ich habe nichts, womit ich dich bezahlen könnte, sagte der Soldat.

Doch, antwortete der Bauer, du hast zwei Arme, die jung sind und stark genug, wie Degen und Pistol Hacke und Axt zu führen. So sollst du auf meinen Hof kommen und mir als ein Knecht dienen, bis du selbst meinst, daß deine Schuld getilgt ist.

Er reichte ihm die Hand. Der Soldat schlug ein. Die beiden Männer gingen schweigend über die Heide, auf die sich die Schatten der Nacht senkten.

Von fern her trug der Abendwind ein Blasen wie von Fanfaren. Aber der Soldat an der Seite des Bauern achtete es nicht, er hörte auf das Gezwitscher eines kleinen Wiesenvogels und blickte empor in den blauen Nachthimmel. Da funkelten die Sterne wie daheim über den Wiesen und Feldern auf Själland.

Wie in der Freiheit!

Hagenbecks Tierpark i. Hamburg-Stellingen hat jetzt auch für die Elefanten als erster Zoologischer Garten in Europa ein Freigehege geschaffen, in dem selbstverständlich auch ein großes Schwimmbassin nicht fehlt.
Hoffmann, Zander-K.

Ein teurer Spaß

Eine lustige Geschichte von Georg Wohler

Der Bihler-Schorsch, wie er in seinem Heimatdorf in der fröhlichen Pfalz genannt wird, ist ein ganz verflixter Kerl und überall gern dabei, wo es lustig und fidel zugeht. Von Beruf ist er Steinmetz und weit und breit wegen seiner Bärenkraft bekannt und seines unverfieglichen Humors beliebt. Da aber bekanntlich ein guter Durst auch ein gutes Stück Geld kostet, ist der Schorsch immer zu allerhand Dienstleistungen und Streichen bereit, wenn dabei ein Stück Trinkgeld herausspringt.

Der Glaser Max Kluger, kurz der Glaser-Matz genannt, ist dagegen ein Duckmäuser und Geizhals und springt, obwohl er es gar nicht nötig hätte, den ganzen Tag von Hof zu Hof, um nach zerbrochenen Fensterscheiben zu fragen.

Eines Morgens kehrt nun der Glaser-Matz, ganz gegen seine Gewohnheit, im Dorfwirtshaus ein, bestellt sich einen Halben, setzt sich in die hinterste Ecke und paßt sorgig sein Pfeifchen. Wie er nun so allein voller Gift und Galle vor sich hindöst, kommt gerade Schorsch zur Tür herein. Wie der nun den seltenen Wirtshausgast erblickt, geht er lächelnd auf ihn zu und sagt:

„Ja, Matz, was tust denn du jetzt im Wirtshaus? Ich habe gemeint, du saußt nur Wasser, wegen der Sparsamkeit!"

„Laß mer mei Ruh!" saucht der Glaser-Matz.

Der Schorsch aber läßt sich nicht stören, setzt sich zu ihm an den Tisch und fragt weiter:

„Na, wie gehn die Geschäfte, Matz?"

Die letzten Garben

(Weltbild, K.)

„Das Geschäft, hm," brummt der Glaser bissig, „gar net gehts. Oder meinste, des wären noch Geschäfte, heutzutage? Wenn nur emol en Gewitter in das verflixte Handwerk schlage tät oder en Erdbeben oder eine Explosion neisahre würd', daß alle Fensterscheibe reinfliege täten. Verstehste, Schorsch, alle Fenster, alle — —"

Bei diesen Worten kommt dem Glaser-Matz plötzlich eine Idee.

Er zieht sein Glas mehr an sich heran, schaut sich im Lokal um, ob sie auch unbeobachtet seien, dann rückt er ganz nahe an den Schorsch und flüstert:

„Weiste, Schorsch, es braucht ja gar keen Erdbeben und auch keene Explosion zu kommen. Wenn nur en recht kurzgrierter Bursch, eener, der sich net dumm anstellt, wenn so en Bursch mir en paar Fenster einschlage tät, dann gäbe ich ihm gern für en jedes Fenster an Fünfsiger!"

Verschmitzt nickt da der Schorsch dem Glaser zu.

„Glaser," sagt er, „das mach ich, alle zusammen schlag' ich sie ein."

„Biste still," warnt der Glaser leise, „wenn dich jemand hört!"

Aber schon war der Schorsch auf den Beinen, nimmt seine Kappe von dem Haken und steht vor der Tür:

„Wart' nur, Matz, gleich bin ich wieder da, und wann ich komme, hab' ich mir en tüchtigen Rausch verdient!"

„Was?" flüstert angstvoll der Matz, „jetzt, am hellichten Tag wilste es machen?"

„Freilich" agte dr. Schorsch.

„Laß dich aber um Gotteswillen nicht erwischen!" mahnt nochmals der Glaser.

Der Schorsch aber schüttelt lachend den Kopf, und schon war er zur Tür hinaus.

Der Glaser-Matz schwamm in Wonne. Die Aussicht auf das gute Geschäft machte ihn fast närrisch. Er nimmt einen Weißsiß, rechnet und rechnet und hat schon das ganze Vierfiß vollgerechnet, als mit Schwung die Tür aufgerissen wurde und der Schorsch mit strahlendem Gesicht hereintrat.

„Matz," sagt er, „Glaser, ich hab' sie alle zusammengehauen!"

„Schrei doch net so wild," winkt der Glaser leise ab. „Wenn dich jemand hört!"

Dann aber glättet sich seine Miene, und lachend meint er:

„Na, dann verzählt emol, Schorsch, wieviel sind's denn?"

Der Schorsch legt die Stirn nachdenklich in Falten und beginnt:

„Also im Paterr da waren sechs Stück vorneheraus, dann zwei Stück auf e jeder Seit', das sind also zehn, dann waren im ersten Stock ein ganze vier Stück, macht vierzehn, dann im Stall drei, sind siebzehn, im Hinterhaus unten und oben zusammen sieben, machen vierundzwanzig. Dann hab' ich im Schopp' und in der Waschküch' noch drei erwischt, sind siebenundzwanzig, und ganz am Schluß hab ich noch die drei Dachfenster neigehaue. Die sind zwar een bissel kleen, aber ich hab mer gedacht, ich mach e glatte Rechnung und schlag die drei auch noch ein. Somit wärens also grad dreißig Stück."

Staunend und mit zunehmender Freude lauschte der Glaser dem Bericht. Er war restlos glücklich und zufrieden.

Dann nimmt er ohne viele Umstände den Geldbeutel her und zählt dem Schorsch den verdienten Lohn von fünfzehn Mark auf den Tisch, die jener, strahlend bis hinter die Ohren, mit sichtlicher Freude einstreicht.

Dann aber bekam es der Glaser plötzlich mit der Angst zu tun.

„Du, Schorsch, hat dich aach niemand gesehe?"

„Nee," meint da der Schorsch, „niemand Fremdes, nur del Frau!"

„Mei Frau?" fragt der Glaser ganz paff. „Hat sie was gesagt?"

Da lacht der Schorsch belustigt auf und meint:

„Na, und ob die was g'sagt hätte? Mensch, Matz, die hor net schön geplärrt — — Was tuhste denn! hat se geschrie', Schorsch, du bist ja narrisch word'n! hat se gerufen und ist mir durchs ganze Haus und den Hof nachgerannt und hat in einem fort gebrüllt: Du Narrischer, en Narrischer! — — Ich hab' ihr natürlich g'sagt, daß ich net narrisch wär, sondern daß du mich geheiße hättest, ich soll dir en paar Fensterscheiben neischlage und daß du mir für jedes en Fünfsiger bezahle tätest. Aber das alle Kammfisel wollte es absolut net glauben!"

Immer blasser und blasser ist der Glaser-Matz bei dem Bericht vom Schorsch geworden. Jetzt steht er auf, muß sich aber am Tisch festhalten damit er nicht stracks umfällt. Alles dreht sich um ihn, ganz wirr ist es in seinem Schädel, und mit Mühe und Not bringt er die Worte heraus:

„Ja — — ja — wo — ha — halt du dann — die — die Fenster neigehaut?"

„Wo?" tut da der Bihler-Schorsch ganz erstaunt. „Ja, Matz, wo denn anders als bei dir, in deinem Haus. Du hast doch zu mir gesagt, ich soll dir ein paar Fenster einhaue!!!"

Ein überraschendes Forschungsergebnis

Medizin aus dem Giftzahn

Gefahr und Nutzen des Schlangengiftes — Kobragift lindert Schmerzen

Wir wissen heute, daß bei gewissen Schlangengiften schon die winzige Menge von zwei Zehntel Gramm einen Menschen tötet. Im übrigen ist die Gefährlichkeit des Bisses von mehreren Faktoren abhängig, von der Größe der Giftdrüse, der Länge des Giftzahnes, der Derblichkeit des Bisses und dem Zustand er Schlange. Die Verteidigungs-

Die Bewohner eines „Schlangen-Zoos", deren Gift regelmäßig entnommen und zu Heilzwecken verwendet wird. (Wissenschaftliche Nachrichtenzentrale.)

maßregeln, die man zu einem wirksamen Schutz gegen die furchtbaren Schlangengifte anwendet, sind sehr vielgestaltig. Zunächst gibt es chemische Stoffe, z. B. übermangansaures Kalium und Clorkalk, die Schlangengifte unwirksam machen können. Aber da sie in starker Konzentration angewendet werden müssen, verursachen sie schwere Gewebsschädigungen. Die Wissenschaft mußte deshalb andere Wege beschreiten und unschädliche, möglichst auch noch wirkungsvollere Mittel suchen.

Die Erfolge in dieser Richtung datieren bereits aus der Zeit vor der Jahrhundertwende. Damals gelang es, kleinere Tiere mit allmählich zunehmenden schwachen Dosen an das Schlangengift zu gewöhnen. Und später hat man in den verschiedensten Erdteilen Schlangenschwoder und andere der Gefahr von Schlangenbissen ausgesetzte Menschen auf diese Weise giftfest machen können. Noch wichtiger als diese Erkenntnis war aber die Feststellung, daß die geimpften Tiere und Menschen in ihrem Blutserum nunmehr Gegengiftstoffe (Antitoxine) entwickeln, die in einem anderen Organismus gleichfalls als Schutzmittel gegen Schlangenbiß wirken. Heute ist es beispielsweise möglich, den an das Gift gewöhnten Pferden das 200fache der eigentlich tödlichen Giftmenge ohne Schaden für die Tiere zu verabreichen. Da anderseits das Blutserum von Tieren verhältnismäßig sehr leicht dem menschlichen Körper gebracht werden kann, ist die Wissenschaft imstande, in den Körper gelangtes Schlangengift solcher Seren zu zerstören. Die Herstellung der Seren geschieht heute im größten Maßstabe. Das Gift wird durch Auspressen der Giftdrüsen gewonnen und Pferden zur „Herstellung" des Gegengiftes ins Blut gespritzt. Allerdings ist das Gegengift spezifisch, d. h. auf ein bestimmtes Gift oder eine Giftgruppe eingestellt. Die Wirkung des Heilserums ist unfehlbar, wenn es gleich nach dem Biß eingespritzt wird. Bei einer später als zwei Stunden nach dem Biß verabreichten Einspritzung ist die Wirkung unsicher. Daher werden jetzt für alle in Gestalt befindlichen Menschen, namentlich Pflanzer und Kolonisten, Packungen aus Gegengiften hergestellt. Jeder kann sich auch ohne größere Uebung das Serum selbst einspritzen, nur muß er im Augenblick der Gefahr es immer bei sich tragen.

Schlangengift als Heilmittel

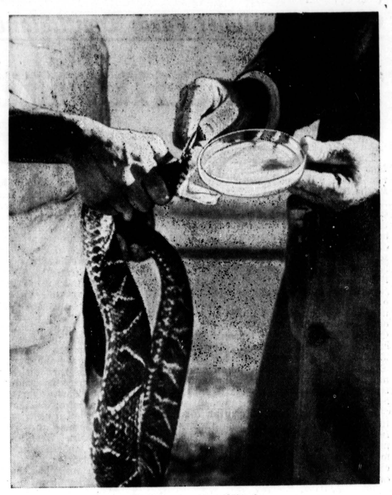
Während die Wissenschaft bis vor einigen Jahren ausschließlich bemüht war, die Gefahren des Schlangenbisses zu bekämpfen, hat sich in letzter Zeit die überraschende Tatsache ergeben, daß wir in diesen wichtigen Stoffen auch einen wichtigen Heilfaktor besitzen. Wie schon so oft in der Geschichte der Entdeckungen auf allen Gebieten half auch diesmal ein Zufall auf die Spur des neuen Weges. Vor einigen Jahren wurde ein Leprakranker, der an unstillbaren Nervenschmerzen litt, von einer Tarantel gebissen. Der Biß dieses giftigen Tieres ist äußerst unangenehm — aber zum Erstaunen der Aerzte verschwanden in diesem Falle die Nervenschmerzen des Leprakranken wenigstens für einige Zeit vollständig. Dieser merkwürdige Fall führte dazu, daß sich die Wissenschaft eingehend mit der Frage einer Heilwirkung derartiger tierischer Gifte auf menschliche Krankheiten beschäftigte. Im Laufe der Untersuchungen hat sich nun herausgestellt, daß gerade die gefährlichsten Schlangengifte auch besonders heilkräftige Wirkungen zu entfalten vermögen. Vor allem das Gift der gefürchteten Kobra, der sog. Brillenschlange, erwies sich als derartig geeignet, daß jetzt eine deutsche Heilmittelfabrik die Herstellung des Kobragiftes sozusagen im Großbetrieb übernommen hat. Die Fabrik unterhält einen eigenen Schlangenzoo, in dem die Kobras leben; alle 14 Tage werden die Tiere gefangen und gezwungen, in ein flosübergespanntes Glas zu beißen — auf diese Weise gewinnt man das heilkräftige Kobragift. Verwendet wird dieses seltsame Medizin vor allem zur Linderung der bisher nur mit Morphium zu bekämpfenden Nervenschmerzen, wie sie bei gewissen Krebserkrankungen und der Rückenmarkschwindsucht (Tabes) auftreten.

Schlangengift rettet vor Erblindung

Nach den neuesten Forschungen erlangt das Kobragift auch in der Augenheilkunde erhebliche Bedeutung. Italienische Aerzte haben entdeckt, daß sich durch dieses Gift beim sog. Glaukom (eine mit Erhöhung des Druckes im Auge einhergehende Krankheit, die zur Erblindung führen kann) eine starke Herabsetzung des Druckes und damit Besserung des Leidens erreichen läßt. Selbstverständlich kommt das Schlangengift als „Medizin" nur in ganz minimalen Mengen zur Anwendung. Ferner verwendet man das Kobragift neuerdings erfolgreich bei Gefäßerkrankungen des Augenhintergrundes. Man erreichte damit selbst in schweren, mit Sehstörungen verbundenen Fällen eine Erweiterung dieser Blutgefäße und damit Besserung der Sehkraft.

Aus Nordamerika wurde kürzlich berichtet, daß sich das Gift der sog. Tigerschlange bei der Bekämpfung der gefürchteten Bluterkrankheit vorzüglich bewährte. Das Gift hat die bisher bekannten blutstillenden Mittel an Wirkung weit übertroffen. Seine Anwendung geschah örtlich in Form von Kompressen — in einer Verdünnung von 1:5000! Zu dem gleichen Ergebnis ist man jetzt auch bei anderen Schlangengiften in dem weltberühmten Schlangeninstitut von Butantan (Sao Paulo) gekommen. Die dort tätigen Gelehrten konnten sogar feststellen, worauf die blutstillende Wirkung des Schlangengiftes beruht. Es handelt sich um gewisse chemische Umsetzungen im Blut, bei denen unter dem Einfluß des Giftes aus dem sog. Fibrinogen das für die Blutgerinnung maßgebliche Fibrin gebildet wird. Alle diese neuen Arbeiten zeigen jedenfalls, daß wir im Schlangengift durchaus nicht unbedingt eine tödliche Gefahr für den Menschen, sondern unter Umständen auch ein wichtiges Hilfsmittel bei der Bekämpfung schwerer Krankheiten vor uns haben. Noch befindet sich die Erforschung dieser neuartigen „Medizin" im Anfangsstadium, aber die bisherigen Erfolge lassen für die Zukunft noch viel erwarten.

Dr. med. K. Seiferth.



Medizin aus dem Giftzahn
Eine Giftschlange wird gezwungen, in ein Glas zu beißen; auf diese Weise gewinnt man das Gift. (Wissenschaftliche Nachrichtenzentrale.)

Tiertransport aus Südafrika trifft ein!

„Am Sonnabend, im Laufe des Vormittags, trifft ein größerer Tiertransport aus Südafrika ein!" so lautet die lakonische Mitteilung. Wenn man nun weiter keine Ahnung hat, was für Tierarten mit dem Transport mitkommen, dann ist das so ein Gefühl, wie man es als Kind am Heiligabend vor der Bescherung hatte. So etwas läßt man sich doch nicht entgehen, zumal wenn ein klein wenig die Hoffnung mitschwingt, etwas für den eigenen Bestand zu erwerben.

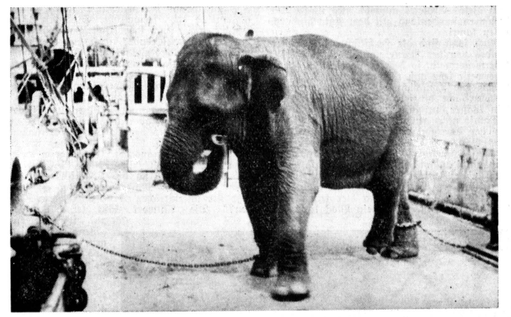
Das liest sich so leichthin: „Ein Transport ist eingetroffen." Aber welche Schwierigkeiten und welche Vorarbeiten sind notwendig, damit alles möglichst reibungslos und ohne Verluste vor sich geht. Welche Vorarbeit liegt schon in dem Zeitraum vom Mai 36, dem ersten Anstoß zu der Expedition, bis zum Juli 37, als der Transport unter der bewährten Leitung des Tierfängers Eiffert und seines Assistenten Schmidt in Afseln eintraf.

Im Sommer 36 begann ein südafrikanischer Farmer Tiere und Vögel aller Art zu sammeln. Als dann ein kleiner Bestand zusammen und weiterer Fang und weitere Sammelbeute in Aussicht war, ging ein Telegramm zur Tierhandlung, und kurz nach Neujahr 37 fuhren dann die genannten Herren nach Durban, um die sehr wichtige Eingewöhnung der Tiere vorzunehmen und weitere Ergänzungen des Tierbestandes, wie sie gerade benötigt wurden, vorzunehmen. Ende Mai wurde dann der ganze Bestand auf dem Dampfer Urundi der Deutschen Afrika-Linien verladen. Von Durban, dem einzigsten Hafen der britischen Kolonie Natal an der Südostküste Afrikas, ging dann die Reise ums Kap der guten Hoffnung, an den Kanarischen Inseln vorbei nach Hamburg. Viel Mühe machte, unterwegs die Tiere bei Sturm und Seegang zu besorgen und ihnen den klimatischen Uebergang erträglich zu machen. Ohne nennenswerte Verluste, die ja bei einem solchen Transport immer einkalkuliert werden müssen, kam der Transport im Hamburger Hafen an. Lange Zeit dauerte es, bis der gesamte Transport aus dem Schiff auf die Bahn verladen war und zur festgesetzten Zeit in Afseln eintraf.

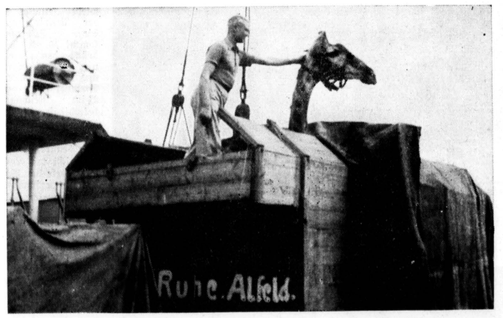
Wagen auf Wagen brachten die wertvolle Last und dann ging's aus Auspacken, nachdem Tage vorher schon alles zum Empfang vorbereitet war. Und was für Kostbarkeiten kamen da zum Vorschein! Die größte Nste beherbergte eine weibliche Giraffe von fast 4¾ Meter Höhe, eine wertvolle Ergänzung des vorhandenen Bestandes! Nicht auf Kiste wurde entladen, große und kleine, und immer wieder freute man sich an den Tieren, die in guter Verfassung allein oder mit sanfter Nachhilfe den Transportkäfigen entstiegen. 50 große Säugetiere allein waren es, die nun in zweckmäßigen Eingewöhnungsgattern für ihre weitere Aufgabe, in zoologischen Gärten Kenntnis von dem Artenreichtum der fremdländischen Tierwelt zu geben gewöhnt werden. Ein schönes Paar der größten Antilopenart, der Eland-Antilope, die bis drei Meter lang und zirka 750 Kilo schwer wird, war dabei, ferner die prächtige Nnalla-Antilope, die Impallaantilope, 2 Arten der großen Wasserböcke, der kleine Roi Rhebuk, Rudus, die auf der Reise noch ein Junges geworfen hatten, Springböcke, Buschböcke, die zu den Kuhantilopen gehörenden Raama-Hartebeests, eine ganze Herde Bleßböcke, Tschakma-Paviane und Hamadrias 14 erwachsene Mossel-Strauße, die hochbeinigen Sekretäre, 17 Pinguinen, die einzig schönen Paradieskraniche, ja auch ein zahmer Jaguar und ein Leopard waren dabei, nicht zu vergessen die Seebären! Das sind nicht etwa ausgediente Matrosen, sondern den Seelowen ähnliche Wasser-Säugetiere.

Die Vogelwelt war besonders reichlich vertreten. Zirka 3500 Vögel aller Art schwirrten und lärmten in ihren praktischen Transportkisten. Eine selten eingeführte Tokoart, 15 ebenfalls selten importierte graue Lärmvögel, Nashornvögel, die Ruhe 1914 erstmalig nach dem Zoologischen Garten Berlin brachte, ebenso einige Rotbauchwürger, die 1913 erstmalig von Ruhe importiert wurden, die kleinen zu den Webervögeln gehörenden Schnurbürchen, Webafinken, ein ganzer Schwarm Wachtelastrilde, die, wie schon der Name sagt, in ihrem Benehmen den Wachteln ähneln. All die Vogelarten aufzuzählen, würde zu weit führen. Aber verwirrend ist der Eindruck schon für den Kenner und rattos steht der Laie vor diesen mannigfaltigen Farben und Formen der tropischen Tierwelt.

Text und Photos G. Raak.



Junger indischer Elefant auf dem Dampfer



Giraffe, 4,70 Meter hoch, in ihrer Transportkiste auf Dampfer „Urundi"

Entdeckungsfahrt durch Deutschland: V.

Der Kampf um den Raum

Von unserm Sonderberichterstatter Gert von Klass

Das ist die entscheidende Tatsache: Deutschland kämpft um den ihm vom Schicksal belassenen Raum mit dem ganzen Einsatz seiner Kräfte des Armes und des Herzens. Manchen mag diese Erkenntnis nicht eben als große Entdeckung erscheinen. Aber ich hätte dem Chor der Kritiker besonders im Ausland gewünscht, er hätte mich auf dieser Fahrt begleiten können. Und ich möchte meine Begleiter auf dieser Reise am Ende wohl gefragt haben: wo gibt es wieder ein Volk, das so um den letzten Meter seines Raumes ringt in zäher Unerbittlichkeit wie Deutschland. Hätte dieses Ringen in aller Stille oft um allerkargsten Boden wohl einen Sinn, wenn dieses Volk von Eroberungszügen und Kriegen träumte. Eine flüchtige Reise gibt keinen richtigen Eindruck. Auch der ständige Aufenthalt in Deutschland führt nicht an das Wesen der Dinge heran. Man muß sich schon ernstlich um sie mühen, muß dahin gehen, wo der Spaten geschwungen wird, wo die Front der Arbeit ist.

Man muß das auch gelegentlich als Deutscher tun. Wir leben in einem uralten Kulturland. Aber wieviele wissen, was noch immer in diesem Land zu tun ist. Und wieviele wissen, was nun wirklich getan wird! Der einzelne sieht nur den Ausschnitt, nicht den großen Plan. Der aber ist da.

Märchen und Wirklichkeit

Wer kennt den Hinterlandswald im Rheingau anders als nur von der Fahrt durch das idyllische Wispertal? Dieser Wald hat seine Poesie, aber er hat auch seine Realität. Dieses eine Gebiet umfaßt 30 000 Hektar Wald. Das sind 120 000 Morgen. Aber der Hinterlandswald trägt seinen Namen nicht zu unrecht. Es ist wirklich Hinterland — Einsamkeit, Unerschlossenheit und nüchtern gesprochen: Unrentabilität. Wie in die Moore des Emslandes müssen in dieses Riesengebiet erst einmal Wege getrieben werden, um dem Wald, der teilweise noch urwaldähnlichen Charakter hat, beikommen zu können.

Das ist zum Beispiel die Arbeit der Abteilung des Reichsarbeitsdienstes, die bei Lauenbrücken liegt, unterhalb der Laurburg. Traumverloren sieht die Burg in das Tal, wo jetzt die kleine Feldbahn rattert und der Spaten in den Faulschiefer stößt. Faulschiefer genannt, weil er wirklich faul, morsch und weich ist wie verrottetes Holz. Von einer Lore wird der Aufsatz heruntergenommen, und auf das Untergestell werden zwei runde Balken gelegt. Das ist unser Sitz, hübsch ungefedert. Dann rattert die kleine Lokomotive los, den neuen Weg entlang in den Wald hinein. Hier breiten sich nicht zwischen den Bergen liebliche Täler. Die Berge lassen kaum Platz für diesen Weg und den Bach, der sich zwischen den Hängen seinen Lauf sucht. Da ist nun der Wald — keine geraden Stämme, sondern knorrig und verschlungen. Sehr märchenhaft und sehr wenig brauchbar! Natürlich nicht überall, aber doch weite Strecken hindurch besonders an den steileren Hängen, wo die Erdschicht ganz dünn ist.

Die Katastrophe des Waldes

Freilich die große Naturkatastrophe, die im April des Jahres 1936 über dieses und die angrenzenden Gebiete hereinbrach, nahm sich nicht diesen murkeligen Wald zum Ziel, sondern griff sich das Beste heraus. Diese Katastrophe, wenngleich sie heute als überwunden anzusehen ist, lebt noch im Bewußtsein des Arbeitsdienstes dieses Gaues. Von ihren Ausmaßen ein Bild zu machen, ist nicht ganz einfach. In zwei Tagen brachen Schnee und Sturm ganze Waldstrecken nieder, zersplitterte die Stämme, schleuderten sie zwei dreimal gebrochen kreuz und quer durcheinander. Ein Feldmeister erzählte mir, daß sie versucht hätten, sich auszurechnen, welche Schneelast eine Tanne damals wohl zu tragen hatte. Sie sind bei diesen Berechnungen bis auf 40 Zentner Schnee gekommen. Der feuchte Aprilschnee haftete gut. Dann fuhr der Sturm in die verspätete Winterherrlichkeit. Da brachen die Stämme wie Glas. Allein im Hinterlandswald gingen 700 000 Festmeter Holz zu Bruch. In den Nachbargebieten, im Weiterwald und im Sauerland war es nicht anders.

Da lagen nun die Wälder kilometerweit hingeschmettert. Wo heute loser, durchsichtiger Bestand ist, stand damals Tanne bei Tanne. Aber noch war dieses niedergebrochene Holz etwas wert. Da erstand ihm ein neuer Feind in dem Borkenkäfer. Dieser Schädling gedeiht in totem Holz am besten. Wenn er in großen Massen auftritt, greift er aber auch gesunde Stämme an. Da galt es, aus Wert zu gehen. Eine Abteilung des Arbeitsdienstes nach der andern wurde in das Katastrophengebiet geworfen. Sie lebten in Zeltlagern und räumten auf, schälten die Stämme, rodeten und retteten, was zu retten war.

Man ist nicht bei der einmaligen Arbeit stehen geblieben. Es gibt hier noch überall genug zu tun! Waldlöschen, wie sie der Schneebruch schuf, sind Wunden in der Natur, tote Stellen. Man arbeitete die Erdkrume durch, säte zwischen den Stubben Roggen und hat gute Ergebnisse erzielt — mitten im Wald! Es ist immer dasselbe: das Ringen um jeden Meter Raum. Der Arbeitsdienst führt wirklich an die Erde, an das Land heran. Das ist seine Phrase. Das ist so. Manches junge Bursche aus der Stadt, der so zum ersten Mal mit dieser Erde rang, mag hier auch empfunden haben, daß sie ihren besonderen Segen hat für den, der sich im Schweiße seines Angesichtes um sie müht.

Wo der Herrgott Basaltblöcke regnen ließ ...

Und weiter der Westerwald. Der Name führt irre. Längst ist er kein geschlossenes Waldgebiet mehr. Die Wälder, die auf diesen rauhen Hochflächen rauschten, wanderten einst in die Schmieden und Hämmer des Siegerlandes. Eine Aufforstung unterblieb, sehr zum Schaden der klimatischen Verhältnisse. Heute ziehen sich durch diese Hochflächen meist nur noch Waldstreifen, die stehen blieben oder neu gepflanzt wurden zum Schutz gegen den Nordost, der sich mit Vorliebe auf den weiten Flächen dieses Gebietes austobt. Es ist so weit, daß man stundenlang mit dem Auto hindurchrasen kann!

Auch sonst sind die Hochflächen des Westerwaldes von der Natur nicht begünstigt. Der Oberwesterwald, so hoch er liegt, ist merkwürdigerweise sehr naß. Schuld daran trägt eine Lehm- und Tonschicht, die sich dicht unter der Erdoberfläche hinzieht — die Lettenschicht, die kein Wasser durchläßt.

Damit nicht genug. Dieses ist die Gegend, wo der Herrgott Basaltblöcke regnen ließ. Das Bild, das einer Sage aus der dortigen Gegend entnommen ist, vermittelt durchaus eine richtige Vorstellung. Diese Basaltblöcke, meist viele Zentner schwer, liegen wie hingeregnet auf den Wiesen verstreut. Sie sind das sehr für militärischen Drill bei Ihren Mai-Kreuz des Landwirtes, dem hier kein leichtes Los beschieden ist. Solch ein Block liegt halb eingewühlt in die Erde, zur andern Hälfte ragt er daraus empor. Aber man sieht ihn nicht, weil sich eine Moosschicht darüber zog. Was ist mit solchem Wiesenland anzufangen!

Es wird etwas damit angefangen. Der Arbeitsdienst bricht die Basaltblöcke aus der Erde heraus. Dann werden sie zu Haufen zusammengetragen. Rechts und links von der Straße liegen diese dunklen Basalthaufen, um die nun Weidenröschen blühen. Diese Steinhaufen sind auf keine Weise mehr zu verwenden. An der Sonne wird der Basalt hart wie Stahl, trotz jeder Bearbeitung. So werden die Basalthaufen dort wohl in alle Ewigkeit liegen. Aber die Wiese, das hier so besonders wichtige Weideland ist frei.

Das ist der Anfang der Hutungsarbeiten. Das Moos macht sich auch sonst auf dem Weideland breit. Der Arbeitsdienst kappt diese Moosbügel ab, trägt das Moos zu Haufen zusammen und verbrennt es. Eine so bearbeitete Wiese mit den vielen kahlen Stellen sieht sonderbar genug aus. Und schließlich wird die Letteschicht durch Drainagearbeiten durchbrochen. So wird brauchbares Weideland gewonnen. Das ist hier der Kampf um den Raum!

Das Mosaik in der Landschaft

Der Kampf tut bitter not. Wo die Kuh im Joch geht, ist kein Reichtum zu Hause. Pferde sieht man hier nur selten. Bauern mit zwanzig Morgen Land sind schon groß. Ueber die stillen Höhen ziehen die Kuhherden. Immer ist hier ein Hirte dabei. Ich sah einen Kuhhirten, wie er in einem Buch lesend langsam hinter seiner Herde schlenderte. Manches ließe sich hier anders gestalten, wenn das Weideland mehr hergäbe.

Wie sich der Blick schärft, wenn man so wochenlang durch das Land zieht. Ich bin auf Schloß Hachenburg. Das alte Gemäuer hallt wieder von den jungen Stimmen der Arbeitsmänner. In den Zimmern, an deren Decken noch barocker Zierrat stäunt, sind jetzt die Feldbetten aufgebaut. Von jedem dieser Zimmer geht der Blick meilenweit ins Land. Da sehe ich drüben am großen Hang das Mosaik der Felder — winzig kleine Streifen, Flecken, Bänder, schief und krumm geschnitten. Eine eindringliche Demonstration, wohin bäuerliche Erbteilung zuletzt führt. Welch ein Heerlauf, diese einzelnen Feldrechen zu bestellen.

Unten im Tal sehe ich das Kloster Marienstatt, eingebettet im Frieden der Wälder, die hier einmal größere Ausdehnung annehmen. Ich fuhr später hinunter. Zwei Pferde kommen langsam des Weges daher. Wie wolkenverloren es hier ist. Die Zeit scheint den Atem anzuhalten.

Dann kommt der Endpunkt dieses Fahrtabschnittes, das freundliche Städtchen Marienberg. Auch hier haust eine Abteilung des Reichsarbeitsdienstes, auch hier werde ich mit dieser selbstverständlichen ruhigen Gastfreundschaft aufgenommen, wie sie mir überall begegnete. Die „große Welt" liegt fern von diesen Höhen. Eine Abwechslung, eine Anregung wird dankbar begrüßt.

Wie oft hatte ich nun Gelegenheit mit Arbeitsdienstführern aller Grade zu sprechen. Wieder fällt die leidenschaftliche Anteilnahme an dem Werk auf, die weit über das bloße Berufsinteresse hinausgeht. Auch dem weiblichen Arbeitsdienst ist es nicht anders. Schüchtern frage ich die Lagerführerin des „Bach"-Lagers bei Marienberg: Sind Sie nun den?" Die Antwort läßt keine Schlüsse auf sich warten: „Wenn Sie meinen, ich mit rechts und links um, nein! Aber für's Gehorchen bin ich. „So geht es zu, frisch und energisch. Und dann trinken wir Kaffee aus Westerwälder Steinzeug."

Man sieht es wieder einmal in der Praxis: auf die Führung kommt es an. Sie drückt den einzelnen Abteilungen und Lagern ihren Stempel auf. Beim Reichsarbeitsdienst ist es die Sache selbst, die die Führerauslese bewirkt. Wer sich nicht mit Leib und Seele der Sache verschreibt, kann sich nicht halten. An einer Hinsicht freilich ist es leicht, sich dieser Sache zu verschreiben. Was geschieht, leuchtet unmittelbar ein. Das Werk spricht sicherlich — dieser leidenschaftliche Kampf um den Raum, die Erde, die Heimat,

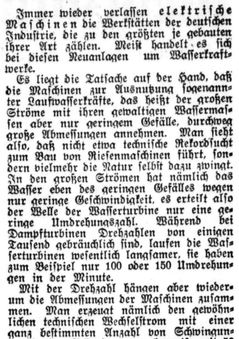
Auch mit Nadel und Faden kann der Arbeitsmann umgehen. (Photos Archiv.)

Giganten
des Maschinenreiches

Immer wieder verlassen elektrische Maschinen die Werkstätten der deutschen Industrie, die zu den größten je gebauten ihrer Art zählen. Meist handelt es sich bei diesen Neuanlagen um Wasserkraftwerke.

Es liegt die Tatsache auf der Hand, daß die Maschinen zur Ausnutzung sogenannter Laufwasserkräfte, das heißt der großen Ströme mit ihren gewaltigen Wassermassen aber nur geringem Gefälle, durchweg große Abmessungen annehmen. Man sieht also, daß nicht etwa technische Rekordsucht zum Bau von Riesenmaschinen führt, sondern vielmehr die Natur selbst dazu zwingt. In den großen Strömen hat nämlich das Wasser eben des geringen Gefälles wegen nur geringe Geschwindigkeit, es erteilt also der Welle der Wasserturbine nur eine geringe Umdrehungszahl. Während bei Dampfturbinen Drehzahlen von einigen Tausend gebräuchlich sind, laufen die Wasserturbinen wesentlich langsamer, sie haben zum Beispiel nur 100 oder 150 Umdrehungen in der Minute.

Mit der Drehzahl hängen aber wiederum die Abmessungen der Maschinen zusammen. Man erzeugt nämlich den gewöhnlichen technischen Wechselstrom mit einer ganz bestimmten Anzahl von Schwingungen in der Sekunde, normalerweise mit 50 solcher Schwingungen oder Perioden, von denen jede aus einer positiven und einer negativen Halbwelle besteht. Läuft nun ein Stromerzeuger mit 3000 Umdrehungen in der Minute, das heißt mit 50 Umdrehungen in der Sekunde, so liegt der



Ein großes Polrad für einen Wasserkraftgenerator wird bearbeitet (Werkbild.)

Fall besonders einfach; man kommt dann mit zwei Polen auf dem Läufer aus, von denen jedweils der eine die positive, der andere die negative Halbwelle liefert. Hat man jedoch nur 300 Touren zur Verfügung, so braucht man, um den gleichen Strom zu erzeugen, 20 Pole auf dem Läufer, und bei 150 Touren sind sogar 40 Pole nötig. Mit sinkender Drehzahl vergrößert sich also die Zahl der auf dem Läufer des Stromerzeugers nötigen Pole und damit auch der Wert, den man für die Umfangsunterbringung am Umfang des Läufers braucht.

Man könnte nun auf den Gedanken kommen, diese Pole, um sie leichter auf dem Läuferumfang unterbringen zu können, schmal und lang zu machen, das heißt dem Läufer die Form einer langen Trommel von verhältnismäßig geringem Durchmesser zu geben. Dem widerspricht aber eine andere Forderung, die mit der Regelung der Wasserkraftmaschine zusammenhängt. Solche Kraftmaschinen müssen nämlich immer mit gleichbleibender Drehzahl laufen. Sinkt nun die Belastung, das heißt braucht die Maschine weniger Strom zu liefern, so muß man auch die Wasserzufuhr zur Turbine drosseln, wenn nicht eine Erhöhung der Drehzahl eintreten soll. Man kann aber den Wasserzustrom nicht beliebig schnell absperren, weil sonst gefährliche Rückdruckkräfte in den Rohrleitungen entständen, sondern muß dem Regelvorgang eine bestimmte Zeit lassen. Um nun zu verhindern, daß innerhalb dieser Regelzeit die Turbine „durchgeht", das heißt doch auf höhere Touren kommt, muß man dem Läufer des Stromerzeugers eine gewisse Schwungmasse geben. Und diese Schwungmasse läßt sich am einfachsten dadurch gewinnen, daß man das Polrad entsprechend groß macht. So erklären sich die großen Polräder, die man bei neuzeitlichen Wasserkraftmaschinen findet.

Das große Polrad braucht naturgemäß ein entsprechend kräftiges und einen entsprechend groß bemessenen Ständer. Kurz die ganze Maschine nimmt dann die Ausmaße an, die man an ihr bestaunt und die zugleich wirtschaftlich besonders günstig sind, weil die Kosten der Leistungseinheit einer elektrischen Maschine um so niedriger werden, je größer die Gesamtleistung ist, die man mit einer einzigen Maschine hemmen kann. Wirtschaftliche und technische Forderungen gehen also hier aufs engste parallel.

Stanley KLÄRT DEN FALL

Kriminalroman von Hanns Stehle

2. Fortsetzung

„Das Motiv ist ja wohl klar," sagte Inspektor Gyór und blickte fragend den Chef an, der zustimmend nickte. Auf der Suche nach weiteren Spuren wurde ein Lederetui gefunden, das Rasierzeug und Toilettengegenstände enthielt, sodann nahe am Kopfende des Bettes ein kleiner Reisewecker, der genaue Zeit anzeigte und dessen Weckzeiger auf 7 Uhr gerichtet war. Auf dem Boden lag noch ein Buch, ein italienischer Liebesroman, in dem der Schlafwagengast offenbar gelesen hatte, bis er von dem Mörder überrascht worden war.

Plötzlich beugte sich Sopron nahe an das Bett, verschob das Kopfkissen und deutete triumphierend auf einen blutigen Dolch, der zum Vorschein kam und vermutlich vergessen worden war.

„Nicht anrühren!" befahl er laut. „Vielleicht lassen sich Fingerabdrücke feststellen. Was sagen Sie zu der Waffe, Doktor?"

„Die Klinge scheint in die Wunde zu passen, ich muß das noch genauer prüfen. Vermutlich handelt es sich aber um das Mordinstrument."

„Ich denke, so kommen wir weiter. Inspektor Szalk, untersuchen Sie doch mal den Dolch!"

Dieser, Spezialist für Fingerabdrücke, kam näher, beugte sich über den Dolch und betrachtete ihn unter einem Vergrößerungsglas genau. Es war ein eigenartiges, sicher recht teures Stück: ein reich geschnitzter Griff aus dunklem Holz, die Klinge 15 Zentimeter lang und aus blitzend geschliffenem Stahl. Irgendeine Fabrikmarke oder ein Zeichen war nicht zu entdecken.

„Keine Abdrücke," stellte der Inspektor nach einer Weile fest. „Der gerippte Holzgriff nimmt keine Fingerspuren auf. Und an der Klinge ist auch nichts zu finden."

Der Gerichtsarzt nahm Szalk den Dolch aus der Hand und verglich nun die Klinge mit der Seitenwunde.

„Kein Zweifel," entschied er am Schluß, „der Todesstoß ist mit diesem Messer geführt worden."

„Sonderbar," meinte Gyór, „daß der Mann vollständig angekleidet ist. Nachts um 2 Uhr oder 3 Uhr — diese Zeit kommt für die Tat etwa in Frage — pflegt man im Schlafwagenabteil doch keine Anzüge zu tragen!"

„Wahrscheinlich erwartete er jemand." Sopron sah sich um, aber da niemand widersprach, fuhr er fort: „Ja, so wird es gewesen sein — der Mann legte sich angekleidet aufs Bett — man sieht ja deutlich, der Anzug ist zerdrückt — die Tür ließ er offen für den späten Besuch — er vertrieb sich die Zeit mit Lesen, schlummerte vielleicht auch ein wenig . . . bis sich dann der Mörder einschlich . . ."

„Sie meinen die Person, die hier erwartet wurde?"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Das wird sich noch herausstellen. Jetzt bleibt noch dies zu untersuchen . . ." Sopron deutete auf die Weinflasche, die zusammen mit einer Karaffe Wasser und zwei Henkelgläsern auf dem hochgeklappten Tischchen, genau zwischen Bett und Tür, stand. Die Flasche, ein ausgesuchter Ungarwein, war aufgekorkt, aber nur wenig angebrochen, das eine Glas war leer das andere halb mit Wasser gefüllt.

„Sehen Sie nach den Fingerabdrücken, Szalk!" verlangte der Chef. „Da läßt sich bestimmt etwas feststellen."

„Hoffentlich", gab Szalk zurück und machte sich an die Arbeit. „Vermutlich aber stammen die Abdrücke — die übrigens an dem Wasserglas sehr deutlich sind — von dem Ermordeten. Wir werden das gleich haben." Er ging zu dem Leichnam und drückte auf eine kleine präparierte Karte dessen Daumen, Zeige- und Mittelfinger ab, verglich dann wieder, lagte nach einiger Zeit in bestimmtem Ton:

„Ich bin erstaunt. Die Abdrücke stimmen nicht überein. Aus dem Glas muß eine andere Person getrunken haben."

„Interessant, Szalk!" äußerte Sopron. „Wir werden auch das noch herausbringen. Das wäre vorläufig alles . . ."

Gyór, der am Fußboden alles abgesucht hatte, erhob sich. „Sonstige Spuren sind nicht zu finden."

„Gut. Prüfen wir also jetzt noch die anderen Schlafwagenräume." Die Abteile, die neben dem des Ermordeten lagen, wurden besonders eingehend untersucht; zuerst Nummer 106; dieser Raum war unbesetzt gewesen und wies nichts Verdächtiges auf, genau so wenig das Abteil 107, das ein einzelner Herr innegehabt hatte. 104 war von der Marchesa bewohnt worden; hier herrschte ein Durcheinander von Parfümflaschen, Spiegeln, Toilettenartikeln, Hausanzügen, Seidenwäsche, ein Paar Pantöffelchen — alles lag kreuz und quer. Besonderes oder Auffälliges ließ sich indessen nicht entdecken, ebensowenig in den übrigen Abteilen. Einiges Aufsehen erregte nur, daß im Raum 102, in dem viele amerikanische Zeitungen aufgestapelt lagen, das Fenster geöffnet war, eine Tatsache, die im Hinblick auf den frühen und sehr kühlen Morgen ungewöhnlich war und Sopron Anlaß zum Nachdenken gab.

*

Nachdem die Untersuchung im Schlafwagen endgültig abgeschlossen war, begab sich der Chef der Kriminalpolizei mit seinen Begleitern wieder in das Zimmer, das ihm zur Verfügung gestellt worden war. Dort erwartete ihn bereits der Untersuchungsrichter, Herr von Karczag. Sopron gab genauen Bericht von den bisherigen Feststellungen, stockte aber plötzlich, als er in dem anstoßenden Warteraum, in dem die Schlafwageninsassen untergebracht waren, Lärm vernahm. Er stürzte sofort in den Saal und traf hier die größte Verwirrung an: Der Oberst war gerade im Begriff, sich mit dem Schutzmann, der Wache zu halten hatte, tätlich einzulassen.

„Was geht hier vor? Wie können Sie sich unterstehen . . ." schrie Sopron entrüstet Rosso an. „Zurück — lassen Sie das! Sie widersetzen sich der Staatsgewalt. Hören Sie auf!" Er war sehr erregt, sprach hitzig und mit der beleidigten Würde eines Beamten, der zusehen muß, wie das Gesetz mit Füßen getreten wird.

„Die ganze Schuld liegt an diesem Ekel von Schutzmann, der sich so roh benommen hat", entgegnete Rosso und warf wütende Blicke umher.

„So sprechen Sie wenigstens — was war denn eigentlich los?"

„Oh, diese Dame da" — der Oberst deutete auf die Marchesa — „verlangte harmlos nach einem Glas Wasser: der Aermsten ist nicht wohl, wie Sie selbst sehen können. Sie ist leidend und abgespannt: und dieser Rohling weigerte sich, es zu holen."

„Ich durfte das Zimmer nicht verlassen", verteidigte sich der Schutzmann. „Meine Befehle sind vollkommen klar."

„Deshalb wollte ich selber das Wasser holen", warf Rosso ärgerlich ein und sah den Schutzmann an, als ob er ihn im nächsten Augenblick an die Gurgel fahren wollte. „und da hinderte mich dieser Mensch!"

„Das war vollständig in Ordnung", entschied Sopron. Rosso aber versetzte vorwurfsvoll:

„Warum hat er dann niemanden gerufen? Ich kann Ihnen wirklich kein Kompliment machen, weder über Ihre Leute noch über Ihr Verfahren. Ich war bisher der Ansicht, daß auch die Behörden, die Gesetze der Höflichkeit zu respektieren haben, besonders Damen gegenüber!"

„Ich danke Ihnen, Herr Oberst", mischte sich die Marchesa ein und schenkte ihrem Beschützer einen warmen Blick.

Der Chef zog die Stirne kraus. „Für die Art und Weise meines Verfahrens bin ich Ihnen keine Rechenschaft schuldig! Außerdem scheinen Sie zu vergessen, in welcher Lage Sie sich befinden. Sie sind hier festgehalten, Sie alle", — Sopron wandte sich jetzt an sämtliche Anwesenden — „als verdächtig festgehalten. Ein abscheuliches Verbrechen ist begangen worden, und vermutlich kommt als Täter einer von Ihnen in Frage . . ."

„Eine unerhörte Verdächtigung!" fuhr der Oberst auf. „Jedenfalls protestiere ich für meine Person und auch im Namen der Frau Marchesa Grimani gegen diese Behandlungsweise! Ich bin Oberst — Oberst Alessandro Rosso. Die italienische Botschaft in Budapest ist ein Bekannter von mir."

„Durchaus möglich, aber . . ."

„Und ich wünsche den Botschafter von den Vorgängen hier zu unterrichten — verstehen Sie mich? Sehen Sie ihn telefonisch in Kenntnis."

„Gut, das soll geschehen. Auf freien Fuß kann ich Sie aber trotzdem vorläufig nicht setzen. Zuerst muß ich Sie alle genau verhören."

„Da können Sie lange Verhöre anstellen. Der Täter ist vermutlich längst über Berg und Tal."

„Wieso? Wie meinen Sie das? Der Mörder muß unter den Schlafwageninsassen oder den Personen, die sich im Schlafwagen aufgehalten haben, zu suchen sein. Und die sitzen alle hier."

„So? Alle, meinen Sie? Aber es fehlt doch einer . . ."

„Es fehlt einer", fragte Sopron und schnappte vor Erstaunen nach Luft. „Wieso fehlt einer? Wer fehlt?"

Der Oberst lachte geringschätzig. „Sie müssen eben nachzählen, dann kommen Sie wohl selbst darauf. Heute morgen, kurz nach dem Mord, war er noch da."

„Wer denn, um Himmelswillen, Herr Oberst?" Sopron wurde vor Aufregung höflich.

„Ein Amerikaner, dem Akzent nach. Er sprach doch auch mit dem Schaffner heute früh . . ."

„Stimmt das?" fuhr der Chef den Schlafwagenschaffner an, der wieder dasaß und vor sich hinstierte. „Warum haben Sie denn das nicht gleich angegeben?"

Der Gefragte zuckte die Schultern und tat erstaunt. „Ich bemerkte es eben nicht. Jetzt, nachdem es der Oberst sagt, fällt es mir auch auf."

„Unerhört! Wieviel Personen übernachteten in Ihrem Wagen — das wissen Sie doch wohl?"

„Gewiß. Ich habe es Ihnen bereits angegeben — es waren sieben."

„Und wieviel sind hier anwesend?"

Der Schaffner begann zu zählen. „Ich sehe sechs — allerdings ohne das Fräulein, das nicht in den Wagen gehört, und ohne den Kellner."

„Menschenskind, das müssen Sie doch früher bemerkt haben! Das ist ja unglaublich. Wissen Sie, daß Sie sich damit belasten?"

„Sie vergessen, daß man mich betäubt hat", warf der Schaffner trübsinnig ein.

„Wissen Sie wenigstens den Namen des Fehlenden?"

„Leider nicht."

Sopron blickte sich im Kreis um. „Wer von den Anwesenden kann über den Verschwundenen Auskunft geben? Weiß jemand seinen Namen?"

Eine Weile war Stille. Plötzlich erhob sich Dagmar, die bisher bleich und unbeweglich auf ihrem Stuhle gesessen hatte, und sagte:

„Ich habe ihn im Speisewagen kennengelernt: er heißt Mr. Stanley . . ."

„Aha . . ." Der Polizeichef fixierte sie einige Augenblicke mißtrauisch und fragte dann: „Sie sind doch die Dame, die im Abteil des Ermordeten angetroffen wurde?"

„Ich hatte mich in der Tür geirrt." Dagmar schlug die Augen nieder.

„Nun, das wird sich aufklären. Ich verstehe nur nicht, wie dieser Mr. Stanley sich aus dem Staube machen konnte. Nach der Entdeckung des Verbrechens ist er Ihren Angaben nach" — Sopron wandte sich wieder an den Oberst — „noch gesehen worden, und von da ab fuhr der Zug doch ohne Aufenthalt durch bis Budapest."

„Wissen Sie das so genau?" ferkelte Rosso augenzwinkernd. Erstaunt fragte Sopron zurück:

„Hielt er denn etwa nochmal?"

Ohne seinen Spott zu verbergen, antwortete Rosso: „Mattirisch hielt er. Irgend jemand zog die Notbremse. Ich wundere mich, daß Sie darüber nicht Bescheid wissen, Herr Polizeichef!"

*

„So also stehen die Dinge", schloß Sopron seinen Bericht, den er dem Untersuchungsrichter gegeben hatte. Er atmete sichtlich auf, als der Schweiß von der Stirn.

Herr von Karczag dachte nach. Er war ein ernster Mann von blühender Gesichtsfarbe, weicher Stimme, kahlem Kopfe und ziemlich stattlicher Figur, ein Mann, der seine Ziele nicht mit Gewalt verfolgte, sondern meist mit seiner Ueberredungsgabe mehr erreichte als der eifrige Kollege von der Polizei, dessen hitziges Vorgehen er ablehnte.

„Fassen wir das Ergebnis noch einmal kurz zusammen", begann er nach einer Weile gemächlich. „Ein Reisender namens Torcello — wie auch dem Kofferzettel hervorgeht — wurde heute früh erstochen aufgefunden. Nach dem Befund des Arztes geschah die Tat nachts etwa um 2 oder 3 Uhr. Das Abteil des Ermordeten war unverschlossen, außerdem war er angekleidet, schien also Besuch erwartet zu haben. Die Entdeckung der Leiche erfolgte heute früh durch den Schaffner — dem ein Unbekannter Opiumzigaretten unterschoben hatte —, und zwar wurde er durch den Schrei einer weiblichen Person aufmerksam, die er im Abteil des Ermordeten, genauer gesagt in der offenen Tür vorfand. Nicht viel später zog man die Notbremse: ein Insasse ist verschwunden unter Zurücklassung seines Gepäcks — vermutlich durch das Fenster, das in seinem Abteil geöffnet war. — Ist das soweit richtig?"

„Ja. Und was den Kellner anbelangt . . ."

„Darauf kommen wir später. In allererster Linie ist natürlich die Person belastet, die am Tatort angetroffen wurde."

„Stimmt. Ich schlage vor, sie jetzt sofort zu verhören."

„Ich möchte bitten, sie erst später zu vernehmen. Man muß systematisch vorgehen und jede Voreingenommenheit vermeiden. Es wäre am besten, zuerst die Personen zu hören, die dicht neben dem Ermordeten schliefen. Das sind, Ihrer Skizze nach, die Schlafwagengäste der Abteile 104 und 107 — Nummer 106 war ja unbesetzt."

„Gut. In 104 wohnte eine Dame, die Marchesa, und in 107 ein Herr."

„Nehmen wir also zuerst die beiden — und dann anschließend den Obersten, der sich so ungebührlich gebärdet."

Sopron erhob sich, ging an die Tür und gab dem Schutzmann entsprechende Anweisung, während sich Herr von Karczag hinter einen längeren Tisch setzte, einige Papiere ausschlug und seinem Gesicht einen undurchdringlichen und gleichmütigen Ausdruck gab. Neben ihm, zur Rechten, nahm sofort wieder Sopron Platz, auf der linken Seite der Inspektor Szalk und Gyór und gegenüber ein Gerichtsschreiber, der das Protokoll zu führen hatte.

Langsam trat die Marchesa herein, gefolgt von dem Schutzmann, der den Raum aber sofort wieder verließ. Sie sah mitgenommen aus.

„Nehmen Sie Platz", begann Herr von Karczag milde in vorzüglichem Italienisch und deutete auf einen Stuhl. „Ich hoffe, daß Sie imstande sind, meine Fragen zu beantworten."

(Zeichnung: Erts)

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung", erwiderte die Marchesa und versuchte ein leichtes Lächeln, als sie hinzusetzte: „Und ich habe auch keine andere Wahl!"

„Sie sind also die Marchesa von Grimoni; darf ich um Ihren Paß bitten?" Er blätterte, als er ihn erhalten hatte, einige Augenblicke darin — und fuhr dann fort:

„Sie sind in Rom eingestiegen?"

„Ja, gestern vormittag um 8 Uhr."

„Allein?"

„Nein, in Begleitung meiner Gesellschafterin, Fräulein Wendland."

„Seit wann steht Fräulein Wendland in Ihren Diensten?"

„Seit etwa vier Wochen. Auf ein Inserat hin hat sie sich als Gesellschafterin gemeldet. Da sie ausgezeichnete Zeugnisse und Empfehlungen vorweisen konnte und mir persönlich gefiel, habe ich sie engagiert."

„Und Sie waren bis jetzt zufrieden mit ihr?"

„Sehr zufrieden sogar."

„Sind Sie vielleicht darüber unterrichtet, ob sie in Rom Bekannte hat?"

„Nein, meines Wissens ist sie in Rom noch völlig fremd. Das heißt, richtig, einen Herrn hat sie kennengelernt, er fuhr im selben Zug; sie stellte ihn mir gestern im Speisewagen vor. Einen gewissen Doktor Zorn, wenn ich nicht irre."

„Wissen Sie Näheres über den Herrn?"

„Nein. Darüber befragen Sie wohl am besten Fräulein Wendland selber."

„Gut." Herr von Karczag schaltete eine Pause ein, setzte dann das Verhör fort. „Und nun, Frau Marchesa, möchte ich Sie über den Zweck Ihrer Reise nach Budapest befragen."

„Ist das nötig?"

„Gewiß."

„Nun, Sie sehen, ich bin noch in Trauer. Vor einem Jahr ist mein Mann gestorben, er hinterließ ein ziemlich kompliziertes Testament, das bis jetzt noch nicht vollstreckt ist. Nun haben die Verwandten meines Mannes, die zum Teil in Rumänien und Bulgarien leben, eine Zusammenkunft in Budapest anberaumt, und zu diesem Zwecke fuhr ich hierher."

„Aha. In Begleitung Ihrer Gesellschafterin?"

„Ja."

„Aber mit dem Herrn Oberst, der im selben Zuge fuhr, waren Sie auch zusammen?"

„Natürlich. Ich bin mit ihm befreundet."

„Wir wollen nun einen Schritt weiter. Sie wissen, daß in dem Schlafwagenabteil 105 ein Mann ermordet worden ist . . . also gerade neben Ihnen . . ."

„Ja." Sie schauderte zusammen. „Es ist entsetzlich."

„Kennen Sie den Mann? Er heißt Luigi Torcello? Haben Sie ihn auf der Reise einmal gesehen oder vielleicht zufällig kennengelernt?"

Die Marchesa zögerte, sagte dann aber schnell und mit Bestimmtheit:

„Nein, ich kenne ihn nicht, ich habe ihn auch nie gesehen. Ich habe gar nicht gewußt, daß das Abteil neben mir besetzt war."

„Sie haben in der Nacht nichts gehört? Ueberlegen Sie genau . . ."

„Nein. Nicht das geringste."

„Keine lauten Stimmen? Oder sonstigen Lärm?"

„Nein."

„Sonderbar. Dem ganzen Tatbestande nach muß dem Tode ein Kampf vorausgegangen sein. Und den müßte man nebenan doch gehört haben!"

„Ich schlief natürlich."

„Haben Sie einen tiefen Schlaf?"

„Für gewöhnlich nicht, aber auf der Reise pflege ich ein Schlafmittel zu nehmen. Zwei Tabletten Veronal haben eine ausgezeichnete Wirkung."

„Und die nahmen Sie auch gestern?"

„Ja."

Hier fiel der Polizeichef ganz plötzlich ein und fragte unvermittelt:

„Rauchen Sie Zigaretten?"

„Ja", antwortete erstaunt die Marchesa.

„Sind dies vielleicht die Ihrigen?" Er hielt ihr das Päckchen Opiumzigaretten hin, die der Schaffner auf seinem Tischchen gefunden hatte. Sie besah sie sich genau, gab aber dann auf das bestimmteste an, diese Zigaretten nicht zu kennen.

„Ganz bestimmt nicht?"

„Aber nein. Die Marke ist mir völlig fremd."

„Fahren wir fort", schlug der Untersuchungsrichter vor. „Sie wissen, daß heute Ihre Gesellschafterin in sehr verdächtiger Weise in dem Abteil des Toten angetroffen wurde. Sie gab an, sich in der Tür geirrt zu haben."

„Das halte ich für durchaus wahrscheinlich."

„Was wollte denn das Fräulein so früh bei Ihnen? — Es war doch erst sechs Uhr, und der Zug hatte bis Budapest noch volle zwei Stunden zu fahren."

„Das ist doch kaum bemerkenswert. Als am Abend zuvor Fräulein Wendland nochmals nach mir sah, habe ich sie gebeten, mich am anderen Morgen um sechs Uhr zu wecken. Ich wollte zum Anziehen genügend Zeit haben."

„Damit hätten Sie doch besser den Schaffner beauftragt . . ."

„Nun, ich hat eben meine Gesellschafterin darum, sie ist sehr zuverlässig."

„Sie war also am Abend zuvor ebenfalls im Schlafwagen bei Ihnen?"

„Ja, so etwa um halb zehn. Sie fragte, ob ich noch Wünsche hätte."

„War das nicht eigenartig?"

„Gar nicht. Höflich war das und ganz in Ordnung. Ich bat sie dann, mich zeitig zu wecken."

„Und dann ging sie wieder?"

„Gewiß."

„Oder blieb sie etwa im Schlafwagen — vielleicht bei Ihnen?"

Der Untersuchungsrichter beugte sich bei diesen Worten vor und faßte die Marchesa scharf ins Auge; aber diese hielt den Blick aus und erwiderte, leise Verachtung in der Stimme:

„Unsinn. Ich habe es doch gerade gesagt — sie hatte kein Schlafwagenbillet und konnte nicht da bleiben."

„Vielleicht unberechtigterweise und heimlich?"

„Ich weiß davon jedenfalls nichts."

„Halten Sie Fräulein Wendland für fähig, einen Mord zu begehen?"

„Nein. Niemals."

„Haben Sie sonst noch etwas zu sagen?"

„Ich weiß nichts mehr. — Darf ich jetzt gehen?" Müde klang ihre Stimme. Herr von Karczag schien jetzt plötzlich etwas wie Rührung für sie zu empfinden. Er betrachtete die junge Dame in Trauer, das blasse Gesicht, die großen dunklen Augen, die ihn bittend ansahen, und war eben im Begriff, das Verhör zu schließen, als Inspektor Szalk plötzlich eingriff und erklärte:

„Noch die Fingerabdrücke, bitte!" Er hielt der Marchesa eine präparierte Karte hin. Folglam drückte sie ihre zarten Fingerspitzen darauf und erhob sich.

„Wir ist entsetzlich übel. Bin ich nun entlassen?" Herr Oberst Nosso, der ja auf der Botschaft bekannt ist, bürgt für mich."

Der Untersuchungsrichter wechselte einen Blick mit dem Polizeichef, der die Achseln zuckte, und bestimmte:

„Die Stadt dürfen Sie vorläufig nicht verlassen. Sie müssen sich zur Verfügung der Polizei halten. Wo werden Sie wohnen?"

„Im Grand Hotel Hungaria."

„Gut, Frau Marchesa. Ich danke Ihnen. Sie dürfen gehen."

„Und mein Gepäck? Ich führe noch einen großen Schrankkoffer im Zug mit."

„Der in Rom aufgegeben wurde?"

„Ja."

„Dann können Sie darüber verfügen. Das Handgepäck muß aber vorläufig noch im Wagen bleiben."

*

Als nächster wurde der Mann vernommen, der nach den Angaben des Schaffners gleichfalls in nächster Nähe des Ermordeten ein Abteil bezogen hatte. Ein mittelgroßer, auffallend blasser Mann mit glattrasiertem Gesicht, ziemlich dunklem Teint, schwarzen Haaren und einer Hornbrille trat ein, grüßte, sah sich um, setzte sich.

„Ihr Name und Beruf, bitte?" begann Herr von Karczag lakonisch.

„Alberto Danieli. Ich bin Detektiv."

„Was?" warf Sopron tief errötend ein und sprang auf. „Das ist ja unerhört. Warum, in drei Teufels Namen, machen Sie diese höchst erstaunliche Angabe erst jetzt?"

„Das werden Sie wohl selber wissen, mein Herr. Ich habe Ihnen doch bereits vor zwei Stunden durch den Schutzmann ausrichten lassen, ich wäre in der Lage, wichtige Angaben zu dem Fall zu machen —"

„Ja, ja, natürlich. Aber warum waren Sie denn so zurückhaltend. Sie hätten mich nochmals daran erinnern sollen . ."

„Ihr Auftreten war nicht gerade ermutigend. Ich denke an die aufsehenerregende Szene mit dem Obersten, und ich wollte mich Ihnen keineswegs aufdrängen. Im Laufe der Verhöre mußten Sie schließlich doch noch auf mich kommen."

„Ganz ungeheuerlich, ganz abscheulich", ereiferte sich Sopron. Sein Gesicht war ganz rot. „Sie hätten darauf bestehen müssen, das war Ihre klar vorgezeichnete Pflicht! Sie behaupten, Detektiv zu sein?"

„Bitte, telegrafieren Sie nach Rom und lassen Sie es sich von der Präfektur bestätigen. Ich arbeite sehr viel mit der Polizei zusammen. Und hier ist meine Legitimation, des weiteren einige Briefe —"

„Und was haben Sie nun zu sagen?"

„Ich kann Ihnen mitteilen, wer der Ermordete war."

„Das wissen wir bereits."

„Wohl möglich, aber vermutlich doch nur den Namen. Ich kenne seinen Beruf, sein Geschäft, den Zweck seiner Reise; denn ich hatte Auftrag, ihn zu beobachten und ihm überallhin zu folgen. Daher kommt es, daß ich hier bin."

„Ein verdächtiger Charakter also — ein Verbrecher?"

„Jedenfalls ist er unter Mitnahme von Wertsachen aus Rom durchgebrannt."

„Ein Dieb demnach?"

„Der Detektiv beschrieb mit beiden Händen eine Gebärde des Zweifels. „Dieb ist ein hartes Wort. Was er mit sich führte, war sein Eigentum, oder es gehörte wenigstens einmal ihm . . ."

„Bitte, etwas deutlicher!" Der Polizeichef wurde ungeduldig. „Und beeilen Sie sich!"

„Ich stehe bereitwilligst zur Verfügung, wenn Sie Fragen an mich stellen wollen."

Jetzt griff der Untersuchungsrichter ein. „Erzählen Sie nur Ihre Geschichte! Fragen können wir später."

„Der Ermordete heißt Luigi Antonio Torcello und ist Inhaber der Viktoria-Bank in Rom. Es handelt sich um ein altes Unternehmen, das sich des besten Rufes erfreute, in den letzten Jahren aber anscheinend in Schwierigkeiten geraten ist. In gewissen Kreisen wurden die Liquidität und das finanzielle Gebaren des Geschäftes angezweifelt. Die Regierung bekam Wind von der Sache; es stehe ein großer Skandal bevor. Die Angelegenheit wurde der geheimen Polizei übergeben. Ich erhielt den Auftrag, Erkundigungen einzuziehen und diesen Torcello im Auge zu behalten. Torcello war in Rom übrigens sehr bekannt und beliebt, und ich weiß, daß viele, die von den nachteiligen Gerüchten hörten, nicht daran glaubten. Auch ich gehörte dazu, aber meine Pflicht war es, nun doch zu zweifeln. Das ist so klar."

„Natürlich", warf der immer noch empörte Sopron dazwischen, was aber Danieli überhörte.

„Ich begann also den Bankier zu überwachen, seine Gewohnheiten und Beziehungen zu untersuchen. Ich fand nichts Auffälliges, bis ich merkte, daß er beabsichtigte, zu verreisen. Er erschien sehr früh — schon um halb sieben — in der Bank, hielt sich etwa eine halbe Stunde dort auf, kam dann mit einem Handkoffer heraus und fuhr zum Bahnhof."

„Und Sie folgten ihm?"

„Natürlich. Ich hörte, daß er eine Fahrkarte erster Klasse nach Budapest löste, das heißt von Venedig ab Schlafwagenkarte."

„Warum haben Sie ihn nicht verhaftet?"

„Dazu habe ich als Privatdetektiv keine Vollmachten. Herr Torcello sollte nur, wie man so sagt, „beschattet" werden. Außerdem war mir bekannt, daß ein Haftbefehl noch nicht gegen ihn erlassen war. In der Eile konnte ich also nichts anderes tun, als in denselben Zug zu steigen und ihm auf den Fersen zu bleiben . . ."

„Die Polizei werden Sie aber wohl verständigt haben?"

„Bitte um Verzeihung!" antwortete der Italiener auf die Frage des Polizeichefs. „Ich denke, Sie haben nicht das Recht, sich darum zu kümmern. In allem, was den Mord anbetrifft, stehe ich zu Ihrer Verfügung, alles andere aber geht nur mich und die Herren in Rom an."

„Nun, man wird uns dort schon Aufschluß geben, wenn Sie selber sich weigern. Ich möchte Ihnen also raten, uns keine Schwierigkeiten zu machen."

„Tue ich ja gar nicht. Ich beantworte jede Frage, die zur Sache gehört."

„Nun also, fahren Sie fort! Was beabsichtigten Sie, weiter zu tun?"

„Ich wollte den Umständen gemäß handeln. Erhielt mein Verdacht Bestätigung . . ."

— „Welcher Verdacht?"

„Na, daß der Bankier seinen gesamten Vermögensrest, jedenfalls große Gelder in bar, mit sich führte — wie das ja auch wirklich der Fall war."

„Wie? Woher wissen Sie das?"

„Ich saß im Speisewagen kurze Zeit ihm gegenüber, und als er zahlte, bemerkte ich, daß er dicke Bündel Tausendlirescheine bei sich trug."

„Interessant!" Herr von Karczag und Sopron wechselten Blicke. Das Motiv für das Verbrechen war nun gefunden. „Und damit wäre Ihnen nun eine Verhaftung als gerechtfertigt erschienen?"

„Allerdings. Hätte ich meine Entdeckung bereits gemacht, als wir uns noch auf italienischem Boden befanden, hätte ein kleiner Wink an die Zollbehörde genügt, ihn aufzuhalten. An sich schon rätselhaft und phantastisch, wie es ihm gelang, die vielen Devisen über die Grenze zu schmuggeln. Jedenfalls beabsichtigte ich, den Flüchtling in Budapest mit Hilfe Ihrer Polizei festnehmen zu lassen. Aber das Schicksal hat es anders gewollt . . ."

„Eine Pause trat ein. Der Untersuchungsrichter fand, daß Licht in die Angelegenheit kam, und betrachtete den Italiener allmählich als wertvollen Verbündeten.

„Nur noch ein paar Fragen", fuhr er mit freundlicher Stimme fort. „Haben Sie auf der Reise mit Torcello gesprochen?"

„Nein. Er hielt sich außerordentlich zurück und war sichtlich darauf bedacht, so wenig wie möglich gesehen zu werden."

„Aber in den Speisewagen begab er sich doch?"

„Ja, das heißt, nicht zu den Hauptmahlzeiten. Er saß in dem Abteil für Raucher und nahm etwas zu sich. Ich setzte mich an den gleichen Tisch, aber er brach dann bald auf."

„Wußte oder ahnte er wohl, wer Sie waren?"

„Das halte ich für ausgeschlossen. Meine Bewachung war — so hilfe ich mir wenigstens ein — geschickt und unauffällig."

„Sahen Sie ihn im Schlafwagen?"

„Nur ganz kurz. Spät abends, bei einer Fahrkartenkontrolle. Ich stand im Gang und sah, wie der Beamte in sein Abteil trat, die Karte kurz prüfte und dann wieder grüßend davonging."

„Warum machten Sie denn nicht gleich mit Hilfe dieses Beamten den Mann dingfest?" mischte sich Sopron wieder ein. Aber der Detektiv zuckte mitleidig die Schultern und erklärte:

„Dafür ist ein Kontrolleur doch gar nicht zuständig! Außerdem mußte unnötiges Aufsehen vermieden werden. Und zu drittens — wenn Sie es schon so genau wissen wollen — ich gedachte Torcello in Budapest noch etwas zu beobachten."

„Ah, Sie wollten vermutlich klären, warum er gerade nach Budapest fuhr, dachten an Helfershelfer und so — geheime Schlupfwinkel — Diebesbeute, wie?"

„So ähnlich."

„Hat der Bankier" — der Untersuchungsrichter nahm das Wort wieder — „sich auf der ganzen Reise mit niemand unterhalten? Hatte er keinen Bekannten?"

„Nein. Ich konnte nichts dergleichen beobachten."

„Trotzdem muß er in der Nacht jemand erwartet haben — er blieb doch angekleidet und hatte außerdem eine Flasche Wein und zwei Gläser im Abteil . . ."

„Allerdings."

„Und jetzt passen Sie auf: Haben Sie in der Nacht, und vor allem gegen zwei oder drei Uhr morgens, nebenan kein Geräusch gehört?"

„Nein, nichts, was mir auch nur im geringsten auffallen wäre."

„Unserer Ansicht nach", fiel nun Sopron wieder ein, „muß der Tat ein Kampf auf Leben und Tod vorausgegangen sein. Verstehen Sie? Es hat sicherlich Lärm gegeben, und das müssten Sie doch gehört haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Hier werden wir lagern

(Zeichnung v. Dorothea Milde)

Wohl der Frau

Die Mutter als Krankenschwester

Wenn das eigene Kind krank ist, hat die Mutter meist selbst die Funktionen der Krankenschwester zu erfüllen. Sie muß dazu aber nicht nur ein Mindestmaß an Sachkenntnis, sondern auch die innere Sicherheit der Krankenschwester besitzen.

Viele Mütter bringen diese innere Sicherheit leider nicht auf. Ihre an sich verständliche Angst um das Leben ihres Kindes kann der Genesung geradezu entgegenwirken. Das kleine Kind weiß ja in der Regel gar nicht, was mit ihm los ist. Es hat selbst noch keine Erklärung für sein Unwohlsein und dafür, daß es nicht wie sonst Freude am Spiel hat. Es empfindet die Angst der dangenden Mutter doppelt stark und steigert damit das Fieber. So besorgt eine Mutter auch ist, sie muß unbefangen und sicher ans Krankenbett treten; der Glaube an die Heilung muß förmlich aus ihren Augen sprechen. Wie Zuversicht und fester Glaube auf Neurastheniker heilsam wirken, so wirkt auch das sichere Auftreten der Mutter gegenüber dem körperlich erkrankten Kind außerordentlich günstig.

Um sich diese Sicherheit zu bewahren, muß die Mutter aber auch als Krankenschwester mit ihren Kräften haushalten. Sie soll sich vor allem nicht durch dauernde Pflege und Nachtwachen überanstrengen in dem Glauben, daß nur sie das kranke Kind richtig betreuen könne. Sie soll sich ruhig auch einmal von dem größeren Kind oder gar vom Vater am Krankenbett vertreten lassen. Väter sind in der Regel gar nicht so gefühllos, besonders Kindern gegenüber, wie Mütter immer glauben. Sie haben aber dafür meist die größere Ruhe und Zuversicht und fördern daher im Kind den Willen zur Heilung ungemein.

Natürlich muß die Umgebung des Kindes seinem Krankheitszustand angepaßt sein. Das hellste und größte Zimmer ist nicht zu schade für das kranke Kind, selbst wenn andere Familienmitglieder deswegen kleine Opfer bringen müssen. Das Krankenzimmer muß auch gut und oft gelüftet werden, ohne daß Zugluft entsteht. Staubfangende Gegenstände, insbesondere Teppiche, sollten entfernt werden. Doch dürfen diese Veränderungen im Haushalt keine so große Unruhe stiften, daß sie auf das Kind einen spürbaren Einfluß ausüben. Vor allem soll man auch Besuchsempfang nicht im Krankenzimmer herumreden lassen. Das stört sonst leicht einen Widerwillen vor dem Einnehmen und der Behandlung. Auch sollte man das Krankenzimmer von Besuchern nach Möglichkeit frei halten, mögen das auch einige liebe Tanten etwas übelnehmen.

Auf den Besuch des Arztes wird die Mutter das kranke Kind bewußt vorbereiten. Ihm muß der Glaube an die sichere Hilfe des Arztes vermittelt werden. Es muß empfinden, daß der Onkel oder die Tante Doktor es gesund machen und dazu auch bestimmte Handlungen vornehmen wird. Die Mutter wird z. B. das Hörrohr des Arztes dem Kind als ein kleines Telefon erklären, mit dem der Doktor hört, wie das Herzchen schlägt, oder wenn bei Halsentzündung der Löffelstiel in den Hals geführt wird, darauf hinweisen, daß das häßliche Krahen dann bald aufhört. Wird das Kind auf die Untersuchungen nicht vorbereitet, wird es einen Schreck bekommen und vor weiteren Untersuchungen Angst haben. Die Mutter wird auch dem Arzt vor der Untersuchung Erklärungen über die Eigenheiten des Kindes geben, und jeder Arzt wird der Mutter für eine solche Mithilfe dankbar sein.

Darüber hinaus muß aber die Mutter die Sachkenntnis einer Krankenschwester besitzen, um die Hilfe des Arztes richtig unterstützen zu können. Sie muß etwas vom Fiebermessen, vom Pulszählen, von sachgemäßen Packungen, leichten Verbänden, Einlauf usw. verstehen. Sie muß dafür die notwendigen Mittel im Hause haben ebenso wie bestimmte Medikamente zur vorbeugenden und ersten Krankheitsbehandlung. Es sollen niemals fehlen: Fieberthermometer, Verbandszeug, Schnabeltasse, Wickel, Watte, Jod, verseidetene Tees. Von den Tees wird man immer nur kleine Mengen aufbewahren, da sie sonst wirkungslos werden. Sie sollen auch nicht mit anderen Lebensmitteln zusammen gelagert werden, sondern in einer besonderen Hausapotheke untergebracht sein. Auch Reinigungsmittel wie Spiritus, Hautkenzin, Puder, Kernseife und Desinfektionsmittel müssen stets zur Hand sein. Wenn nicht genügend Ordnung und Sauberkeit herrschen, werden ansteckende Krankheiten gar zu leicht übertragen. Die Mutter soll das Krankenzimmer nur in einem besonderen Kittel betreten, jeden gebrauchten Gegenstand aus dem Krankenzimmer sofort reinigen oder desinfizieren. Geschirr ist alsbald in Sodawasser auszukochen; die Hände sind nach jedem Verlassen des Zimmers mit Lysoformlösung zu waschen, abzuspülen und nochmals mit Seife zu waschen. Oefterer Wechsel der Bett- und Leibwäsche sowie Lüftung der Matratzen ist dringend nötig. Durch regelmäßiges Waschen muß auch beim Kind selbst das Gefühl für unbedingte Sauberkeit geweckt werden. Bei Appetitlosigkeit muß durch abwechslungsreiche Speisen geholfen werden, doch ist hierbei der Arzt zu befragen.

So sehr kranke Kinder Ruhe gebrauchen, wird man doch bei leichten Erkrankungen eine vorübergehende Beschäftigung zulassen. Sie kann sogar zu einem Heilfaktor werden. Leichte Legespiele, Bauspiele, Bilderbücher usw. lenken das Kind vom Gedanken an die Krankheit ab. Die Beschäftigung darf aber nie lange dauern und muß von Stunden völliger Ruhe unterbrochen werden.

Und als Letztes! Bei aller Liebe und Fürsorglichkeit für das kranke Kind darf die Mutter auch während der Erkrankung die Pflege der Erziehung nie schleifen lassen oder sie gar verlieren. Bei aller Nachsicht ist vor einem zu großen Nachgeben zu warnen. Weder das kranke noch das genesende Kind darf merken, daß es Mittelpunkt des Familiengeschehens ist. Je mehr die Mutter das Kind von dem besonderen Zustand der Krankheit abzulenken weiß, je besser hat sie die Funktion der Krankenschwester erfüllt. Beim Spiel mit der Puppe wird ihr das Kind hinterher nacheifern.

Sommerzeit — schönste Zeit der Kinderfeste (E. Engel, Zander, M.)

Fünf Minuten für die Gesundheit

Wie geht's denn?

Meist eine gedankenlose Höflichkeitsfrage. „How do you do?" sagt der Engländer und meint damit sogar nichts weiter als „Guten Tag". An die Füße denkt zum mindesten bei dieser Frage nirgendwo jemand. Und doch: mit kalten Füßen „geht's nicht". Auch der Gesunde sollte das immer beachten. Gute Erwärmungsmittel sind Reiben und Massieren, auch ein warmes Fußbad. Zehn Minuten die Füße in einen Eimer warmen Wassers gesteckt, dann kurz abtrocknen und mit einem gefalteten nassen Lappen Zehen und Fußrücken tüchtig abklatschen.

Hat Bubi mit Streichhölzern gespielt . . .

und sich leicht verbrannt, so ist das unter Umständen ein gutes Erziehungsmittel. Es hilft Brände verhüten, denn „gebranntes Kind scheut das Feuer".

Bei leichter Verbrennung, die nur eine Rötung der Haut zur Folge hat, ist eine besondere Behandlung kaum nötig. Die Natur hilft sich dann selbst. Bilden sich jedoch Blasen, dann muß eine Brandbinde angelegt werden. Man lege ein Oel- oder Mehlläppchen oder eine gepuderte Gaze auf die Brandwunde. Verkehrt ist es auf alle Fälle, die offene Brandwunde unter die Wasserleitung zu halten oder die noch vorhandene Blase mit einer Nadel aufzustechen. Bei stärkeren Verbrennungen muß man auf jeden Fall zum Arzt gehen. Er nimmt es auch nicht übel, wenn man einmal nur mit einer kleinen Brandwunde zu ihm kommt.

Haben unglücklicherweise Haare oder Kleider einmal Feuer gefangen, dann nicht gleich den Kopf verlieren! Nicht in den Zug, nicht auf die Straße laufen, sondern Türen und Fenster schließen. Tritt man als Helfer auf, soll man den Verunglückten, wenn nötig grob und mit Gewalt, auf den Boden zwingen und durch schnelles Ueberwerfen von Decken, Mänteln oder Teppichen das Feuer ersticken. Höchste Eile tut not. Immer noch stirbt im Durchschnitt jede 3. Stunde ein Volksgenosse den Feuertod, meist weil ein anderer leichtsinnig und fahrlässig war.

Vegetarisch leben?

Das ist nicht nur Geschmackssache, sondern eine wichtige Gesundheitsfrage. Grundsätzlich soll man nicht aus irgend einer Theorie heraus seine Ernährung einseitig gestalten. Weil vegetarische Kost diesem oder jenem im Krankheitsfalle schon einmal geholfen hat, braucht sie noch lange nicht die „richtige Kost" für den Gesunden zu sein. Für unser Klima ist immer noch die gemischte Kost mit viel Gemüse, Obst — auch in flüssiger Form — und Kartoffeln die vernünftigste.

Fleisch oder Fisch?

Im allgemeinen essen wir zu wenig Fisch. Die Engländer z. B. essen doppelt soviel wie wir, und es bekommt ihnen ausgezeichnet. Durch ausgezeichnete Transportmittel ist bei uns dafür gesorgt, daß wir stets frische und gute Fische bekommen. Besonders mit dem Seefisch nehmen wir viel Vitamine und Jod zu uns. Daß der Fisch weniger fett macht liegt daran, daß er leichter verdaulich ist als Fleisch. An Nährwert steht er aber dem Fleisch nur um einen Bruchteil nach. Durch eine gute Tunke ist er leicht „aufzuwerten".

Nicht „Fleisch oder Fisch" ist hier die Frage, sondern Fleisch und Fisch und viel Gemüse. So schmeckt es, und so ist es am bekömmlichsten.

H. S—r.

Lassen wir unsere Sorgen abends ruhen

Was ist das Leben anders als eine Mischung von guten und bösen Tagen. Doch seltsam; während wir einem freudigen Tag in der Erinnerung nur selten und wenig nachwandern, hängen wir uns an einen leidvollen, als wollten wir versuchen, noch eine freudige Erinnerung aus ihm herauszuschlagen, noch etwas, wie man so sagt, von ihm zu profitieren! Keinesfalls immer sind es Sorgen um die Zukunft, die unsere Tage trüben. Ein geringfügiger Aerger ist schon fähig, uns dem gebadten Mißvergnügen nachhängen zu lassen — bis wir nach einem schlechten Tage auch noch um eine gute Nacht gekommen sind. Und so kommt zu einem Uebel das andere. Ja, wir bauschen womöglich den gehabten Schmerz erst zu dem unheilvollen Gespenst auf, das wir nachher in ihm sehen. Wir machen aus dem schmerzen Punkt einen Fleck, aus dem Unfall ein Unglück, aus dem Nadelstich eine klaffende, blutende Wunde. Mit dem Aufbauschen des erlittenen Leides wachsen aber auch unsere Sorgen. Mit den Sorgen wächst unsere Unruhe. Und plötzlich — in schweigsamer Nacht — steht die ungeheuerliche Verarößerung des Ungemachs wie ein drohendes Menetekel vor uns und will nicht mehr weichen. Nun wissen wir wohl, daß wir uns wieder einmal um den Schlaf gebracht haben. Der heiße Kopf möchte zerspringen; unruhig wälzen wir uns auf den gerade heute so schlecht gebetteten Kissen hin und her. Wir finden keine Ruhe mehr.

Und morgen? Mit schmerzendem Kopfe und mit vor Mattigkeit schmerzenden Gliedern erheben wir uns, danken Gott, daß die schreckliche Nacht vorüber ist, und gehen mißmutig an unsere Arbeit. Das Leid von gestern? Vielleicht schon überwunden, oder wir sehen es anders, ruhiger. Aber die Nacht! die Nacht! Sie hat uns fast zur Verzweiflung gebracht. Wir sind auf uns selbst böse. Wozu dieses nervenzerreißende nächtliche Grübeln und Sinnen? Nun, es soll — ganz gewiß! — nicht wieder vorkommen.

Aber es kommt doch wieder vor. Wieder pflegen wir nachts unsere Sorgen, wieder bringen wir uns um den köstlichen Schlaf, und aufs neue sind wir am nächsten Morgen die, die weniger die Schrecknisse des letzten Tages als die der letzten Nacht bedauern. Ja, die Nerven!

Trag' alle deine Sorgen abends zur Ruh'. Und selbst denen, wenn dein Gemüt berechtigte Sorgen um die Zukunft bedrücken sollten, wenn du mitten in einem größeren Unternehmen stehst, wenn dich eine schwierige Aufgabe erwartet, wenn du am nächsten Tage einen dir peinlichen Gang tun mußt — nimm keinen deiner Schattengedanken mit ins Bett! Nächtliche Sorgen sind wie schwarze Vögel, deren du nicht habhaft werden kannst, die du aber aufgescheucht hast; sie flattern über dir und lassen dich nicht zur Ruhe kommen. Sie sind imstande, dich um die Ruhe der ganzen Nacht zu bringen, bis sie beim ersten Morgensonnenschein doch das Loch finden, durch das sie deine Klause auf Nimmerwiedersehen verlassen.

Und man bedenke: Entschlüsse, die in dem Schatten der Nacht gereift sind, taugen selten viel! Niemals ist die Urteilsfähigkeit geringer und niemals die Wantasie üppiger und zügelloser als zur Schlafenszeit. Ein Vogelnis des Tages wird in der Nacht leicht zur ungeheuerlichen Missgestalt. Darum lege vor dem Schlafengehen dein ganzes Ungemach vor der Außentür nieder und denke: Ich will's verschlafen!

Gemüse von Obst

Um Apfelgerichte zu bereiten, muß man die zerteilten Früchte zuerst zu Mus kochen. Dazu schält man sie, teilt und wäscht sie. Dann bringt man sie mit Wasser, Zucker, Zitronenschale und Zitronensaft aufs Feuer und läßt sie langsam weichkochen. Hinterher streicht man sie durch ein Sieb.

Aepfel mit Reis. Nachdem man Reis gewaschen, aufgelockt und durchgesiebt hat, bringt man obenauf das Apfelmus und rührt beides bei mäßigem Feuer durcheinander. Das Gericht bringt man mit Zucker und Zimt auf den Tisch.

Aepfel mit Kartoffeln. Die Kartoffeln werden für sich gekocht und abgeseiht, mit gedämpftem Apfelmus zusammengerührt, mit einer halben Tasse Sahne verdünnt und zuletzt mit Butter verrührt. Beim Anrichten fügt man noch geröstete Semmelbrocken zu. — Nach einem anderen Rezept werden für sich gekochte und abgegossene Kartoffeln mit Apfelmus zu einem Brei gestampft und mit Fleischbrühe verdünnt.

Birnen mit Klößen. Die Birnen kocht man in Essig mit Zucker und Zimt langsam gar. Von dem Saft kocht man mit Kartoffelmehl und Rotwein eine sämige Soße, in der man die Birnen noch 10 Minuten weiterkochen läßt. Dann macht man Klöße und garniert sie mit den Birnen.

Birnen mit Kartoffeln. Wir schälen harte, grüne Kochbirnen, teilen sie in vier Abschnitte und setzen sie mit Zuckerwasser auf. Ehe sie ganz weich sind, geben wir geschälte Kartoffeln dazu und kochen so lange, bis alles gar geworden ist. Dann wird Fleischbrühe darüber gegossen und das Gemüse gut zerstampft.

Eine Rolle für Heinrich George

Wenn der Bildhauer Rodin noch lebte, müßte er ein Bildnis von Heinrich George machen, und zwar so, wie er seinen Landsmann Honoré de Balzac in einer für alle Zeiten gültigen Form dargestellt hat: als einen wandelnden Berg, einen ausbrechenden Vulkan, einen Ekstatiker, der seine zwei Zentner vergessen läßt, so sehr ist er Kraft, Leidenschaft, Besessenheit!

Der Schauspieler Heinrich George ist eine der interessantesten Persönlichkeiten der deutschen darstellenden Kunst. In der Geschichte des Staatstheaters, der Volksbühne und des Schillertheaters wird er genau so unvergessen sein wie in der des stummen und des Tonfilms. Geschichte? Heinrich George ist erst jetzt auf dem Höhenweg seines Lebens und seiner Kunst angelangt, und wer diesen massiven Mann je gesehen hat, der weiß: George wird uns noch allerhand grandiose Ueberraschungen bereiten!

Eine davon liegt uns jetzt bevor. Der Meteor-Film der Terra-Filmkunst „Versprich mir nichts", dessen Regie Wolfgang Liebeneiner führte, stellt neben Luise Ullrich und Viktor de Kowa Heinrich George heraus — in einer Rolle, die für ihn wie gemacht ist! An einer Stelle des Drehbuches wird zur Kennzeichnung der Figur des Kunsthändlers Felder gesagt, er sei einem rasenden Balzac ähnlich. Auch sonst, wenn Felder im Manuskript erscheint, denkt man sofort an Heinrich George.

Dieser Kunsthändler ist ein ganzer Kerl, ein Schwergewicht in jeder Beziehung. Aber wie das bei Männern, von denen jeder glaubt, sie könnten einem Ochsen den Hals umdrehen, oft so ist — sie haben etwas von einem Kinde, sie können sich für eine Sache begeistern wie ein Teufelner, und wenn sie verliebt sind, dann lassen sie sich die Haut zu Riemen schneiden.

Verliebt ist dieser Kunsthändler Felder in eine kleine verängstigte Frau, eigentlich in ihre Bilder, von denen man erst später erfährt, daß der Mann der kleinen Frau sie gemalt hat. Und dann verzichtet der rasende Balzac auf das Frauchen und setzt sich für ihren Mann und seine Bilder ein. Wenn das keine Rolle für Heinrich George ist!

Männer, die so aussehen, als ob dort, wo sie den Fuß hinsetzen, kein Gras mehr wächst, können oft so behutsam auftreten, so weich zusetzen, so still nach hinten zurücktreten. Und Heinrich George ist einer von diesen Männern. Er ist nicht nur ein verbissen durch den Dünensand stampfender Seebär, nicht nur ein genialisch Rasender, wie in Carl Hauptmanns „Musik", nicht nur der Ritter mit der eisernen Faust — er ist zugleich ein rührend hilfloses Kind, ein Philosoph, ein Träumer. Ein Mensch, und das heißt: mit zwei Seelen, ach, in seiner Brust . . . .

„Versprich mir nichts" ist ein Spiel mit ernster Note, ist heiter in seinem Grundzug, ernst in seinen Schatten, und beides gibt der Gestalt, die Heinrich George verkörpert, die Plastik.

Wenn wir uns Balzac recht betrachten, den von Rodin und den, der aus dem Stapel seiner Bücher heraustritt, dann entdecken wir auch in diesem wandelnden Berg mit der Donnerwolke das Kind, das von einem Schmetterling auf einer Blume zu Tränen gerührt werden kann. So ein Erlebnis hat etwas Unvergeßliches.

Warum eigentlich?

Es ist das Erlebnis des Menschlichen.

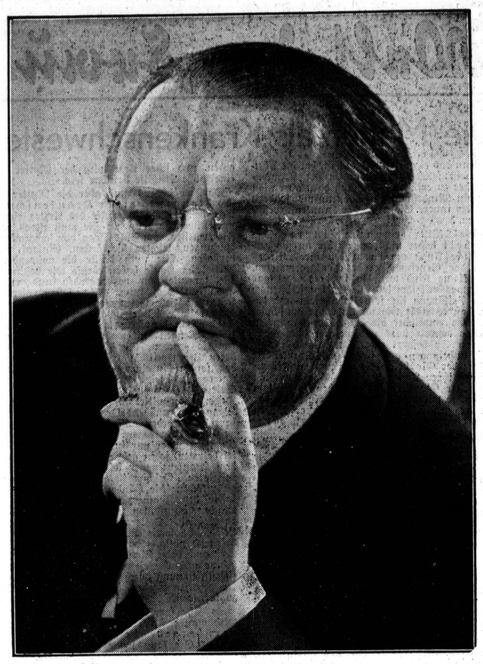


Bild oben:
Der massive Heinrich George kann in dem Film „Versprich mir nichts" sehr zart und behutsam sein. In der Rolle des Kunsthändlers Felder gibt er eine unvergeßliche Leistung.

Bild links:
Profil einer Ehe. Luise Ullrich und Viktor de Kowa als Monika und Martin Pratt in dem Film „Versprich mir nichts".

Bild unten:
Luise Ullrich, ganz entzückend — in dem Film „Versprich mir nichts".
Foto: Meteor/Terra-Filmkunst (3)

Schwergewichte

Die Filmhersteller von Hollywood schwören seit einigen Monaten nur noch auf den Sport und seine Champions. Nicht weniger als zehn große Filme wurden nacheinander im Hippodrom von Santa Anita, dem berühmtesten von ganz Kalifornien, hergestellt, und unter den Darstellern fand man neben Sportleuten die berühmtesten Stars. Man will keine gefühlvollen Lustspiele mehr, man verzichtet auf das „Theater" auf der Leinwand, man will nur noch sportliche Großtaten, kraftvolle Bewegung und Gefahren, man kehrt so gleichsam zu der alten Tradition des stummen Films zurück, zu seinen atemraubenden Wettrennen, seinen blitzschnellen Cowboys und seinen halsbrecherischen Kunststücken. Es wird nur noch davon gesprochen, welche Tennisheiden oder Eismeister, welche Boxer oder Schlittschuhläufer oder welche Ringer man für den Film verpflichten wird. Schon hat Helen Wills mehrere Versuche im Film gemacht, die freilich nicht sehr glücklich ausgefallen sind, da das Gesicht der früheren Tennismeisterin sich ebenso wenig vorteilhaft im Film darstellt wie das der Französin Suzanne Langlen. Aber darauf kommt es nicht so sehr an, man wird sie eines Tages doch im Film wiedersehen. Andererseits führen die Filmhersteller einen stummen Krieg um Fred Perry, den prächtigen englischen Champion, und bemühen sich, ihn mit seinem Racket für einen Großfilm zu gewinnen, von dem sie sich einen Welterfolg versprechen. Wenn man ihn gar nicht haben kann, will man Frank X. Shields engagieren. Nicht minder heftig ist der Kampf, mit dem man einander die Größen der Eisbahn streitig macht. Hollywood hat den Reiz der Rinkbilder auf der Eisbahn entdeckt und schätzt die unerhörten Wirkungen, die sich damit erzielen lassen. Sonja Henie hat bereits mit ihrem ersten Film einen großen Triumph davongetragen. Schon kündigt Warner die „Zao follies of 1937" an, während Fox mit einem neuen Sonja-Henie-Film kommen wird.

*

Um einen großen Film der Französischen Revolution herstellen zu können, will man zur Bereitstellung der Mittel in Frankreich einen ganz neuen Weg beschreiten. Man schätzt die Kosten auf drei Millionen Francs, und diese sollen durch eine Subskription aufgebracht werden. Man will 1 500 000 2-Francs-Lose unterbringen; jeder Käufer eines solchen wird später in jedem beliebigen Kino, in dem der Film gezeigt wird, zwei Francs weniger für seine Eintrittskarte zu zahlen brauchen. Die Herstellung wird vom Verbande der französischen Filmarbeiter und Technik er „Einig-Syndikat", die bereits den Film „La Vie est à Nous" gedreht hat, organisiert werden. Jean Renoir, der Herstellungsleiter dieses Films, wird auch die Aufführung des neuen „La Marseillaise", übernehmen, der die Geschichte der Französischen Revolution vom Sturm auf die Bastille bis zur Schlacht bei Valmy darstellen wird.

*

Mary Lou Isabb, die neunjährige unzertrennliche Spielgefährtin Shirley Temples, soll jetzt auch kleine Kinoschauspielerin werden. Sie soll sogar mit dem kleinen Star, den sie so sehr bewundert, in demselben Film auftreten, der den Titel „Heidi" führt; es gibt dabei eine kleine Verwechslungskomödie, die bei der Aehnlichkeit der beiden Kinder sehr gut durchzuführen ist.

*

Heli Finkenzeller stand in den Kulissen, als eine Aufnahme vorbereitet wurde. Eine Kollegin gesellte sich zu mir. Die war erbost, daß sie nicht eine Rolle bekommen hatte, die ihr im Sinne lag. Sie machte ihrem Aerger Luft, indem sie auf ihre Kollegen schimpfte und ihre Leistungen herabsetzte. Sonderlich auf den Regisseur hatte sie es abgesehen. „Ich kann nicht verstehen," meinte sie, mir gefällt er gar nicht." „Ach, das macht nichts, liebe Kollegin," erwiderte Heli Finkenzeller, „Sie gefallen ihm auch nicht."

*

Bei Hans Moser beklagte sich ein sehr redefertiger und schwatzhafter Schauspieler, der sich überall zurückgesetzt fühlte und sich für ein verkanntes Genie hielt. Redete und verbreitete sich ausführlich über die Theorie des künstlerischen Erfolges; nur, daß ihn die anderen hatten und er nicht, nur, daß die anderen immer die guten Rollen bekamen und er nicht, das ging seiner Meinung nach nicht mit natürlichen Dingen zu. „Alles im Leben geht natürlich zu, bloß Ihr Mund geht natürlich nicht zu." unterbrach ihn da Hans Moser und verschwand in den Kulissen.

*

Ein Schauspieler erzählte einigen Kollegen, er bewundere zwar die Komik und den Erfolg von Hans Moser, doch „nuschele" er ihm etwas zu viel. Er hatte nicht bemerkt, daß Hans Moser hinter ihm gestanden und die letzten Worte gehört hatte. Daher war er ganz verdutzt, als er plötzlich in der ihm wohlvertrauten „nuschelnden" Stimme vernahm, daß jeder Künstler wohl seine Eigenheiten habe. „Ich nicht," behauptete er dreist. „Sind Sie nicht jeden Morgen auf und trinken dann Kaffee?" fragte ihn Hans Moser. „Gewiß," erwiderte der junge Schauspieler. „Na sehen Sie, das ist Ihre Eigenart. Alle anderen Menschen putzen sich doch erst die Zähne und waschen sich, bevor sie Kaffee trinken." Und er hatte die Lacher auf seiner Seite.

Haus, Hof und Garten

Der Bulle ist die halbe Herde!

Der Bulle ist die halbe Herde, sagt ein altes Bauernwort. Dieses Wort faßt wichtige und wesentliche Natur- und Vererbungsgesetze knapp und zutreffend zusammen. Und die Gesetze, die für die Tierzucht und Tierhaltung bei den Eltern und Großeltern galten, haben heute und in Zukunft die gleiche Geltung.

Warum ist nun der Bulle die halbe Herde? Es ist z. B. möglich, daß in einem Stall 50 Kühe stehen und ein Bulle, oder daß in einer Gemeinde 15 Ställe zu je fünf Kühen vorhanden sind und dazu ein Bulle gehalten wird. Die Kälber, die von den Kühen geboren werden bringen erbliche Eigenschaften mit auf die Welt. Diese Eigenschaften stammen von der Kuh und von dem Bullen. Haben in dem Stall 20 Kühe oder in dem Dorf 25 Kühe schlechte Eigenschaften, so weisen auch 20 oder 25 Kälber schlechte Eigenschaften auf. Vererbt aber der Bulle schlechte Eigenschaften, so haben alle 50 oder 75 Kälber diese schlechten Eigenschaften.

Selbstverständlich darf man die Bedeutung der Kuh für die Vererbung nicht unterschätzen, denn die Kuh ist genau wie der Bulle entscheidend für die erblichen Anlagen, die dem Kalb mitgegeben werden. Das Beispiel hat gezeigt, daß im Kuhstall mit einem großen Anzahl von Erbträgern auf der weiblichen Seite zu rechnen ist. Sind darunter ungeeignete Erbträger, so ist die Nachzucht dieser Kühe auszuwerzen. Der Verlust ist noch nicht so groß, da schließlich immer eine gewisse Zahl der Kälber bereits in früher Jugend zum Schlachten abgegeben wird.

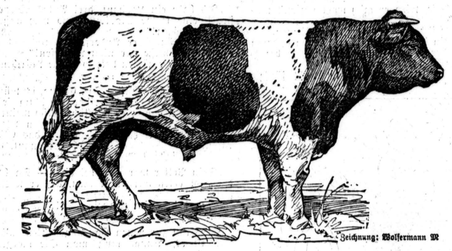
Ist der Bulle schlecht, so vererbt er dem einzelnen Kalb zwar nicht mehr schlechte Eigenschaften als eine Kuh. Da aber für sämtliche Kühe nur der eine schlechte Bulle zur Verfügung steht, so gibt er sämtlichen Kälbern, ob sie von guten oder schlechten Kühen stammen, seine unerwünschten Eigenschaften mit. So werden damit auch die Kälber für die Nachzucht ungeeignet, die von guten Kühen stammen und von denen man eine Verbesserung der Zucht erwartete. Es ist also festzustellen, daß das alte Bauernwort „Der Bulle ist die halbe Herde" nicht nur stimmt, sondern eigentlich noch erweitert werden muß: Der Bulle ist entscheidend für die gesamte Herde!

Die wichtigste Eigenschaft der Kuh ist ihre Milcherglebigkeit. Hohe Milchleistung der Kuh kann nicht erzwungen werden. Milchleistung ist eine erbliche Anlage beim männlichen wie beim weiblichen Rind. Beim weiblichen Rind tritt die Anlage zur Milchleistung bei entsprechend guter Fütterung in Erscheinung, beim Bullen wird die erbliche Anlage zur Milchleistung wieder vererbt und tritt bei den weiblichen Nachkommen zutage. Eine Kuh, die keine erbliche Anlage zu hoher Milchleistung hat, wird bei kräftigem Futter dick und rund, die Milch- und Fettleistung steigt aber nicht.

Die wichtigsten erblichen Eigenschaften der Rinder sind Milchleistung, gute Futterausnutzung, insbesondere des vorhandenen wirtschaftseigenen Futters, eiserne Gesundheit, Fruchtbarkeit, gutes Temperament, Zugfestigkeit usw. Unter Milchleistung ist natürlich auch die Milchfettleistung zu verstehen, die eine ausgesprochene erbliche Anlage ist und durch Futter fast gar nicht beeinflußt wird. Die Kuh, und insbesondere der Bulle, sollen im äußeren Erscheinungsbild so beschaffen sein, daß auch aus dieser äußeren Form auf gute Zuchtbrauchbarkeit geschlossen werden kann.

Die aufgezählten Eigenschaften sind für jeden Stall wichtig und werden keine Kälber zu Milchkühen herangezogen, so sind Fruchtbarkeit, gutes Temperament, Gesundheit und Futterdankbarkeit auch im Mistfall von grundsätzlicher Bedeutung. Es gibt also keinen Kuhstall in ganz Deutschland, in dem das alte Bauernwort nicht anwendbar ist, wobei es gleichgültig ist, ob der Bauer oder Landwirt einen eigenen Bullen hält, oder ob der Bulle von einer Genossenschaft oder einer Gemeinde gehalten wird.

Was für Rinderzucht und -haltung gilt, gilt für die Zucht und Haltung anderer Tierarten genau so. Wie sorgfältig geht der Wiederzüchter bei der Zusammenstellung der Paarungen vor! In der Schafzucht weiß man genau, daß guter, gleichmäßiger Wollbesatz der Schafe nicht durch Zufall erreicht wird, sondern daß die richtige Auswahl der passenden Böcke entscheidend ist. Es ist deshalb verständlich, daß gerade in der Schafzucht für hochwertige, durch Generationen bewährte männliche Vererber nicht unerhebliche Preise angelegt werden. In der Ziegenzucht liegen die Verhältnisse ganz ähnlich wie in der Rinderzucht.



Zeichnung: Wolfermann M

Von außerordentlicher Bedeutung ist die Vererbung guter Eigenschaften in der Schweinezucht. Eiserne Gesundheit und Futterdankbarkeit, Fruchtbarkeit und Milchleistung sind die Grundbedingungen für jede Schweinezucht und -haltung. Das Schwein, und insbesondere der Eber muß einen Körper haben, der auch äußerlich auf das Vorhandensein der genannten Leistungen schließen läßt.

Der Bauer und Landwirt, der bisher meinte, auf ein gutes männliches Zuchttier keinen Wert legen zu müssen, wird sicher zu der Ueberzeugung kommen, daß gerade das Vatertier bei allen Tierarten besonders wichtig ist.

Monilia schadet unserm Kernobst

Fruchtfäule, Grindfäule, Polsterschimmel, Schwarzfäule, Monilia, das sind die verschiedenen Bezeichnungen für die Krankheiten, die durch einen Pilz — die Botaniker nennen ihn Sclerotina (Monilia) fructigena — an unserem Obst hervorgerufen werden. Wohl jedem Gartenbesitzer ist diese verbreitete Pilzkrankheit unter einem der aufgeführten Namen bekannt, aber nicht jeder weiß, welch Schaden durch diesen Pilz entstehen kann, wenn man nicht für eine Bekämpfung Sorge trägt.

Man wird auf den Monilisbefall in der Regel zuerst durch die runden Faulstellen aufmerksam, die sich an den Früchten ausbilden. Sie sind von bräunlicher Farbe, und auf ihnen kommen gelblich-graue Pusteln zur Ausbildung, zumeist in ringförmiger Anordnung. Die Früchte werden zum Abfallen gebracht, zum Teil schrumpfen sie aber auch ein und bleiben in trockenem Zustand den Winter über am Baume hängen. Gelegentlich zeigt sich die Krankheit erst nach der Ernte, wobei sich die Aepfel nach kurzem Lagern oftmals ganz schwarz färben und die Schale lederartig wird. Man spricht dann von der Schwarzfäule. Der Pilz gedeiht aber nicht nur in Früchten, sondern auch auf Blüten bzw. in Zweigspitzen und kann diese zum Absterben bringen. Eine solche Erscheinung zeigt sich in ausgeprägterem Maße an Kirschen, an denen die „Zweigdürre" durch einen nahe verwandten, auch Monilia (Sclerotinia cinerea) genannten Schmarotzer hervorgerufen wird. Diese Zweigdürre wird im übrigen auch leicht einmal mit Frostschaden verwechselt.

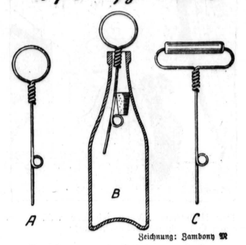
Die Krankheit beginnt mit dem Keimen einer Spore des Pilzes, die eine günstige Bedingung für ihre Entwicklung in der zuckerhaltigen Flüssigkeit der Narbe oder an verletzten Stellen einer Frucht gefunden hat. Solche an sich oft recht geringfügigen kleinen Verletzungen an dem Obst können durch Wespen, Obstmaden, Hagelfall usw., auch durch Fusikladium entstehen und bilden die Eingangspforte für Monilia. Es entwickelt sich dann ein Fadengeflecht, das das Fruchtfleisch durchwuchert und zum Absterben bringt oder in Zweigen und Blütenteilchen wachsend das Welken der Blüten und Triebspitzen bewirkt. Auf den Früchten sowie auf den Zweigen entwickeln sich dann die schon erwähnten Pusteln. Das sind die Sporenlager des Pilzes. Von diesen gelangen die sich in riesigen Mengen entwickelnden Sporen wieder auf andere Blüten und Früchte, die Krankheit breitet sich so weiter und weiter aus.

Gefährliche Fruchtfäule Zeichnung: Archiv M

Zur Bekämpfung der Krankheit ist es also notwendig, daß wir die Ausbreitung der Sporen verhindern. Sämtliche kranken, also während der Wachstumszeit zum Welken kommenden Triebe müssen sofort abgeschnitten und verbrannt werden. Alle kranken Früchte sind zu sammeln und tief zu vergraben. Bleiben sie unter den Bäumen oder auch auf dem Komposthaufen liegen, so gelangen die Sporen immer wieder auf die Bäume und Früchte, keimen hier, und die Krankheit richtet neuen Schaden an. Sehr wichtig ist auch das Einsammeln der am Baume trocken hängenbleibenden Früchte, denn in diesen sowie in den kranken Zweigen überwintert der Pilz, um von hier aus seine Sporen im Frühjahr auszustreuen. Das müssen wir aber unbedingt zu verhindern suchen, wenn wir unsere Obsternte gesunderhalten wollen.

Dipl.-Gartenbauinspektor Schieferdecker.

Aus perkliffsa Dink



Zeichnung: Zamboni M

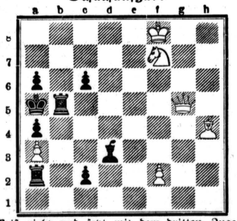
Vorrichtung zum Herausholen von Korken

Eine einfache Vorrichtung zum Herausholen von Korken, welche in die Flasche gerutscht sind, kann man sich aus 3 mm starkem verzinkten Eisendraht leicht selbst herstellen (A). Im Gegensatz zu mancherlei anderen Hilfsmitteln kostet diese Vorrichtung fast nichts und arbeitet unbedingt sicher. Die Abbildung zeigt, wie der Korken mit einer einfachen kleinen Drahtschlinge von etwa 5—7 mm Durchmesser gefaßt wird (B). Empfindlichen Händen kann man das Herausziehen noch durch Anbringen eines Holzgriffes, hergestellt aus einer großen Garnrolle, einem Paketträger und dergleichen erleichtern (C). Psch.

Die Flucht der Mikroben. Ein Schauer-Roman?

Schaurig allerdings, aber gar nicht romanhaft ist diese Angelegenheit; denn: Mikroben (Bazillen, Bakterien) sind überall. Auch im Munde, zwischen den Zähnen. Sie lauern geradezu auf die günstige Gelegenheit, die Zähne zu zerstören. Regelmäßige Zahnpflege mit Chlorodont treibt die Mikroben zum Munde hinaus. Aber nur bei gute Pflege schützt die Zähne vor Zerstörung. Chlorodont am Morgen — Chlorodont vor allem abends! Dann bleiben die Zähne gesund!

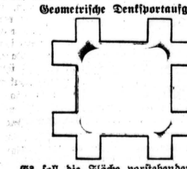
Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (13): Weiß (5): Kf8; Dg5; Lb4; Sf7; Ba3 — Schwarz (8): Ka5; Ld3; Ta2 und b5; Ba4. a6 c2 und c6.

Geometrische Denksportaufgabe.



Es soll die Fläche vorstehender Figur in 8 Teile zerlegt werden die sämtlich von gleicher Größe sein müssen. Wie ist dies anzustellen?

Silbenrätsel.

a — bef — bo — che — da — da — e — e — ell — en — gen — in — int — ka — kus — la — li — lid — litz — mas — me — mond — na — nach — ni — nis — re — rich — rie — schlag — see — si — spei — ster — ta — tel — ten — tep — val — weit.

Aus vorstehenden 40 Silben sind 14 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Ballspiel. 2 afrikanisches Hochland 3. Zierpflanze. 4. Badeort in Böhmen 5. Erzeugnis der Kokskunst 6. Teil des Wagenrades. 7. Bad in Württemberg 8. Stadt in Syrien. 9. See in den Vereinigten Staaten. 10. Stadt in England. 11. spanische Provinz. 12. Teil des Armes 13. weiblicher Vorname. 14. Forschungsreisender.

Bei richtiger Bildung der Wörter ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben einen Ausspruch von Karl Gutzkow.

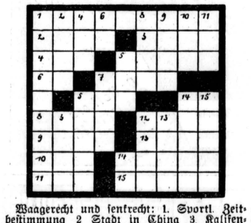
Anagramme.

1. Dieses Lastschiff, das mit — beladen ist nennt man ein —.
2. Nur im — spielte ich den —, sonst hätte ich als alter Skatspieler dies nicht getan.
3. Meine — wurde erfüllt. ich konnte nach — reisen.
4. Auf dieser — gedeiht von Hülsenfrüchten nur die —.

Scharade.

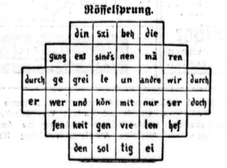
Geschäftig sind bemüht die beiden ersten
Die dritte auszuschmücken nach Bedarf.
Daß Ruhen sich und Zierde wohl verbinde.
Das ganze schützt vor spitzen Stahles Wunden
Die beiden ersten Doch nicht dies allein —
Nein, schwerer Krankheit auch vermag's zu wehren
Und Schmerz und Qual in Wohlsein zu verkehren.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.



Waagerecht und senkrecht: 1. Svorrt. Zeitbestimmung 2. Stadt in China 3. Kalifenname. 4. Vorarlberg 5a. politische Niederlage 5b. großes Wasserbecken. 6. schwedischer Ortsname. 7. sagenhafter britischer König 8. griechischer Buchstabe 9. ostasiatischer Strom 10. afrikanische Landschaft. 11. metallhaltiges Gestein. 12. bodensames Zeichen. 13. gemähtes Gras 14. Rückenstütze. 15. alphabetisch geordnetes Verzeichnis.

Rösselsprung.



Bilderrätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Td3×b6†, Kb7×b6. Am besten. 2. e7—e8 . . . , Kb6—c6. 3. Tc2—c6 matt.

Pflastersteinrätsel: Kinderhände sind bald gefüllt

Geographisches Silbenrätsel: 1. Donau. 2. Italien. 3. Eichsfeld. 4. Teneriffa. 5. Rüdesheim. 6. Elchwege. 7. Ungarn. 8. Eichstätt 9. Island. 10. Siebengebirge. 11. Timor. 12. Delaware. 13. Andermach. 14. Salvador. 15. Fiume. — Die Treue ist das Fundament der Ehre

Füll-Rätsel. Senkrecht: Raute. Armin. Eimer. Onega. Waagerecht: Marine. Hummel. Stiege.

Silbenkreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Kolibri. 2. Banause. 3 Diana. 4. Erie. 5 Ala. 6 Korsika. 7 Eber 8. Spinne. 9. Rabatt 10. Nasen 11. Lioni. 12. Dusche. 13. Nereus 14. Sirene 15. Galatea 16. Butterbaum. 17. Roche 18. Demeter. 19. Berne — Senkrecht: 1. Koala 2. Diaspora. 6 Kornelius. 12. Dune 16 Butter 20 Lina. 21. Raute. 22 Serie 23. Reh 24. Eberesche. 25. Karasik. 26. Senne. 27. Remonte. 28. Reporter. 29. Figaro. 30. Lisene 31. Lache. 32. Ade. 33. Dover.

Aufgabe: Zwölf Uhr.

Der Hellseher: „Wenn ich nur wüßte, wer meinen Geldschrank geknackt hat!"

*

Im Bild geblieben

Vertreter: „Darf ich Ihnen unseren neuen Rasierapparat vorführen? Er ist etwas ganz Außerordentliches. Dieser Apparat bedeutet eine Revolution auf dem Gebiete des Rasierens."

Geschäftsführer: „Nein, danke. Ich habe den Apparat versucht und habe leider feststellen müssen, daß er eine blutige Revolution bedeutet."

*

„Hören Sie mal, der Gaul, den ich gestern bei Ihnen gekauft habe, ist heute früh gestorben."

„Bei mir hat er das nie gemacht."

*

„Das ist doch zu blöd. Jetzt sind wir stundenlang geklettert, haben herrliche Sicht, Zeit zur Gipfelrast und dabei das Glas vergessen!"

„Schad't nischt, alter Junge. Wir trinken ganz einfach aus der Flasche!"

*

„Diese junge Schildkröte, die ich mir gekauft habe, soll bei guter Pflege dreitausend Jahre alt werden!"

„Da bin ich aber neugierig."

*

„Ich hatte Besuch aus Amerika. Einen Mister Roabroker aus Chikago. Und als wir einen kleinen Stadtbummel machten, fragte er mich plötzlich: „Please, say — was bedeuten die deutsche Verbum: schubern?"

„Schubern?" sage ich. „Schubern? Nein, das Verbum gibt es gar nicht!"

„Oh doch! Surely!" sagt Mister Roabroker. „Da sehen Sie selber auf die Plakat: Sigrid Onegin — Schubert!"

Im Recht

Rübenkopp hat den letzten Zug verpaßt. Um den kürzesten Weg zu haben, geht er fröhlich singend auf dem Geleise entlang nach Hause. Unterwegs begegnet ihm ein Bahnarbeiter und fährt ihn an:

„Wollen Sie sich mal gefälligst vom Bahndamm herunterscheren! Hier dürfen Sie nicht gehen!" — „Hoho!" sagt Rübenkopp und zieht seine Fahrkarte aus der Westentasche, „hoho! Ich darf hier sogar fahren!"

*

„Sie kennen mich knapp vierundzwanzig Stunden und schon halten Sie um meine Hand an?"

„Nein, gnädiges Fräulein, ich kenne Sie schon sehr lange. Ich bin Buchhalter bei der Zentralbank und führe dort Ihr Konto."

„Liebling, ich muß dir sagen, die Geschäfte gehen immer schlechter, wir müssen uns mehr einschränken."

„Was meinst du damit? Weniger pumpen . . . oder weniger bezahlen?"

Gut gesagt

„Auf der Bühne gab es ‚Einsame Menschen'!"

„Im Zuschauerraum auch!"

*

„Wer hat den Aufsatz gemacht? Sage die Wahrheit, Fritz!"

„Mein Vater. Aber ich habe ihm dabei geholfen."

*

„Hier habe ich mir vor einem Jahr den Fuß gebrochen."

„Wie kam das?"

„Siehst du jene Wurzel dort?"

„Ja."

„Ich sah sie nicht."

„Na, wegen so einem kleinen Würmchen brauchst du nicht solch ein dämliches Gesicht zu machen."

*

Der Umweg

Fremder: „Können Sie mir wohl sagen, wie weit es noch nach Immendorf ist?"

Einheimischer: „Nun, wenn Sie immer geradeaus gehen, sind es bis dahin 40 000 Kilometer; wenn Sie aber umkehren, sind es nicht mehr ganz zehn Minuten!"

*

Akrobatin (zu ihrem Mann): „Karl, ich glaube, unser Sohn wird es zu nichts bringen."

Akrobat: „Ja, ich fürchte auch, er wird es niemals lernen, auf seinem eigenen Kopf zu stehen."

*

A.: „Der Sohn von Müllers hat ja die Universität besucht. Hat das eigentlich einen praktischen Wert gehabt?"

B.: „O ja", es hat seine Mutter endgültig davon geheilt, unausgesetzt mit ihm zu prahlen."

*

Das ältere Fräulein versucht ihr Glück auf dem Heiratsbüro. Der Vermittler bittet. Platz zu nehmen, um erst auf die näheren Bedingungen in Ruhe eingehen zu können. „Gnädiges Fräulein", beginnt er dann, „legen Sie mehr Wert auf die geistigen Fähigkeiten des zukünftigen Mannes oder auf seine Erscheinung?"

„Natürlich auf seine Erscheinung, und das, bitte, so bald als möglich!"

*

In einer Kleinstadt standen ein paar Musiker vor einem Haus am Marktplatz und musizierten aus Leibeskräften.

Ein Fremder fragte, was das bedeuten solle, da bekam er zur Antwort:

„Der Bürgermeister hat Geburtstag, und in dem Haus dort wohnt er."

„Warum kommt er dann nicht auf den Balkon, um den Musikern für ihr Spiel zu danken?"

„Ja, das geht schlecht. Er bläst nämlich die Tuba im Orchester."

Der Fremdenführer erklärt: „Sehen Sie sich dieses ehrwürdige Schloß gut an. Es steht heute noch genau so wie vor 600 Jahren. Kein Stein ist verändert und nichts ist modernisiert worden."

„So einen Hauswirt habe ich auch mal vor vielen Jahren gehabt!" seufzte da ein Tourist in die verehrungsvolle Stille.

*

Er (ihr die Augen verdeckend): Wenn du beim drittenmal nicht geraten hast, wer ich bin, werde ich dich küssen.

Sie: „Mozart, Charly Chaplin oder Knecht Ruprecht."

Er kennt sich aus

Eine dänische Zeitung erzählt: Hansen war ausgegangen, um sich zu unterhalten. Er war bereits alles andere eher als nüchtern, als er endlich ein Taxi herbeiriet. Er sagte zum Chauffeur: „Ich kann mich nicht mehr an meine Hausnummer erinnern! Fahren Sie langsam diese Gasse hinunter, bis Sie zu einem Hause kommen, vor dem eine Frau mit einem Teppichklopfer steht. Dort wohne ich!"

*

Ein schottischer Grundbesitzer kommt an einen angeschwollenen Fluß.

„Was kostet die Ueberfahrt?" fragt er den Fährmann, der gleichzeitig Bootsverleiher ist.

„Zwanzig Pence", antwortet der Mann.

„Nun", denkt der Schotte, „wenn ich beim Rudern helfe, wird er mich wohl umsonst mitnehmen."

Er legte sich also tüchtig in die Riemen.

„Was bin ich schuldig?" fragt er am anderen Ufer, in der festen Ueberzeugung, nichts bezahlen zu müssen.

„Eine halbe Stunde Rudern macht fünfzig Pence."

„Ich stelle fest, daß Sie mich verfolgen, junger Mann!"

„Nein, gnädige Frau, nur Ihren Schatten!"

*

Lotte fühlt sich nicht ganz wohl. Die Mutter geht mit ihr zum Arzt, der sie eingehend — natürlich auch mit dem Hörrohr — untersucht. Als Lottchen heimkehrt, fragt der Vater: „Na, Kleine, wie war's?"

„Oh, Pappi, das war zu schön! Onkel Doktor hat immerzu mit meinem Magen telephoniert."

*

Schriftsteller: „Ich weiß nicht, woran das liegt: Ich kann in einem Monat einen Roman schreiben, aber es dauert hundert Jahre, ehe ich ihn verkaufe!"

Kritiker: „Machen Sie's mal umgekehrt! Schreiben Sie Jahre daran, vielleicht verkaufen Sie ihn dann in einem Monat!"

*

„Das war diesmal eine gefährliche Hochgebirgstour! Drei Kamine, durch die ich hindurchmußte!"

„Da mußt du aber schön schwarz gewesen sein, Onkel!"

„Ach, Theodor, sind die Berge nicht herrlich?" „Nee, sie versperren einem ja die ganze Aussicht!" (Zeichnung: Röscheisen)

*

„Ich habe ein Landgut, drei Autos, Dienerschaft, eine schöne Stadtvilla und noch außerdem Vermögen!"

„Sehr schön, Herr Andersen!"

„Aber ich heiße gar nicht Andersen!"

„So? Sie erzählen doch so schöne Märchen!"

*

Die Gnädige: „Wissen Sie, Emma, ich würde doch mit diesem Wachmeister vorsichtig sein. Meinen Sie, daß er es wirklich ehrlich meint?"

Köchin: „Ja, ich glaube. Die letzten Male, als er hier war, hat er schon über das Essen räsoniert." („The Argonaut.")

*

„Dein Vetter war eben bei dir? — Da hast du wohl erleichtert aufgeatmet, als er wieder ging?"

„Jawohl! — Um zwanzig Mark!"

*

Hausfrau zur neuen Hausangestellten: „Und wie ist es, Anna, muß man Sie morgens wecken?"

Anna: „Aber nein! Höchstens, wenn Sie mich dringend brauchen!"

*

„Marie, heute bekommen wir Gäste. Denken Sie daran, wenn Sie kochen!"

„Jawohl, gnädige Frau! Soll ich so kochen, daß sie wiederkommen, oder so, daß sie uns nicht wieder belästigen?"

„Ich habe nicht gewußt, daß Ihre Frau Seiltänzerin ist!"

„Nee, is nicht! Sie hat nur Angst vor Mäusen."

Schutzfa. Lotzbuch! 127 Sorten Hersteller: Lotzbeek & Cie. Ingolstadt

Kneipp Fluvol

Ihr Eingemachtes ist gesichert durch Dr. Oetker's Einmachhütte 7 Pfg

Gewährte Einmache-Rezepte versendet gern Dr. August Oetker, Bielefeld

OHR-SCHUTZ bei VORLIA durch schalldurchl. Ohrstöpsel AKUSTIMA GG bei Zugluft, Krankheit, beim BADEN, i. Beruf i. d. Apoth. / Drog. 30 u. 90 Pfg.

Bitte deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten.

Ja, Mann, 32 J., kathol. 1,75 m groß, Handwerker, in gut. Dauerstell., m. Schulbenteren, neuerbaut. Wohnhaus i. Nähe einer Stadt, alleinstehend, sucht Damenbek. zwecks baldiger Heirat

Verschw. Ehrenw. Angebote nur mit Bild unt. Nr. 7/172 an „Der 7. Tag" Paderborn.

Zick-Zack-Nähmaschinen für das Handwerk, besond. preiswert Ritter Paderborn Dom gegenüb.

Raucher Einfache Abgewöhnung. Prosp. m. gold. Medaille. Broschüre kostenlos. Postk. genügt. Nr. 3 M. 1/16

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzbrute u. ert. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 12

Katholische Eheanbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. d. älteste, erfolgreichste, größte, kirchlich geb. Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Auskunft vom Einrichtg. und Arbeitsweise. Neuland-Verlag K. Herne i. W. Mühlenstraße 7

Warum nicht in diesem Sommer ein neues Fahrrad? Sie machen sich bestimmt ein gutes Angebot. E. & P. Stricker Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Anzeigen im „7. Tag" hat bei groß. Erfolg

Herdfeger putzt Herdplatten

Wie alt ist Ihr Bronchialkatarrh

nun schon? Wollen Sie sich dem einfach mit bisher Plage abfinden? Sie meinen, es gibt kein richtig wirksames Mittel dagegen? Wenn Sie einmal eine Zeitung „Elitpekalin" nehmen würden, wären Sie bald anderer Ansicht. Denn „Elitpekalin" wirkt nicht nur hustenlindernd, schleimlösend, entzündungshemmend und heilend, sondern es verjagt die angegriffene Schleimhaut mit Keime, Husten und Pusterstoffen gegen die tödlichen Reize und dient so als wirklich Heilmittel. „Elitpekalin" ist von Professoren, Aerzten und Kranken erprobt und anerkannt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Elitpekalin" und lassen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 80 Tabletten RM. 2.21 in allen Apotheken, wo nicht, dann Hofen-Apotheke, München.

Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S 305 v. Dr. phil. nat. Straß

Damenbart entfernt u. dauernd erprobt. Reichspatentamt. Wz. 468 509 Gold. Medaille. Groß. Preis Brüssel 1935. London 1935. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses.) Kleinfur RM 2.75, kurf RM 3.25, f. gröb. Stärken RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Helmuth G. m. b. H., Köln 114

Radikal befreiung lästig. Haare durch die weltbekannte Dermatur. Rezept. Seit fast 100 Jahren kaufen Hunderttausende ihre Herren- und Damenstoffe nach unserer großen Kollektion über 1000 Originalmustern. Auch erstklassige Waschstoffe, Teppiche, Brücken Reitumrandungen und Vorlagen sowie Steppdecken. Verlangen Sie kostenlos Bemusterung unter Angabe des Verwendungszweckes. Zahlungserleichterung! W. Michovius Cottbus 129 k Seit 1843 Liefert. parteiamtl. Uniformstoffe

Billige aber gute Uhren m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüft. Normalwerk, Sprungdeckel-Uhr, 3 Deckel, vergoldet, M. 4.90, bessere Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, m. Lederarmband, M. 5.40, 6.60, 6.85. Dto., für Damen, kleine Form, mit Ripsband, M. 4.—. Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Garantie, für Damen, mit Ripsband, M. 8.90. Nr. 640. Tischuhr, moderne Form, für Herren, viereckige Form, M. 6.90. Nr. 642. Tischuhr, moderne Form, 8-Tage-Werk, Eiche pol., M. 8.—. Nr. 146. Taschenuhr, Kuckucksruf, 8 stündiges Kuckuck rufend, M. 2.50. Weckeruhr, gutes Werk, M. 1.60. Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, 18kar. vergoldet, einschl. Monogramm M. 1.10. Nr. 614. Siegelring, 8eckige Platte, M. 1.20. Nr. 2803. Siegelring, moderne Form, 1.40. Trauring, Double, M. 1.20. Double-Ring mit Simili, M. —.80. — Alle Ringe Papierstreif. einsend. Vers. geg. Nachn. Jahreversand 30 000 Uhren. 20 000 Ringe.

Katalog gratis und unverbindlich! Fritz Heinecke, Braunschweig 49

Gute Musik Harmonikas Handharmonikas HEROLD & Co MARKNEUKIRCHEN 615 KATALOG KOSTENLOS HANDHARMONIKAS MUSIKINSTRUMENTE ALLER ART

Heiratsgesuche finden im 7. Tag weiteste Verbreitung

Haftreiter's Kräuterkuren gegen Kropf u. Basedow Tee zum Trinken u. Umschläge (Unschädl. u. giftfrei) Vert. Sie kostenl. Broschüre Friedr. Haftreiter Gauting bei München

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 2. Vj. 37: 29 953. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

6. Jahrg. – Nr. 37 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 12. September 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

„Das Erz des eisernen Herzens"

C. H. In diesen Tagen findet in Nürnberg der Reichsparteitag 1937 statt — in diesem Jahre einen Tag länger als bisher, und zwar im Hinblick auf die mit der Feier des Reichsparteitages verbundenen NS.-Kampfspiele, die im Auftrage des Führers jetzt alljährlich in Nürnberg gefeiert werden. Damit wird die gewaltige Feier des Reichsparteitages zugleich zu einem Feste des Wettkampfes, wie das bei den arischen Völkern einst überall der Brauch war. Hohe Feste wurden stets mit körperlichen und geistigen Wettkämpfen vereint. Und der Reichsparteitag der NSDAP. ist eine Feier ganz großen Stils. Der Führer hat gelegentlich des Tages der Deutschen Kunst in München uns wieder einmal vor Augen geführt, wie er als ein Künstler selber das große Kunstwerk der Partei als der einzigen deutschen Erneuerungsbewegung geschaffen hat und wie er es immer weiter ausführt. Zu diesem großen Kunstwerk der Partei gehört der alljährliche Reichsparteitag, der für das deutsche Volk die Krönung des Jahres bedeutet. Hier vereint sich im festlichen Rahmen die Führerschaft und Gefolgschaft, hier hört die Partei und mit ihr und durch sie das deutsche Volk Rechenschaft und Richtlinien des Führers. Hier wird die Arbeit eines Jahres gekrönt durch das Bekenntnis zum Führer, und damit wird jedem Mitschaffenden wieder die Kraft zur Weiterarbeit erneuert. Symbol dieser Kräftigung sollen ja auch die NS.-Kampfspiele sein.

Auf dem „Parteitag der Ehre" sagte der Führer: „Schließen wir den großen Ring unserer Gemeinschaft, stark im Vertrauen auf unser Volk, erfüllt im Glauben an unsere Mission und bereit zu jedem Opfer, das der Allmächtige von uns fordert. Dann wird Deutschland, das nationalsozialistische Dritte Reich, durch die Zeit der Not, der Bekümmernis und der Sorgen hindurchgehen, gewappnet mit jenem Metall, das allein den Ritter ohne Furcht und Tadel den Kampf gegen Tod und Teufel bestehen läßt: dem Erz des eisernen Herzens".

Mit solchen starken Worten hat der Führer den Sinn der Reichsparteitage selber einmal geprägt: Den großen Ring der nationalsozialistischen Gemeinschaft gilt es zu schließen — und das geschieht sinnfällig und sinnbildlich durch den alljährlichen Reichsparteitag, wo sich die Führenden all der vielen Gliederungen der Partei vereinen mit dem Führer, um diesen Ring zu festigen und seine Bedeutung zu vertiefen. Die Nation draußen im Lande aber nimmt gesammelt teil an diesem großen Treffen, an dieser Feier des Bekenntnisses. Sie hört durch den Rundfunk, sie liest in der Presse, was dort gesagt wird, wie der Führer seine Gefolgschaft mit seinen Erfahrungen erfüllt, wie die schaffende Kraft der Volksgemeinschaft hier vom Führer selber immer wieder erneuert und befeuert wird.

In diesem Jahre ist die Rückschau auf das Geschaffene ernst und doch stolz. Denn gerade dieses Jahr hat erwiesen, wie richtig die Einstellung des Führers zur Weltpolitik war, wie er vor allem die gefährliche Macht des Bolschewismus richtig eingeschätzt hat. Spaniens Schicksal hat es der Welt bewiesen. Noch schwingen die Erregungen und Erschütterungen dieses grauenvollen Schicksals eines unglücklichen Volkes durch die Welt, noch erkennen nicht alle die Macht der Vernichtung, die dieses Grauen entfachte — aber rückblickend können wir doch voll Stolz und Glauben an die große Idee des Nationalsozialismus bekennen: was an früheren Reichsparteitagen und vor allem auf dem letzten (1936) gesagt worden ist an warnenden Worten, das hat sich als prophetisch erwiesen und wird durch die Weltereignisse in einem erschütternden Maße bestätigt. Aber nicht nur diese ernste und immer neu zu Wachsamkeit und äußerstem Einsatz aufrufende Rückschau erfüllt uns mit Stolz — auch der Blick auf das nun im nationalsozialistischen Deutschland Geschaffene rechtfertigt die weitschauende Geistesarbeit der Parteitage. Wie herrlich wölbt sich die große Einigkeit der deutschen Arbeit über unserem Volke! Wie riesig wurde die Deutsche Arbeitsfront aller Schaffenden auch in diesem Jahre des Parteischaffens wieder ausgebaut! Und wie wunderbar ergänzt das Kraft-durch-Freude-Werk den Ernst der Arbeit! Viele Tausende von deutschen Arbeitern der Faust und der Stirn sind gestärkt heimgekehrt von den KdF.-Reisen, viele andere haben sich am immer weiter ausgebauten Volkssport erfreut und erfrischt! Mächtig wachsen die Bauten der Gemeinschaft im erneuerten Reich, und das arbeitende Volk selber genießt alle Wohltaten der wirklichen Pflege seiner überwachten Gesundheit in immer höherem Maße.

Als große, alles umfassende Idee aber wurde der Vierjahresplan in die Nation geworfen, ihr Schaffen regelnd, ihre Gedanken sammelnd auf das einigende hehre Ziel: die Freiheit unseres Volkes! Ja, wir erlebten in diesem Jahre, daß sich Spott und Hohn über unser Spar- und Sammelwerk auf dem Gebiete der Rohstoffe draußen bei den Spöttern in Nachahmung und stille eigene Bekehrung verwandelte. Darin drückt sich ein Sieg des Gemeinschafts-Gedankens aus, der freilich bei uns aus einer einigenden Idee und einer Kraft des Herzens entsprang und nun auch gestaltend im Wirtschaftsleben sich betätigt. Und damit sind wir bei der weiteren Rechenschaft des Jahres: gelegentlich der Rotspanien-Zwischenfälle hat der Führer kundgegeben, daß man uns nicht ungestraft angreifen darf. Aber Deutschland hat auch bei diesen traurigen Gelegenheiten seinen starken Friedenswillen wieder zu erkennen gegeben. Unsere Wehr ist wieder stark, sie verbürgt damit den Frieden. Und das deutsche Volk bekennt sich durch den Mund des Führers immer wieder zum Frieden, auch in ernstesten Stunden.

So wird die Rechenschaft zum stillen Triumph der Idee. Der Reichsparteitag wird es erweisen. Ueber allem steht uns der Frieden der Arbeit. Der Schutz unserer Arbeit ist uns nun durch unsere Wehr verbürgt. Und das „Erz des eisernen Herzens" läßt uns alle Schwierigkeiten meistern, die uns nur immer stärker machen, stärker im Glauben, stärker im Wollen, stärker im Können!

Ein Führer, ein Volk, ein Reich!

Die Schreckensnacht von Cerro Gordo:

10 000 Pferde gehen durch

Das verhängnisvolle Feuerwerk am Leonarditag — Ergebnislose Jagd auf Wildpferde, die keine sind

Eines Mittags ließ Oberst Villars vom 2. mexikanischen Reiterregiment seine sechs Eskadronen in der Gegend von Cerro Gordo lagern. Am selben Tag sollten 4500 Remonten, also noch nicht zugeritene, aber bereits gezähmte Pferde, übernommen werden. Am Nachmittag trafen noch 900 Rurales, berittene Polizisten, ein und kampierten in der nächsten Nähe der Eskadronen. Am späten Nachmittag waren somit auf engstem Raum nahezu zehntausend Pferde vereint.

Die Mexikaner feiern gerne Feste. Als wir gegen sechs Uhr in Cerro Gordo, einem kleinen, langgestreckten Ort, ankamen, saßen die Offiziere der Kavallerie und der Rurales im einzigen Gasthaus des Ortes beisammen und besprachen eben, wie sie das Fest des heiligen Leonardo feiern wollten. Die meisten waren für ein großes Feuerwerk. „Eine recht unklige Sache", widersprach einer, „ein Feuerwerk ist stets mit Lärm verbunden, und ich würde es nicht wagen, in der Nähe von Remonten auch nur eine Rakete abzufeuern." — „Es liegen hier mehr als fünftausend Mann", wird ihm entgegnet, „da kann doch nichts geschehen. Uebrigens sind die Remonten müde und froh, ein wenig Ruhe zu finden."

Frühzeitig begaben wir uns zum Campo und sahen uns die Vorbereitungen an. Man hatte die Pferde, die zugeritten und die Remonten, abgesattelt und auf einen engen Raum zusammengetrieben. Dieser Raum war von zwei sich gabelnden Bächen gegen Osten zu abgeriegelt, hinegen nach Westen, also dem Ausgang des Ortes zu, offen. Bei den Pferden kauerten nur zwanzig uniformierte Indios.

„Wenn da eine Panik entsteht", sagte Don Morelos, ein erfahrener Farmer, achtungsvoll, „dann Gnade uns Gott. Sie haben noch niemals eine Pferdemasse in Bewegung gesehen? Vielleicht werden Sie heute eine sehen!"

Der Höhepunkt der Festnacht

Um neun Uhr begann das Fest. Wir verließen die Festwiese eine Viertelstunde später. Man konnte durch die Nacht die Musik und die Stimmen der zahlreichen Menschen hören. Am nächtlichen Himmel war der Schein der zahllosen Feuer zu sehen. Die zwanzig Indios, die die Pferde bewachten, kauerten noch immer am Boden. Die Pferde waren ruhig. Einige rupften das Gras ab, die meisten aber lagen am Boden. Es waren sehr viele Pferde, und ich wurde etwas unruhig, als wir diese endlose Masse entlangritten. Wir verfolgten dann unsere Tiere und sahen uns auf einen kleinen Balkon im ersten Stock eines kleinen Hauses am Eingang des Ortes, von dem aus wir über die Dächer die Festwiese sehen konnten.

Gegen zehn Uhr abends verstummte die Musik. „Jetzt werden Sie das Feuerwerk sehen", sagte Don Morelos. „Unsere Leute sind Künstler in dieser Beziehung, nur etwas zu sehr darauf versessen, Knalleffekte hervorzubringen. Erschrecken Sie nicht, wenn es plötzlich krachen wird!" Einige Minuten später zischte wirklich die erste Rakete in die Höhe. Es war ein wunderschöner Anblick, als der rote Strahl kerzengerade in die Luft schoß, sich verbreiterte und in einem Regen von roten und gelben Kugeln niedersank. Gleich darauf fuhren vier weitere Raketen hoch, diesmal blaue und grüne. Dann folgten zwei Räder und dann der Höhepunkt des Abends, eine Sonne in den mexikanischen Farben. Riesengroß stieg eine leuchtende Kugel langsam in die Höhe. Ein sprühender Kranz umsäumte sie. Eine Minute lang stand die Kugel unbeweglich, dann barst sie unter ohrenbetäubendem Krachen. Blitze fuhren aus der Kugel und zerplatzten. Strahlen schossen in alle Richtungen, die Musik spielte die mexikanische Hymne, und grell stieg das Schreien der Menschen auf.

Plötzlich warf Don Morelos die Arme hoch. Er war bleich geworden. „Hören Sie?" fragte er leise. „Da, jetzt!" Und wir hörten deutlich zwei, drei schrille Schreie. Die Musik brach ab. Die letzten Raketen verpufften unter ungeheurem Knall, und durch den Lärm der platzenden Raketen kam ein dumpfes Dröhnen und Brausen, als wäre irgendwo plötzlich ein Wildbach aus den Ufern getreten.

Die Flucht aus dem Campo

Eben noch war die spärlich beleuchtete Dorfstraße leer gewesen. Jetzt aber tauchten am Eingang einige dunkle Körper auf. Pferde. Vier oder fünf Tiere, Hengste. Die Köpfe hoch erhoben, die Nüstern gebläht, die Mähnen flatternd, rasten sie heran. Staub wirbelte auf. Sie erschienen wie Schemen und flogen vorbei in wahnsinniger Hast. Und dann preßte sich eine wild durcheinander wogende Masse in die enge Straße. Pferde. Hunderte von Pferden. Tausende. Im Nu war die Straße von den Pferdeleibern erfüllt.

Der Staub war so dicht, daß man fast nichts sah, aber aus dem Staub kam Wiehern, Schreien, Schnauben und Stampfen der Hufe. Einige Tiere waren wie verrückt. Sie preßten aus der Masse und fielen wieder zurück. Wir starrten hinein in die Tiefe, in dieses Chaos von durcheinanderwirbelnden Leibern. Es war wunderbar und schrecklich!

Nahezu eine halbe Stunde dauerte diese Flucht der Pferde. Dieses stumme Dahinrasen, denn wir konnten nichts mehr unterscheiden, keinen Laut, keinen Schrei. Wir waren taub geworden und konnten uns kaum rühren. Und dann brach der Strom plötzlich ab. Der Staub war so dicht, daß wir kaum atmen konnten. Und durch diesen Staub jagten jetzt drei oder vier Rurales-Offiziere. Sie hieben auf ihre Pferde ein und preschten vorbei, und ich mußte unwillkürlich lachen. Es war lächerlich, daß vier Mann eine Masse von zehntausend Pferden aufhalten wollten. Einen Strom von Pferden, der alles mitriß, was sich ihm in den Weg stellte. Der tödlicher war als eine Lawine.

Eine Woche lang suchten dann dreitausend Leute die durchgegangenen Pferde, die sich in alle Windrichtungen verstreut hatten. Aber es fehlten tausend Pferde, seltsamerweise die besten Tiere. Erst später sah man bei den Quellen des Rio Fuerto, hoch oben in der Sierra Tarrahumara, ein Rudel wilder Pferde, geführt von einem schwarzen Hengst. Es mochten nahezu achthundert Stück gewesen sein. Die meisten Stuten hatten einen Brand. Ein 2 M, das Zeichen des zweiten mexikanischen Kavallerie-Regiments. Es waren die letzten Reste der durchgegangenen zehntausend Pferde, die verwildert waren und sich in die unwegsamen Berge zurückgezogen hatten.

Die Königin von Makogaj

Das Paradies der Unglücklichen - Die Amazonen-Schwester der Lepra-Insel

Dieser Tage traf zu kurzem Besuch ihrer Heimat Schwester Marie Suzanne in Paris ein, die man die „Königin der Lepra-Insel Makogaj" nennt.

Ganz verloren im großen Stillen Ozean liegt die unter britischer Herrschaft stehende Insel Makogaj, die zur Fidschi-Gruppe gehört und von einem Korallengürtel umgeben ist, an dem sich die Wellen brechen. Jeden Monat einmal legt ein kleiner Koprafahrer an der Insel an, nimmt etliche Lebensmittel und sonstige Kleinigkeiten ein und entfernt sich dann eilig wieder, denn Makogaj hat keinen guten Ruf, ist sie doch als Lepra-Insel berüchtigt und gefürchtet! Die Engländer haben hier alle Leprakranken der umliegenden Gebiete konzentriert und zwei Spitäler errichtet. Auf Makogaj leben 600 Kranke, elf französische Schwestern und vier Aerzte. Die Leidenden, sofern sie keiner Pflege bedürfen, hausen in drei Dörfern. Ist jemand so krank, daß er sich nicht mehr allein helfen kann, wird er ins Spital überführt, um dort zu sterben. Die anderen Kranken arbeiten, um sich ein paar Cents mit leichter Beschäftigung zu verdienen.

Schwester Marie Suzanne

Die Kranken gehören 14 verschiedenen Völkern an. Den ganzen Pflegedienst auf der Insel Makogaj besorgen Schwestern, deren Oberin Marie Suzanne heißt. Sie ist heute vierzig Jahre alt und lebt seit zwanzig Jahren auf der Insel. Als sie jung war, war sie in der Provence. Sie war hübsch und lebenslustig und dachte nicht daran, Krankenschwester zu werden. Dann plötzlich kam die Wandlung. Sie beschloß, allen weltlichen Freuden zu entsagen. Sie tat es und war stets heiter und wohlgelaunt. Da sie sehr intelligent war, studierte sie, und zwar malaiische Sprachen. Als sie einige fließend beherrschte, bat sie um Abkommandierung nach dem Fernen Osten. Auf eine der französischen Inseln zu gehen, schien sie zu dumm. Sie wollte eine Aufgabe übernehmen, die ihr Leben ausfüllen konnte. Man trug ihr an, auf die Lepra-Insel Makogaj zu gehen, und sie nahm sofort das Angebot an.

Als sie auf die Insel kam, waren die Kranken in Erdhöhlen untergebracht und lebten eigentlich wie wilde Tiere. Man sorgte nur dafür, daß sich keiner von der Insel entfernte. Ein Spital gab es keines. Marie Suzanne begann sofort energisch zu arbeiten. Sie schrieb solange an die englischen Behörden, bis diese endlich nachgaben und sich um die Kranken zu kümmern begannen. Unter der Leitung Marie Suzannes wurde zuerst ein Spital, dann das zweite erbaut. Unter ihrer Leitung kam es zu Dorfgründungen, und endlich bestand sie darauf, daß man Werkzeuge auf die Insel brachte und redete den Kranken solange zu, zu arbeiten, bis diese es wirklich taten. Zehn Jahre nach ihrer Ankunft war sie die eigentliche Leiterin der Insel. Marie Suzanne fand auf der Insel vier Pflegerinnen vor, die fast nichts taten. Sie waren gar nicht genügend unterrichtet, um irgendetwas Nützliches tun zu können. Mit der Zeit nahm Marie Suzanne auch diese Schwestern in Arbeit. Sie ließ sechs weitere kommen und alle mußten dann — reiten lernen. Jede bekam ein Pferd. Als sie sicher im Sattel saßen, begann die regelmäßige Arbeit.

Täglich um 4 Uhr früh trommelt Schwester Marie Suzanne ihre Gehilfinnen aus den Betten. Sie setzen sich in den Sattel und reiten in die ziemlich entfernt liegenden Dörfer. Tagtäglich müssen sie alle Kranken besuchen, ihre Wünsche und Beschwerden entgegennehmen, die Schwerkranken ins Spital schaffen und die Arbeitsprodukte der anderen einsammeln, um sie in die Zentrale zu bringen. Tagtäglich macht Schwester Marie Suzanne zu Pferd die Runde und sieht nach dem Rechten. Ihren scharfen Augen entgeht nichts. Am Abend kommt sie nach Hause und übernimmt nun im Spital einen Teil des Dienstes. Ein englischer Kolonialbeamter, der vor einigen Jahren die Insel besuchte, traf zwei Schwestern, die im Galopp durch die Wildnis zu ihren Schützlingen ritten. Er nannte sie „Amazonen-Schwestern" und dieser Name ist ihnen geblieben.

Aufruhr im Lepra-Lager

Dieser Amazonen-Dienst hat sich übrigens auf der Insel, auf der es keine Verkehrsmittel gibt, sehr gut bewährt, allerdings dauerte es einige Zeit, ehe sich die Eingeborenen an die ihnen vollkommen unbekannten Pferde gewöhnten. Lepra-Kranke sind schwer zu behandeln. Die völlige Abgeschiedenheit dieser Leute erzeugt Mißstimmungen und führt nicht selten zu Aufständen. Vor einigen Monaten versuchten irgendwelche Glücksritter, die sich Konzessionen verschafft hatten, auf der Insel festen Fuß zu fassen und verlangten, die Kranken mögen zusammengedrängt und in ein Lager gesperrt werden. Als die Kranken davon erfuhren, rotteten sie sich zusammen und beschlossen, zur Küste zu ziehen und gegen diese Vergewaltigung zu protestieren. Die Regierung sandte sofort zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zehn australische Polizisten auf die Insel. Nun sind zehn Polizisten keine große Macht — im Urwalddickicht schon gar nicht, und es hätte leicht zur Vernichtung dieser kleinen Truppe kommen können. Zum Glück war der Polizeileutnant ein vernünftiger Mann. Er empfing eine Abordnung der meuternden Kranken und verlangte ihre Forderungen zu wissen.

„Wir wollen mit den Engländern nicht verhandeln", sagten die Leute. „Wenn uns unsere Königin sagt, daß wir ins Lager gehen sollen — so werden wir es tun. Ohne die Königin darf nichts geschehen." Man war erst etwas erstaunt, denn man hatte nichts von einer Königin gehört. Auf neuerliches Befragen kam man darauf, daß die Königin niemand anderer als — Schwester Marie Suzanne war.

Zum letztenmal zuhause

Vor kurzer Zeit nahm sich nun diese tapfere Frau zum erstenmal nach 20 Jahren Urlaub und fuhr in ihre Heimat. Den Reportern, die sie ausfindig gemacht hatten, sagte sie lachend: „Ich bin doch keine Königin — ich bin eben alles. Ich bin Gouverneur und Bankier, denn die Kranken übergeben mir ihre kleinen Verdienste, ich bin die Handelsvertreterin der Kranken, und ich bin ihr Schutzgeist. Ich baue Straßen und lehre die Leute ihre Felder zu bestellen, und wenn es noch einige Jahre so weiter geht, wird Makogaj ein Paradies werden, allerdings ein Paradies, das von Unglücklichen bewohnt ist." — „Gehen Sie keine Sehnsucht, hier zu bleiben?" fragte einer der Reporter. — „Natürlich nicht", entgegnete Marie Suzanne erstaunt. „Ich bin zum letztenmal in diesem Leben zuhause gewesen. Es war gleichsam ein Abschied. Denn ich muß doch nach Makogaj zurück. Man wartet auf mich. Die Leute wären sehr unglücklich, wenn ich nicht käme, und das kann ich ihnen doch nicht antun."

Dies nebenbei

In Hollywood hat sich in den letzten Jahren der Brauch eingebürgert, bekannte verstorbene Filmkünstler dadurch zu ehren, daß eine Straße nach ihnen benannt wird. So hat dieser Tage die Hollywooder Stadtverwaltung den Beschluß gefaßt, einen verkehrsreichen Straßenzug den Namen Jean Harlow zu geben. Dieses so sehr beliebte Mitglied der Filmkolonie ist damit der dritte Stern der Leinwand, dem diese Ehrung zuteil wird, nachdem vorher schon Lon Chaney und John Gilbert nach ihrem Tod ihre Straße erhalten haben. Dem Bürgermeister liegt nun auch ein Antrag vor, Rudolpho Valentino nicht hintan zu setzen, sondern auch seiner Verdienste durch die Benennung einer Straße nach ihm zu gedenken.

*

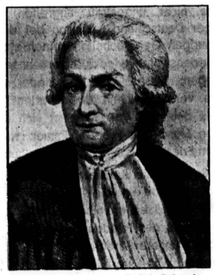
Das internationale Publikum an der Riviera hat wieder einmal seine Sensation, die für einige Tage den Gesprächsstoff bildet, wurde doch soeben der 16jährige Jean Tolstoi, ein Enkel des berühmten russischen Dichters, in Cannes wegen Diebstahls und Unterschlagung verhaftet. Der jugendliche Missetäter erwies sich schon in seiner Kindheit des großen Namens Tolstoi unwürdig. Nachdem harmlose Kinderstreiche immer mehr und mehr zu regelrechten Gesetzesübertretungen ausarteten, wurde er vor einiger Zeit in eine Besserungsanstalt gesteckt. Von einer Besserung war aber nichts zu merken, im Gegenteil sann der jetzt Verhaftete immer neue Gaunereien aus. Kürzlich verübte er einen Ausbruch aus der Anstalt, und seit dieser Zeit machte er die französische Riviera unsicher. Gestützt auf seinen großen Namen, gelang es ihm wiederholt, Anschluß an vornehme Kreise zu finden, wo er dann genug Gelegenheit hatte, wertvolle Gegenstände, Schmucksachen und Uhren verschwinden zu lassen. In den meisten Fällen wurde von einer Anzeige Abstand genommen, da man sich scheute, einen leiblichen Verwandten des berühmten russischen Dichters dem Richter auszuliefern. Aber nun hat ihn der Arm der Gerechtigkeit doch erreicht. Außer zahlreichen Gold- und Silbersachen stehen noch ein Fahrrad und ein Motorrad auf der Liste der Diebesgüter, die der junge Tolstoi sich angeeignet hatte.

*

Aktentaschen dienen, wie schon ihr Name sagt, zur Aufnahme von Akten. Monsieur Pierre Dubois, seines Zeichens Rentner in Paris, wollte das nicht glauben, weshalb er kürzlich auf eine eigenartige Idee verfiel, deren Verwirklichung dafür spricht, daß Herr Dubois über viel Zeit verfügt. Er stellte sich also mehrere Tage an einer belebten Straßenkreuzung auf und bat alle Menschen, die mit einer Aktentasche unterm Arm an ihm vorüberkamen, ihm doch zu statistischen Zwecken mitzuteilen, welchen Inhalt ihre Ledertasche aufweise. Und da kamen nun wirklich absonderliche Ergebnisse zutage. 24 Herren trugen darin nichts anderes als — Frühstücksbrote, bei acht ruhten Thermosflaschen in der hochgeschäftlichen Umhüllung, zwei Herren und vier Damen hatten Kleidungsstücke dabei, die sie zur Reparatur geben wollten, vier Pariser wußten für Likör- und Weinflaschen keine unverfänglichere Transportmöglichkeit, einer hatte einen Singvogel in einer lufdurchlöcherten Schachtel darin, neun junge Damen hatten die Aktentasche mit Strümpfen vollgestopft, und vierzehn Herrschaften ersparten sich den Badekoffer damit, daß sie Handtuch, Seife und Badeanzug in der Ledertasche verstauten. Ja, und die Akten?! Nun, Herr Dubois hat immerhin drei Herren und eine Dame angetroffen, die wirklich Akten in den Aktentaschen hatten. Siebzig Leute hatten also Auskunft gegeben und das Rätsel ihrer Aktentaschen entschleiert. Zwölf weiserten sich. Verdient da die Aktentasche noch ihren Namen? Wer weiß einen besseren?

*

In einem kleinen Vorort Amsterdams ist dieser Tage ein Heringsfischer sechzig Jahre alt geworden, der in seinem ganzen Leben noch nie einen einzigen Schritt weit gefahren ist. Dieser Fred Mastendonk war als sechsjähriger junge Zeuge eines Unfalls, bei dem ein Radfahrer mit einem Pferdefuhrwerk zusammenstieß und verletzt wurde. Unter dem Eindruck des Unglücks nahm sich der Knabe vor, in seinem ganzen Leben nie irgend ein Fortbewegungsmittel zu benützen, und dieses Versprechen hatte er auch getreulich erfüllt. Ob ihm sein Beruf als Fischer an die Zuidersee oder nach einem anderen Teil Hollands verschlug, ob er seine Eltern in Amsterdam besuchte oder sich seine Braut aus Harlem holte — alle Strecken und Reisen legte er immer auf Schusters Rappen zurück. Fred Mastendonk war noch nie auf einem Fahrrad gesessen, er kennt keine Straßenbahn von innen, hat noch nie von dem Kutschbock eines Pferdefuhrwerks herabgesehen, ein Eisenbahnabteil ist ihm fremd, kurz, er ist noch nie einen Meter weit gefahren. Nicht einmal das Auto reizt ihn, nur das Flurzeug hat es ihm in seinen alten Tagen noch angetan. Deshalb versprach er, an seinem 65. Geburtstag sein Gelübde zu brechen und einen Rundflug über Amsterdam zu machen, weil, setzte er schlau hinzu, es damals ja noch keine Flieger gab, als er sich vorgenommen hatte, nie in seinem Leben zu fahren. Selbstverständlich hat in dem verkehrsfreudigen Holland die Laune des Fred Mastendonk, die anläßlich seines 60. Geburtstages öffentlich bekannt wurde, viel Aufmerksamkeit erregt, und der alte Fischer hat schon zahlreiche Einladungen von Mitbürgern bekommen, die sich erboten, ihm den Rundflug zu bezahlen.



Zum 200. Geburtstag Luigi Galvanis

Am 9. September jährt sich zum 200. Male der Geburtstag des berühmten italienischen Erfinders Luigi Galvani. Eine zufällige Beobachtung führte ihn zur Entdeckung des nach ihm benannten Galvanismus, der Lehre von der bei Berührung verschiedenartiger Stoffe entwickelten Elektrizität und den durch sie verursachten Erscheinungen. (Hoffmann, Zander-K.)

Der Reichsparteitag im Bild

Oben links:

Der Einzug der Leibstandarte

in Nürnberg. An der Spitze Sepp Dietrich. (Presse-Hoffmann, Zander-K).

Oben rechts:

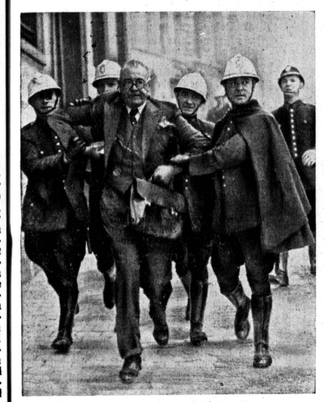
Die Anti-Komintern-Ausstellung eröffnet

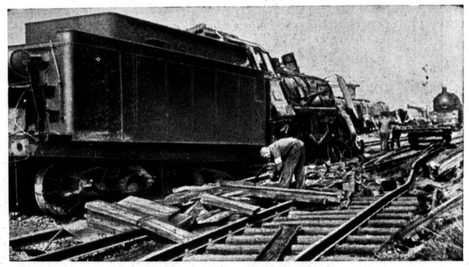
In der festlich geschmückten Noris-Halle in Nürnberg wurde die Ausstellung der Anti-Komintern eröffnet, deren politisches Thema den Inhalt mehrerer Reden auf dem Parteikongreß bilden wird. In vielen Darstellungen wird der Zwang zum Kampf gegen den Bolschewismus aufgezeigt. — Gauleiter Julius Streicher in Begleitung des Generals Melchior, der als Beauftragter des italienischen Propagandaministers Alfieri an der Eröffnungsfeier teilnahm, beim Rundgang durch die Ausstellung. (Scherl)

Links:

Die Arbeitsmaiden in ihrer kleidsamen Tracht,

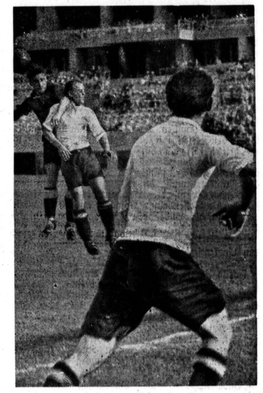
die zum ersten Male am Reichsparteitag teilnehmen. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)





Schweres Eisenbahnunglück bei Neuß

Bei der Durchfahrt im Bahnhof Holzheim bei Neuß entgleiste ein vom katholischen Pfarramt Rommerskirchen bestellter Pilgersonderzug nach Kevelaer. Dabei kamen bisher 19 Personen ums Leben, während eine große Anzahl verletzt wurde. — Ein Blick auf die Unglücksstätte.



National-Elf siegte 3:2 gegen Berlin

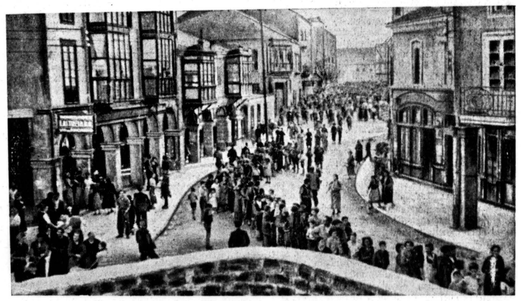
Am Opfertag des deutschen Sports fand im Olympia-Stadion vor 50 000 Zuschauern der Fußballkampf der Berliner Städtemannschaft gegen die National-Elf statt, den diese mit 3:2 gewann. Ein Unentschieden wäre den hervorragend spielenden Berlinern besser gerecht geworden, als der knappe Sieg der National-Elf. — Helmchen und Appel streiten sich hier um den Ball vor den Augen von Buchmann. (Schirner, Zander-K.)

Straßenunruhen während der Brüsseler Nationalbank-Versammlung

In Brüssel kam es anläßlich der Nationalbankversammlung, auf der Leon Degrelle für die Rexisten und Senator van Dieren für die flämischen Nationalisten sprachen, zu Straßenunruhen. Die beiden Führer gingen in Opposition zur Generalversammlung, während Tausende auf der Straße in Hochrufe ausbrachen. Bei den Unruhen wurde Senator van Dieren verhaftet. Unser Bild zeigt Senator van Dieren auf dem Wege zur Polizeistation nach seiner Verhaftung. (Associated Preß, Zander-K.)

Nach dem Abbruch der Beziehungen Lissabons zu Prag

Nachdem die tschechoslowakische Regierung die Ausfuhr von Maschinengewehren für die portugiesische Armee verboten hat, hat die portugiesische Regierung die diplomatischen Beziehungen zu Prag abgebrochen und um die Abberufung des Lissaboner Gesandten ersucht. — Der tschechoslowakische Gesandte, Fiedler, mit seiner Frau bei der Abreise aus Lissabon. (Weltbild, Zander-K.)

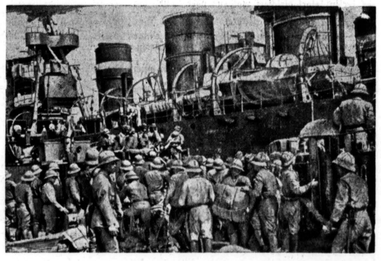


Lebensmittel-Ausgabe im befreiten Santander

Nach der Befreiung der Stadt wurden von den nationalen Truppen überall öffentliche Küchen eingerichtet, um die ärgste Not unter der Einwohnerschaft zu lindern. Riesige Menschenschlangen stehen vor den Ausgabestellen. (Weltbild, Zander-K.)

Kreisparteitag der Sudetendeutschen in Böhmisch-Krumau

Der Kreis Böhmerwald-Süd der Sudetendeutschen Partei hielt in Böhmisch-Krumau in Anwesenheit Konrad Henleins seinen ersten Kreisparteitag ab. An der Kundgebung nahmen über 10 000 Sudetendeutsche teil. —



Vom Kampfgebiet im Fernen Osten

Die Landung japanischer Truppentransporte in Schanghai. (Weltbild, Zander-K.)

Berti steigt um / *Eine Geschichte von gestern*

Von Heinz W. Hawees

Ich hätte auch die Nacht vor dieser Reise in dem mir eigentümlichen, angenehmen Schlummer verbracht, wenn nicht gegen drei Uhr morgens der schrille Klingelton des Fernsprechers mich meinen Träumen entrissen hätte. Schlaftrunken stolpere ich an den Apparat:

„Hallo, wer ist da?"

„Schatz, bist du es?"

„Ja, was ist denn, Berti?"

„Hör mal — — — ich weiß nicht — — ich überlege gerade, soll ich nicht doch lieber auch noch das dunkle Stiffkleid, den feschen karierten Mantel, die Ueberschuhe, den großen getupften Schal, das rote Filzhütchen, die Wildledertschen und die schwarze Lackhandtasche mitnehmen? Weißt du, das Wetter könnte doch — — — man weiß ja nicht — — —?"

„Ja, Berti, nimm nur alles mit, vielleicht ist es richtiger."

„Und dann noch etwas — — du weißt ja, wie unpünktlich diese Chauffeure sind, willst du nicht lieber sofort noch einmal in der Garage anrufen, ob der Mann zuverlässig und der Wagen in Ordnung ist — damit wir nicht zu spät kommen — allzuviel Zeit ist nicht mehr; — — höchstens noch drei Stunden — —!?"

„Aber, Berti, es ist ja noch Nacht; — — mach' dir doch keine Sorgen, der Wagen ist pünktlich . . ."

Nur noch dreimal rief Berti an, dann war es sechs Uhr.

Um 6.30 entstieg ich einem Taxameter und drückte die Klingel am Haupteingang des großen Etagenhauses. Berti wartete bereits. Niedlich sah sie aus in ihrem grauen Reisekostüm. Der Chauffeur und ich mußten uns um den „kleinen Koffer" bemühen. Er kam uns vor wie eine Lade mit Bleifüllung. Dazu in einem Hochhaufe! Kein Wunder, wenn der dicke Chauffeur bei seiner „Abfindung" am Bahnhof das Wort „Gute Reise!" fast wie einen Fluch vor sich hindrummte mit einem häßlichen Seitenblick auf das „Köfferchen".

Die Fahrkarte ist gelöst.

„Hör mal Schatz, ich habe den Fahrplan noch einmal nachgesehen, ich brauche in Köln nicht umzusteigen, wie du sagst —"

„Um Gottes willen, Berti, sei vernünftig, benutze lieber den Zettel mit den Fahrzeiten, den ich dir aufschrieb! Danach bist du 7.52 Uhr in Köln, steigst um in den Schnellzug nach Frankfurt, Abfahrt 8.05 Uhr, mithin 15 Minuten Aufenthalt. In Frankfurt mußt du wieder umsteigen in den Zug nach Darmstadt, und dann kannst du sitzen bleiben bis Seisenheim. Von hier aus 20 Minuten Kleinbahn bis Budenbach. Ist doch ganz einfach, Kind, nicht?"

„Ja — — aber, wollen wir nicht lieber doch noch den Auskunftsbeamten?

„Wenn es dich beruhigt, sicher!"

Hurtig steuert Berti auf einen Auskunftsbeamten zu. Ich schlendere langsam hinterdrein.

Entschuldigen Sie, bitte, Herr Auskunftsbeamter, nach Budenbach brauche ich in Köln doch nicht umzusteigen, nicht wahr?"

Der Auskunftsbeamte ist ein älterer Mann, wohlgenährt, mit einem wohltuenden Rot an der zierlich gerundeten Nasenspitze. Einen Kneifer trägt er und versucht, über die Gläser hinweg sein Gegenüber zu betrachten.

„Budenbach — — — Budenbach, warten Se mal — — —". Er blättert mit angefeuchtetem Daumen in einem dicken Kursbuch. „Kenne ich gar nicht — Budenbach — — —"

Dann mußte ich wohl eingreifen.

„Entschuldigen Sie, bitte, es ist vergebliches Bemühen. Budenbach ist keine Bahnstation, nur Kleinbahnbetrieb von Seisenheim aus. Seisenheim an der Bergstraße. Von Köln über Frankfurt-Darmstadt zu erreichen. Der Zug 7.23 Uhr, den die Dame benutzen will, geht nur bis Köln, der Frankfurter Zug aber erst von dort aus — —"

„Ich habe aber auch nachgesehen, und danach kann ich im Zuge sitzen bleiben!" sagt Berti schmollend.

„Es ist schon richtig, wie ich sagte — — —"

„Wollen Sie nicht lieber noch einmal nachsehen, Herr — Herr Beamter, vielleicht ist in Ihrem Buch doch noch — — —"

„Es ist unnötig, Berti, fahre so, wie ich es dir aufschrieb!" — — —

„Ich weiß gar nicht, was du willst, sei doch nicht so gräßlich aufgeregt —, alle Leute bleiben schon stehen und gucken uns an — — nach Gott!"

„Hä — — hä — — Fräulein Sie sind aber gut, der Herr ist doch ganz friedlich! Fahren Sie nur ruhig, dat findet sich schon, Budenbach, wie gesagt, bei mir im Buch steht et nicht . . ."

„Komm, Bertchen gehen wir zum Gepäck —" Sanft nehme ich sie beim Arm und gehe zum Gepäckschalter; die nicht vorhandenen „stehengebliebenen und guckenden Leute" beachte ich natürlich auch nicht.

„Verzeihen Sie, Budenbach bei Seisenheim an der Bergstraße. Kleinbahnhaltestelle; kann das Gepäck dahin sofort dirigiert werden oder nur bis Seisenheim?"

„Augenblick!"

Der Mann hinter dem Schalter nimmt einige Bücher und geht in einen Nebenraum; wir warten. Nach einer Weile kommt er wieder:

„Budenbach gibt es nicht!" Streng sieht er mich an.

„Da kann ich Ihnen leider nicht beipflichten; das dortige Bürgermeisteramt, das auch gleichzeitig als Verkehrsamt dient, ist anderer Meinung, es ist von seiner Existenz durchaus überzeugt. Im übrigen handelt es sich um einen Ort an der Bergstraße . . .!"

„Gibt es nicht."

„Also schön, dann befördern Sie das Gepäck bis Seisenheim . . ."

„Augenblick!" Er geht wieder in den Nebenraum.

„Wollen Sie über Kassel oder Halle fahren?"

„Wieso?"

„Kassel oder Halle, was soll ich denn da? Berühre ich doch gar nicht."

Der Schaltermann zuckt die Achseln.

„Erlauben Sie, es muß doch vielleicht noch eine Gelegenheit geben, Seisenheim und die Bergstraße zu erreichen, ohne über Kassel oder Halle zu fahren?"

„Augenblick!" Wieder verschwindet der Mann.

„Wollen Sie nach Seisenheim an der Bergstraße?" hallt es klirrend aus dem Schalterfenster.

„Ja, das ist im Augenblick mein sehnlichster Wunsch!"

Sommerliches Antlitz — Litographie von Heinrich Wolff (Deike M)

„Dann müssen Sie sich nächstens genauer ausdrücken. Die meisten fahren nämlich von hier aus nach Seisenheim im Harz! — Vier Mark achtzig bitte!"

„So so . . ." entgegne ich kleinlaut und reiche das Geld.

Berti hat stumm zugehört:

„Siehst du, Schatz, wie gut es von mir war, das Kursbuch noch einmal nachzusehen!" Ein ganz kleiner Triumph klang in einem netten Lächeln um ihre Mundwinkel.

„Natürlich — —, natürlich."

Auf dem Bahnsteig ist der Zug bereits gemeldet; da kommt der Beamte mit der roten Mütze.

„Sollen wir hier nicht doch lieber — — —?" lächelt Berti bittend.

„Selbstverständlich, selbstverständlich", brumme ich im grimmigen Eifer; ich hätte noch viel mehr Beamte gefragt —, ich war durchaus in „fragwürdiger" Stimmung.

„Verzeihung, Herr Vorsteher, hat dieser Zug Anschluß an den Frankfurter Schnellzug in Köln?"

„Jawohl, mein Herr; in Köln umsteigen, fünfzehn Minuten Aufenthalt!"

„Danke sehr!"

Ich glaube, jetzt hatte ich ein kleines Lächeln um den Mund.

Gott sei Dank lief gleich darauf der Zug ein und hat mich der weiteren Fragerei enthoben; wenn ich aber noch Zeit gehabt hätte, hätte ich mich so nach und nach durch alle Beamten des Bahnhofs durchgearbeitet, alle hätte ich um eine Auskunft gebeten, das ist unterhaltend, das macht wirklich Freude.

Nach drei Wochen kam Berti zurück. Mit einem Blumenstrauß empfing ich sie auf dem Bahnsteig. Frisch und braungebrannt entsteigt sie dem Zuge; ihrer Hautfarbe nach zu urteilen hatte der Wetterprophet, der Regen und Kühle anzeigte, in seinem Sinne wieder recht gehabt.

„Tag, Schatz, da bin ich wieder!"

Wir unterhielten uns über die Reiseeindrücke; in der Halle kommen wir an dem braven Auskunftsbeamten vorbei. Bei seinem Anblick meinte Berti mit lautem Vorwurf:

„Heute weiß ich erst, wie richtig es von mir war, damals bei der Hinfahrt deinen Zettel noch einmal zu überprüfen; stelle dir nur vor, wenn ich, wie du wolltest, in Köln im Zuge sitzen geblieben wäre, wo wäre ich da wohl gelandet!?"

Es kommt nicht oft vor —, aber da fand ich wirklich vor Rührung keine Worte mehr.

Die Schwester / *Erzählung von K. R. Neubert*

Fünfzehn Jahre alt war sie, als Herr Keller ein gern gesehener Gast im Hause ihrer Eltern wurde. Seine Besuche galten ihrer Schwester „Irene," die acht Jahre älter war. „Gefällt er dir?" fragte Irene einmal, als er mit den Eltern im Wohnzimmer saß, während sie hinausgegangen waren, um etwas zu besorgen.

„Sehr!" antwortete Käte treuherzig.

„Dann werde ich ihn heiraten!" lachte Irene, und sie sah sehr glücklich aus. Sicher hatte Herr Keller schon mit ihr darüber gesprochen.

Und ich werde später auch nur einen heiraten, der so aussieht und so ist wie Herr Keller, dachte Käte. In diesem Augenblick fühlte sie zum erstenmal, daß sie ihn liebte. Es war eine Liebe, wie sie nur so junge Mädchenherzen empfinden können, kindlich verträumt und noch wunschlos. Sie lichte sein Gesicht, sein Lachen. Die Art, wie er mit ihrem Vater über die Dinge der Welt plauderte, erschien ihr interessant. Am interessantesten aber fand sie seinen Blick, sein Lächeln, seine verschämte Zärtlichkeit, die ihrer Schwester Irene galt.

Herr Keller heiratete Irene, und Käte, die nun schon ins Büro ging, war seine Schwägerin geworden. Irene hatte eine hübsche Wohnung, Käte ließ sich dort manchmal blicken. Irene hatte die kindliche Schwärmerei ihrer Schwester längst vergessen. Nichts in Kätes Verhalten ließ auch darauf schließen, daß jene heimliche und harmlose Liebe noch in ihr lebte. Käte kam und half Irene bei allerlei kleinen Arbeiten, die es gerade zu tun gab, sie machte eine Handarbeit, die Mutter zum Geburtstag bekommen sollte, sie sprach mit Irene über Menschen und Dinge aus ihrem neuen Berufsleben, aber manchmal hatte sie ein verträumtes Lächeln, und sie lauschte heimlich, wenn Schritte auf der Treppe klangen.

Wenn dann Albert kam, war sie still und fast bedrückt, als müsse sie sich immerzu entschuldigen, daß sie schon wieder da war. Sie machte auch eine solche Andeutung, und die Schwester lachte sie aus. „Wir freuen uns, wenn du recht oft kommst, Dummchen nicht wahr, Albert?" Und Albert stimmte freundlich zu und machte wohl einen Scherz mit Käte, hob sie an den Armen, als wollte er sie in die Höhe heben, oder er strich ihr gutmütig über die Wangen, und Käte hatte dabei ein Gefühl, als hätte sie unter dieser Berührung. Dann ließ er sie gleich los und lachte: „Ach ja, du bist ja das Fräulein Rührmichnichtan!" So nannte er sie manchmal.

Aengstlich hütete sie ihr kleines Geheimnis, das eigentlich mehr ein Reifestand ihrer Kindlichkeit als gereifte Entwicklung war. Albert war der Mann ihrer Schwester, und manchmal spürte sie nun doch das Werben anderer Männer. Manches machte auf sie Eindruck. So stand sie zwischen ihrem Traumbild und dem Neuen, Fremden, das an sie herankam. Mancher fragte sie, und sie versprach zu kommen, aber dann blieb sie doch zu Hause. Jemand schrieb ihr, sie antwortete nicht. Einer gefiel ihr, und sie war traurig, als hätte sie ein Unrecht begangen.

Heute wollte er im Park auf sie warten. Käte ging nachmittags vom Büro aus zu ihrer Schwester. Irene strickte an einem Kinderjäckchen. Wie eine Fremde in der Unruhe, die sie hergeführt, saß Käte da. Irenes Hände gingen in sanftem Eifer. Sie lächelte: „Ja, wir werden ein Kind haben, Käte!"

Es stürzte Käte in Verwirrung. Ihre Wangen glühten. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte; sie stand auf und küßte die Schwester.

„Und Albert freut sich!" lächelte Irene.

„Wo ist er?" fragte Käte und sah auf die Uhr.

„Er wird heute wohl etwas später aus dem Büro kommen. Mittags rief er an!" Käte hatte Albert sehen wollen. Ob sie wartete? Da fiel ihr wieder ein, daß der Herr im Park schon warten würde. Sie wollte nicht daran denken.

„Du bist ja so unruhig!" bemerkte Irene.

„Ich — ich muß gehen", flotterte Käte, wie auf verbotenem Wege ertappt, „sei nicht böse, Irene." — „Aber nein. Du hättest doch gleich sagen können, daß du etwas vorhast." Da stand Käte nun auf der Straße, als hätte ein anderer Wille in ihr gehandelt. Sie ging, ohne sich zu beeilen, in den Park. Hoffentlich war der Herr nicht da.

Aber er saß dort auf einer Bank und las. Als er sie sah, legte er erfreut die Zeitung zusammen und erhob sich. Er sah sehr froh aus.

„Ich hätte es fast vergessen", entschuldigte Käte sich und vermied es, ihn anzusehen.

Als sie aus dem Park kamen, führte der Herr sie zu einem kleinen, hübschen Auto, das an der Straße hielt. Es war sein Wagen. Er freute sich über ihre Ueberraschung.

„Fahren wir rasch noch ein Stündchen tanzen", schlug er vor. Sie saß verlegen da und nickte lächelnd.

In dem großen Tanzcafé sah sie plötzlich Albert. Er tanzte mit einem hübschen Mädchen, Käte dachte, sie täusche sich, aber er war es. Sie stand ganz erschrocken da. Der Herr suchte schon nach einem Tisch. „Hier sind ja noch zwei Plätze frei!" hörte sie ihn sagen.

„Bitte", wandte sie sich haftig zu dem Herrn, „gehen wir lieber in ein anderes Lokal."

Sie schritt schon voran. Der Herr folgte ihr kopfschüttelnd. Als er ihr Gesicht sah, war er beunruhigt. „Was ist Ihnen?" Sie sah krank aus.

„Nichts", lächelte sie müde.

Als sie in einem kleinen Café saßen, in einer versteckten Nische, fing sie plötzlich zu weinen an. Der Herr war ratlos. „Können Sie mir nicht sagen, was sie haben?" Sie schüttelte den Kopf. Er nahm ihre Hände und saß schweigend neben ihr. Sie fühlte es gar nicht. Sie fühlte nur einen maßlosen Haß auf Albert. Wie ein roter Kinderluftballon war ihre Liebe zerplatzt.

Arme Irene, dachte sie. Ob er es öfter tut? Und Irene denkt, er sei länger im Büro zu tun! Und dieses geschminkte Mädchen! Seine Freundin? Und Irene sieht Kinderjäckchen . . . Sie riß ihre Hände jäh aus denen ihres Begleiters. Haßt feindselig blickte sie ihn an. „Ich muß telefonieren", sagte sie und stand auf. Sie mußte Irene hören, ihr ein gutes Wort sagen, vielleicht fuhr sie heute noch einmal hin.

Sie bekam zuerst keine Verbindung. Das Besetztzeichen ertönte. Sicher Albert, vermutete sie, er teilt ihr mit, daß er noch eine Weile „im Büro" zu tun hätte. Als sie nachher Irenes freundlich ruhige Stimme hörte, hätte sie sich wieder losgeweint. „Wie — wie geht es dir?" fragte sie stotternd, als hätte sie Irene lange nicht gesehen. „Du bist ja gut", lachte die Schwester.

„Ist Albert schon da?"

„Eben rief er an. Er kommt jetzt nach Hause. Denke dir, solche Rasselbande. Im Büro hat jemand Geburtstag. Der gute Mann hat nach Büroschluß alle in ein Tanzlokal geschleppt."

„Hat — Albert dir das eben gesagt?"

„Ja, natürlich. Ich habe ihm zugeredet, noch zu bleiben, aber er wird inzwischen dort gestöchert sein. Weißt du, was er sagte? Er will sehen, wie weit das Täschchen ist." Sie lachte, und Käte, eben noch dem Weinen nahe, stimmt erlöst in ihr Lachen ein. Wie schön war es, lachen zu können. Nie hatte sie es so gespürt.

Als sie an den Tisch zurückkam, saß der Herr ein wenig böse da. Er sah gar nicht, wie vergnügt sie war.

„Sie sind ein merkwürdiges Mädchen!" sagte er. Sie lehnte sich an die Sofawand zurück und lächelte. Etwas beschämt, etwas zärtlich und melancholisch dachte sie an Albert. Ein kleiner, süßer Schmerz, saß noch in ihrem Herzen, während sie lächelte. Es war ein Lächeln, mit dem man in einem alten Poesiealbum blättert, in Jugenderinnerungen.

Da regte sich der junge Mann an ihrer Seite. „Sind Sie noch da?" fragte er gutmütig spottend, da sie so träumerisch vor sich hinstarrte. Sie sah ihn an. Es war ein neues Gesicht für sie. Es waren nicht mehr Alberts Augen, Alberts Lächeln. Vor diesem Neuen begann die Erinnerung an Albert zu verblassen. Ihr Herz war frei.

Holzkirchlein in Schlesien (Bruno Zriener)

Die Künstlerin

Adele Sandrock

Ein halbes Jahrhundert für die Bühne - Einst gefeierte Tragödin, dann volkstümlichstes Original der Leinwand

Direktoren und Kollegen, Verehrer und Verehrerinnen nannten sie „die göttliche Adele" oder auch, ihrer berühmten tiefen Baßstimme wegen „Generalissimus", diesen Stern von 74 Jahren, der einmal — ach, vor unendlich langen Zeiten! — ein Stern von 24 Jahren gewesen war. Ein halbes Jahrhundert Rampenlicht! Ein halbes Jahrhundert Bühnenarbeit! Ein halbes Jahrhundert Kunst! Als ein Grofteil ihrer heutigen Bewunderer, die bei jedem Auftreten von Adele Sandrock in Lachstürme ausbrechen, noch gar nicht auf der Welt war, da war diese Adele Sandrock schon eine große gefeierte Tragödin. Ja, da hatte sie schon ein wechselvolles und bunt bewegtes Schicksal hinter sich, reich an Arbeit und Enttäuschungen und bis dahin noch arm an Erfolgen. Denn der Erfolg ist ihr nicht beim ersten Ansturm zugefallen, er mußte lange und zäh umworben werden, er kam, als sie 34 Jahre alt war nach einer ganzen Reihe harter Lehr- und Wanderjahre.

Und dem braucht nichts hinzugefügt zu werden. „Junger Mann . . .!" hat Adele gedonnert.

Der Kammersänger und die Fürstin (Adele Sandrock). Es scheint, daß sie ihm nicht gerade eine Schmeichelei sagt . . .

Adele Sandrock stammte aus einer guten holländischen Kaufmannsfamilie. Von ihrer Mutter her, die in ihrer Jugend Tragödin des holländischen Nationaltheaters gewesen war, lag ihr aber die Liebe zur Bühne unverbrüchlich im Blut, und so gebieterisch war diese Liebe, daß sie sich gegen alle Widerstände und Schwierigkeiten durchsetzte. Der wohlerzogene Rotterdamer Backfisch, der nur holländisch sprach, saß mit heißem Herzen über den deutschen Klassikern und lernte aus ihnen Deutsch. Goethe, Schiller, Grillparzer hießen die Lehrmeister, die Sterne der Sehnsucht aber Iphigenie, Maria Stuart, Sappho.

Die kleinen unbedeutenden Anfängerrollen, mit denen die junge Schauspielerin in ihren ersten Jahren beschäftigt wurde, befriedigten sie gar nicht. Am Ziel ihrer Sehnsucht glaubte sich Adele, als der Herzog von Meiningen sich von ihr vorspielen ließ und sie danach auch wirklich an sein berühmtes Theater engagierte. Aber gerade dieses erste große Glück vermandelte sich nur zu bald in die erste große Enttäuschung. Am Abend ihres vermeintlichen ersten Auftretens saß Adele in ihrer Garderobe und ließ sich glühend vor Eifer und Aufregung schminken, als mit unheilvoller Miene der Regisseur bei ihr eintrat, um ihr zu verkünden, daß — der Herzog ihre Rolle umbesetzt hatte und sie nicht spielen dürfte. Als Grund wurde der Fassungslosen endlich nach einigem verlegenen Hüsteln mitgeteilt, daß Josef Kainz bei den Proben an ihrem Spiel so wenig Gefallen gefunden hätte, daß er sich weigerte, mit ihr zusammen aufzutreten. Es ging der Sandrock also ganz ähnlich wie ihrer großen Vorgängerin an dem Burgtheater, Charlotte Wolter, die als Anfängerin als geradezu „unmöglich" abgestempelt war. Es war bei beiden wohl dasselbe, ein Zuviel an Pathos, ein gewisses Ueberschreiten des harmonischen Maßes, wie es der großen heroischen Natur gerade am leichtesten geschieht, das ihr schadete. Es bedurfte erst Jahre der Selbstzucht und Selbstläuterung — für Adele Sandrock unruhige Wanderjahre in Deutschland, Rußland, Ungarn. Niemals wollte es ihr gelingen, wirkliche Anerkennung zu finden, eine harte Probe für jedes Selbstvertrauen. Da bekam sie in Wien den Auftrag, für eine erkrankte Schauspielerin im Theater an der Wien in dem Stück „Der Fall Clemenceau" einzuspringen — das wurde ihr erster großer Erfolg.

Jahrelang war nun Adele Sandrock der Stern des Deutschen Volkstheaters in Wien, bis man sie an die Burg holte, wo die Wolter selbst sie vor ihrem Tode als ihre einzige würdige Nachfolgerin bezeichnete. Dennoch begannen die Intrigen gegen sie bereits am Tage der Berufung der Wolter. An diesem Tage nämlich erhielt Adele eine solche Menge von Drohbriefen, sie solle es nicht wagen, am Grabe ihrer Rivalin Krokodilstränen zu weinen, daß sie die Briefe der Polizei unterbreiten und tatsächlich darauf verzichtete, der Wolter die letzte Ehre zu erweisen.

„Gemütlich" ist der Umgang mit der Sandrock für Direktoren und Kollegen nie gewesen, und der Generalintendant des Burgtheaters, Paul Schlenther, hatte eine starke Abneigung gegen sie, der er auch in der Rollenbesetzung unverkennbar Ausdruck gab. Dadurch sammelte sich in der leidenschaftlichen und stolzen Tragödin allmählich ein gewaltiger Zorn an, der sich endlich in einem ungeheuren Krach entlud. Bei der Gelegenheit soll die Sandrock dem Generalintendanten sogar einen Stuhl an den Kopf geworfen haben. Jedenfalls führte die Szene zu ihrem Abschied von der Burg. In Zusammenhang damit wird eine bezeichnende Episode von der Sandrock überliefert. Ein Berichterstatter suchte sie kurz nach dem Zwischenfall in ihrer Wohnung auf, um etwas über ihre Zukunftspläne zu erfahren. Er wurde von der Mutter Adelens empfangen, die ihm tränenüberströmt beschichtete, ihre Tochter sei vor Aufregung so krank, daß sie mit niemand sprechen könnte. Bei einem zweiten Besuch lautete der Bescheid sogar noch schlimmer. Adele solle bereits in Agonie liegen. Da griff der schlaue Reporter zu einer List: er wußte, daß Adelens Schlafzimmer sich nebenan befand und rief unter Aufbietung seiner ganzen Lungenkraft: „Die arme Adele! Wenn sie wüßte, was mir soeben Schlenther über sie alles erzählt hat!" „Was hat er gesagt?" Mit diesen Worten, die wie das Gebrüll einer verwundeten Löwin klangen, erschien die hoheitsvolle Erscheinung der eben Totgesagten im Rahmen der Tür. Der Berichterstatter konnte also mitteilen, daß Adele noch lebte und nach wie vor über den großen dramatischen Ton verfügte.

Gegen der Göttermutter Heras (Adele Sandrock) Befehle ist kein Kraut gewachsen. Da kann man nur so tun, als ob man gehorche, auch wenn man der erderschütternde Zeus selbst ist.

Adele Sandrock feiftete nun in den nächsten Jahren auf zahllosen Gastspielreisen und am Deutschen Theater in Berlin ihren Ruhm als große Tragödin. Sie durfte es sogar wagen, als „Hamlet" aufzutreten. Bis die kritische Zeit kam, wo die Natur nicht mehr mit der Seele Schritt hält, wo Gesicht, Gebärde, Stimme nicht mehr willfähriges Ausdrucksmittel des jung gebliebenen Geistes sind, sondern eigenen Gesetzen folgen und die Wirkung vom Erschütternden ins Groteske überzugehen droht. Die Sandrock vollzog rechtzeitig, auf der Höhe ihres Ruhmes, ihren Abschied von der Bühne.

Es verging eine lange Reihe von Jahren, und plötzlich tauchte der Name als Stern erster Ordnung wieder auf, diesmal von der Leinwand herab. „Adele Sandrock?" fragte man staunend. „So hieß doch einmal eine berühmte Tragödin. Ist das eine Namensschwester von ihr? Oder lebt die Alte noch?" Oh ja, die Alte lebte noch! Sie lebte wieder. Sie fing gerade zum zweitenmal an, zu leben und zu blühen. Aber was war das für eine Metamorphose! Jetzt erst wurde Adele wirklich die Adele, die sie für die Nachwelt bleiben wird. Ihre Schwiegermütter und Tanten, Herzogginnen und Geheimrätinnen sind eine Welt für sich. Dabei ist sie bis an ihr Ende die starke urwüchsige Persönlichkeit geblieben, voll schlagkräftigem, oft bissigem Witz. Eine Kollegin, die sie einmal hat, ihr zu verraten, wie man sich „alt" schminken könnte, sah sie mit ihren großen durchdringenden Augen an und antwortete: „Meine Liebe, da pusten Sie sich nur ganz einfach den Puder vom Gesicht." Diese Frau hatte die Größe und den Mut, sich selber zu parodieren, aber ohne alle Bitterkeit, mit einem Herzen, auf dessen Grunde doch eine ganz tiefe Weisheit und Güte lag. Und das machte die künstlerische Leistung ihres Alters zu etwas so Unvergleichlichem. Seien wir dankbar, daß sie uns auf der Leinwand noch lebt.

C. K.

Adele findet „ein Haar in der Suppe"

Photos (4) Ufa

Der Brand von Moskau

Die Schicksalswende für Napoleon und seine Armee / Schilderung eines Augenzeugen

Vor 125 Jahren, am 15. September 1812, zog Napoleon in Moskau ein, eine Woche nach der blutigen Schlacht bei Borodine. Ungeheurer Jubel bemächtigte sich der Truppen, als sie nach den langen aufreibenden Märschen von den Hügeln vor Moskau zum erstenmal die vielgepriesene Zarenstadt zu ihren Füßen liegen sahen, mit ihren Hunderten von Türmen, Kuppeln, Kirchen und Palästen, deren goldene und grünliche Dächer in der Sonne funkelten. Aber vergebens wartete Napoleon darauf, daß man ihm die Schlüssel der Stadt überbrächte. Als er endlich einzog, war es durch verödete, ausgestorbene Straßen. Von den 250 000 Einwohnern der Stadt waren nur etwa 15 000 darin zurückgeblieben.

Gegen Abend brach in verschiedenen Stadtteilen Feuer aus. Löschen erwies sich als unmöglich, da keine Feuerlöscheräte zu finden waren. Am Abend des 16. mußte Napoleon bereits aus dem gefährdeten Kreml nach dem Lustschlosse Petrowski übersiedeln. Erst nach fünf Tagen, am 20. September erlosch der Brand allmählich unter Mitwirkung heftiger Regengüsse. Von den 9000 Steinhäusern der Stadt waren nur 626 vom Feuer verschont geblieben, von den 6600 hölzernen nur 1797. Der Schaden wurde auf 321 Millionen Rubel geschätzt. Erst fünf Wochen später, am 19. Oktober, entschloß sich Napoleon zum Rückzug aus der verwüsteten Stadt, der den Beginn seines Unterganges bedeuten sollte.

In Napoleons Gefolge befand sich der bekannte bayerische Schlachtenmaler Albrecht Adam, dessen 75. Geburtstag sich in diesen Tagen jährte. Als Hofmaler von Eugen Beauharnais nahm er an den meisten Feldzügen Napoleons teil, und seine Skizzen und Gemälde bilden heute eine der wichtigsten kulturgeschichtlichen Quellen jener Zeit. Seiner Selbstbiographie „Aus dem Leben eines Schlachtenmalers" entnehmen wir die folgende anschauliche Schilderung des Brandes von Moskau:

Napoleon in Moskau
(Nach einer Zeichnung von Adam.)

Der Brand von Moskau, vom Kreml aus gesehen
Napoleon inmitten seiner Offiziere
(Nach einer zeitgenössischen Zeichnung.)

Stiller Einmarsch

„Der 15. September war der Tag, an dem wir die unheilvolle Stadt betraten. Frühzeitig setzte sich alles, voll Erwartung, so gut geordnet als möglich, in Bewegung. Ohne Widerstand zogen wir in Moskau ein. Aber welch ein Einzug war das! Es kam mir vor, als wenn gute Schauspieler vor einem ganz leeren Hause spielen müßten! Die Straßen standen menschenleer und verödet, die Häuser wie ausgestorben, eine wahrhaft unheimliche Stille herrschte in der Stadt, nur unterbrochen vom Tritt der Pferde; die Trommeln und Trompeten widerhallten in den öden Straßen. Offiziere und Soldaten sahen einander fragend, kopfschüttelnd und mit bedenklichen Mienen an. Welch ein Kontrast zu den pomphaften Einzügen derselben Armee in anderen Hauptstädten! Zahllose Neugierige füllten dort die Straßen und bewunderten die Fremdlinge, selbst das schöne Geschlecht war nicht selten dabei vertreten. Aber dieser Einzug in verödete Mauern war etwas völlig Neues. Jetzt fielen jedem die Schuppen von den Augen: man schauderte vor der Konsequenz zurück, mit der die Russen den fanatischen Plan des Feldzuges durchgeführt. Man verfluchte sich aufs Schimpfen, sprach viel von Barbarismus, aber die Franzosen hatten die Russen nie für etwas anderes als Barbaren gehalten. Wie konnte man sich also wundern, daß sie zu solchen Mitteln griffen!

Langsam und still bewegte sich der Zug der Truppen durch die unendlich langen Straßen. Das einzige, was die Aufmerksamkeit der Truppen erregte und von ihren trüben Gedanken ablenkte, war die wunderliche und traurigbarocke Bauart der Häuser; aber trotzdem hängt sich das bittere Gefühl, in einen verlassenen Ort einzuziehen und die schönsten Hoffnungen vernichtet zu sehen, einem jeden wie Blei an die Füße und hemmt den Flug der Begeisterung.

Es beginnt zu brennen

So ging alles gut, und ich hoffte, hier nach so viel Strapazen einiger Ruhe zu pflegen.

Aber diese Herrlichkeit sollte nicht lange dauern. Denn schon im Laufe des ersten Tages begann es in einem entfernten Stadtteile zu brennen, und während der Nacht nahm das Feuer rasch und auf eine bedrohliche Weise zu. Mein Hauswirt (oder wer er sonst war) kam auf mein Zimmer und rang die Hände; er fragte mich, nach dem Feuer heutend, ob das die Russen oder die Franzosen getan. Ich konnte ihm natürlich darauf nicht antworten, aber ich war von dieser Szene tief ergriffen, und das Weinen stand mir nahe. Ich legte mich auf einen guten Schlafdivan nieder, und bald erfaßt Morpheus seinen ermüdenden Balsam über mich. Gestärkt erwachte ich nach sechs Stunden, als bereits der Morgen dämmerte und mir neue Schrecken zeigte.

Die Disziplin und Ordnung, welche bisher nur noch mühevoll eingehalten worden, ging rasch in Demoralisation über. Napoleon hatte zwar ein strenges Verbot gegen das Plündern erlassen, das sich aber gänzlich unausführbar erwies. Anfangs war es nur Gesindel: Marodeurs, Dienerschaft und die Masse von Leuten, die einer solchen Armee nachziehen, welche zugriffen, und da man viele Lebensmittel und Getränke fand, so fehlte es nicht an Exzessen und Brutalitäten. Nach und nach ging das aber auch auf die Soldaten über und wurde allgemein. Wer wollte auch unter den obwaltenden Verhältnissen in den brennenden, so weit ausgedehnten Moskau den Soldaten überwachen! Moskau war das Ziel seiner Hoffnungen, hier hatte er den Lohn für seine riesenhaften Anstrengungen erwartet, er fand ihn nicht und nahm sich ihn nun selbst, so gut er konnte. Man sah auf den Straßen die wunderlichsten Szenen. Anfangs suchte man nach brauchbaren Dingen, viele aber beluden sich wie Lasttiere mit Gegenständen, die sie voraussichtlich nicht mit fortschaffen konnten. Mein eigener Diener schleppte mit einem Kameraden eine Menge Kolonialwaren, Tücher, Luxusgegenstände aller Art zusammen. Das alles lag im Hofe des Hauses, das ich bewohnte, aufgehäuft. Ich war ganz empört darüber, konnte aber nichts dagegen tun, wenn ich mich nicht von meinem eigenen Diener mißhandeln lassen wollte. Alles war betrunken und in der größten Aufregung.

Das Feuermeer

Zu diesem wüsten Treiben gesellte sich das Toben und Brausen des rasch zunehmenden Feuermeeres. Keine Feder, kein Pinsel sind imstande, das tobende Element zu schildern. Der Ton, den es erregte, kann nur mit dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalls verglichen werden, in dessen Nähe man ganz bestäubt wird. Dazu denke man sich die verschiedenen Farben der Flammen, je nach den Stoffen, die sie verzehrten. Die wunderlich gestalteten und gefärbten himmelansteigenden Rauchsäulen, die öfters die Luft verdüsterten: das alles bot ein schauerlich-schönes Schauspiel. Wie winzig klein fühlt sich der Mensch, wenn die Elemente, sei es nun Luft, Wasser oder Feuer, in ihrer Wut sich zeigen.

Durch Löschen dem Feuer Einhalt zu tun, daran war nicht zu denken: es hatte zu schnell eine riesenhafte Ausdehnung bekommen und in kurzer Zeit ganze Stadtviertel in Asche gelegt. Wenn das Feuer auf einer Seite nachließ, so brach es auf einer andern desto wütender los. Man konnte nur zu deutlich erkennen, daß der Brand planmäßig geleitet war.

Die Plünderung geht weiter

Der Zufall führte mich in die Nähe des Basars. Hier ging es wie auf einem großen Jahrmarkt zu, und wäre die Sache nicht gar zu ernst gewesen, man hätte Stoff zum Lachen gehabt. Alle nur erdenklichen Gegenstände des Handels und der Industrie wurden in der größten Eile herausgeschleppt und geworfen. Jeder suchte dem andern zuvorzukommen. Eine ungeheure Reihe von Wagenremisen, voll der schönsten neugefertigten Wagen und alle möglichen Produkte der Wagenfabrikation waren ebenfalls der Schauplatz des lebendigsten Treibens. Offiziere und Generale versahen sich hier mit den schönsten neuen Wagen; selbst für das Haus des Prinzen Eugen wurden einige requiriert. Das Feuer war schon ganz in der Nähe der Remisen, und es war vorauszusehen, daß alles ein Raub der Flammen werde, was wohl ein Grund der Entschuldigung für die Plünderung sein mochte.

Was soll nun werden?

Bei der Armee, besonders unter den Offizieren, herrschte völlige Ratlosigkeit. „Was wird Napoleon jetzt beginnen? Was soll nun werden? Wo und wie den Winter zubringen?" Das waren Fragen, die einer an den anderen richtete. Man konnte darüber die konfusesten Meinungen und Voraussetzungen hören, so daß einmal ein sonst leidlich verständiger Mann äußerte, die ganze Armee werde auf Schlitten nach Petersburg gehen. Und das war keine Ironie, sondern bitterer Ernst. Die Mehrzahl befand sich in einem Zustande von Apathie, in welchem man nicht wußte, was zu beginnen sei, und man ist zu glauben versucht, auch Napoleon sei lange unschlüssig gewesen. Wie hätte er sonst fünf Wochen in dem verbrannten Moskau bleiben und den Winter abwarten können?

Die tapfere Armee in ihrem jetzigen Zustande der Auflösung und einem noch jammervolleren entgegenteilen zu sehen, erregte in mir tiefen Schmerz. Es ist wahr, wir Deutsche hatten als Nation keine Ursache, sie besonders zu lieben, aber es waren in ihrer Mitte viele brave Männer . . .

W.

Napoleon verläßt den brennenden Kreml. (Nach einem russischen Stahlstich.) Bilder: Archiv Welt und Wissen (3)

Stanley KLÄRT DEN FALL

Kriminalroman von Hanns Stehle

3. Fortsetzung

„Mir ist jedenfalls nichts aufgefallen. Sie vergessen, daß zwischen mir und Torcello ein leeres Abteil lag. Da war es schlechterdings unmöglich, überhaupt etwas zu hören."

„Und anscheinend haben Sie einen sehr tiefen Schlaf. Leider! Für einen Detektiv eigentlich ungewöhnlich — ein so fester Schlaf . . ."

„Das lassen Sie ruhig meine Sorge sein. Schlimmer sind Leute, die sogar im Wachen schlafen . . ."

Sopron brauste auf. „Was wollen Sie damit sagen?"

Aber der Detektiv antwortete lakonisch:

„Gar nichts!" Er kam wieder zur Sache. „Ich habe die Leiche ja auch gesehen. Meiner Meinung nach hat gar kein so auffälliger und wütender Kampf stattgefunden. Ich bin der Ansicht, daß Torcello nur geringen Widerstand geleistet hat und dann sehr schnell niedergestochen worden ist."

„Woraus schließen Sie das?"

„Sein Anzug ist kaum zerdrückt. Bei einem langen und schweren Ringen müßte der ganz anders zugerichtet sein."

„Das steht noch dahin. Jedenfalls — gehört haben Sie nichts?"

„Nein."

„Wissen Sie, ob Torcello Feinde hatte? Sie haben doch Nachforschungen über ihn angestellt."

„Das schon. Aber solche Einzelheiten lassen sich nicht leicht und vor allem nicht so schnell feststellen. Vermutlich hat ein Bankier immer Feinde . . ."

„Wissen Sie, ob dieses Fräulein Wendland und der Amerikaner, der auch im Zug mitfuhr, Torcello kannten?"

„Ich habe nichts davon bemerkt."

„Welchen Eindruck haben Sie von dem Schlafwagenschaffner?"

„Ich halte ihn für einen durchaus ehrlichen und pflichttreuen Beamten."

„Schön. Mehr hätten Sie also nicht auszusagen?"

„Nein. Kann ich nun gehen?"

„Sie müssen aber vorläufig noch in Budapest bleiben und sich für etwaige weitere Vernehmungen bereit halten."

„Gewiß. Ich werde im Hotel Pannonia wohnen."

„Halt — noch Ihre Fingerabdrücke!" verlangte Inspektor Szalk. Der Detektiv ging mit gespreizten zehn Fingern auf ihn zu und erklärt:

„Auch diesem Manne soll geholfen werden."

*

„Ich schlage nun vor, gleich dieses verdächtige Fräulein Wendland zu vernehmen," wandte sich der Chef der Kriminalabteilung ungeduldig an Herrn von Karczag.

Der Untersuchungsrichter wiegte den Kopf. „Ich möchte die Hauptverdächtige, wie man sie wohl nennen kann, erst ganz zum Schluß hören. Ich habe meine Gründe dafür."

„Auch gut! Einverstanden!" beeilte sich Sopron zuzustimmen. „Vielleicht erfahren wir inzwischen noch einiges Wissenswerte. Dann schlage ich vor, vielleicht jetzt zuerst den unleidlichen italienischen Offizier an die Reihe zu nehmen — wenn Sie gestatten Herr von Karczag. Ich habe mit diesem Herrn sowieso noch ein Wörtchen zu reden."

„Also wollen Sie ihn selbst verhören? Gut, lassen Sie ihn kommen."

Als der Oberst Rosso eintrat, verbeugte er sich steif. Er wartete in kühler Zurückhaltung, und da man ihm keinen Stuhl anbot, fragte er überaus höflich:

„Ich werde mich wohl setzen können?"

„Entschuldigen Sie! Selbstverständlich! Bitte Platz zu nehmen", antwortete der Richter hastig und offenbar etwas beschämt.

„O danke." Der Oberst zog seine silberne Zigarettendose hervor. „Haben Sie etwas dagegen? Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?"

„Wir rauchen nicht im Dienst", antwortete der Chef grob. „Ebensowenig ist das Rauchen vor Gericht gestattet."

„Nun, nun — Mangel an Achtung lag mir fern. Aber man wird dies hier nicht als Gerichtshof bezeichnen können. Ich werde mir also die Freiheit herausnehmen, ein paar Züge zu tun. Vielleicht hilft mir das, jede Gemütserregung zu vermeiden."

Augenscheinlich machte er sich über sie lustig. Von seinem aufbrausenden Wesen, das er eben noch als Verteidiger der Marchesa zur Schau getragen hatte, war nichts mehr zu bemerken. Er zeigte eine etwas spöttische Ruhe und Gelassenheit.

„Sie nennen sich Oberst Rosso?"

„Ich nenne mich nicht so, ich bin der italienische Oberst Alessandro Rosso."

„Pensioniert?"

„Ja."

„Diese Angaben müssen überprüft werden."

„Ganz wie Sie wollen. Sie haben doch inzwischen die italienische Botschaft benachrichtigt?"

„Ja, es ist aber bis jetzt niemand erschienen", antwortete Sopron mit geringschätziger Miene.

„Weshalb fragen Sie dann, wenn Sie mir doch nicht glauben?"

„Es ist meine Pflicht, Sie zu fragen, und die Ihre, zu antworten. Wenn Sie sich weigern, fehlt es uns nicht an Mitteln, Sie dazu zu zwingen, Sie sind, wie alle Schlafwageninsassen, verdächtig, an einem Verbrechen beteiligt zu sein. Und Ihre ganze Haltung ist äußerst tadelnswert . . ."

„O bitte, Herr Kollege", unterbrach ihn der Richter, „wenn Sie gestatten, werde ich die Vernehmung fortsetzen. Und Ihnen, Herr Oberst, unterstelle ich gewiß nicht die Absicht, uns unsere Aufgabe zu erschweren."

„Habe ich das etwa getan?" fragte Rosso mit größter Höflichkeit und warf die halbaufgerauchte Zigarette weg.

„Nein, nein, das wollte ich damit gar nicht andeuten. Ich bitte Sie nur, uns mit einigem Verständnis zu begegnen und nach besten Kräften zu unterstützen."

„Dazu bin ich jederzeit bereit. Wenn es Unannehmlichkeiten gegeben hat, so bin ich ganz gewiß nicht der Urheber gewesen, sondern eher der kleine Herr da . . ." Bei diesen Worten wies Rosso auf Sopron, und das hätte nun beinahe wieder einen Auftritt gegeben.

„Bitte, bitte — wir wollen das ruhen lassen und zur Sache kommen." Herr von Karczag blickte auf. „Haben Sie Ihren Paß zur Hand, Herr Oberst?"

„Hier, bitte!"

„Danke. — Sie sind zusammen mit der Marchesa gereist?"

„Allerdings, ich darf mich zu ihren Freunden zählen."

„Sie verkehren in ihrem Haus?"

„Jawohl. Ich kenne sie seit mehreren Jahren."

„Und was ist der Zweck Ihrer Reise?"

„Ich beabsichtige, der Frau Marchesa in einer Angelegenheit beizustehen, die heikel ist und eine delikate Behandlung erfordert."

„Erbschaftsangelegenheit?"

„Ganz recht. Sie hat mich, sie zu beraten."

„Hm." Der Untersuchungsrichter blätterte in seinen Akten. „Haben Sie den Ermordeten, den Inhaber des Abteils 105, auf der Reise gesehen oder gesprochen?"

„Nein. Weder das eine noch das andere. Ich sah ihn zum ersten und einzigenmal — als Toten."

„Es handelt sich um einen Luigi Torcello, Bankier in Rom. Ist Ihnen der Name bekannt?"

„Es ist möglich, daß ich den Namen schon gehört habe. Rom ist groß, nicht wahr? Und man kann nicht alles behalten."

„Persönlich haben Sie ihn also nie gesehen?"

„Ich entsinne mich nicht."

„Nun gut. Dieser Mann ist also heute nacht, schätzungsweise gegen 3 Uhr, ermordet worden. Haben Sie irgendein Geräusch vernommen?"

„Nein. Ich schlief die ganze Nacht ununterbrochen."

„Und sonst — fiel Ihnen auch nichts besonders auf? Vielleicht Personen, die in den Schlafwagen kamen?"

„Wer sollte das gewesen sein — außer den Insassen — die Gesellschafterin der Marchesa höchstens, die sich unglücklicherweise in der Tür geirrt hat."

„Halten Sie diese — Angabe für glaubhaft?"

„Ich sehe keinen Grund, daran zu zweifeln. Ich habe Fräulein Wendland ein paarmal bei der Frau Marchesa gesehen und sie dort kennengelernt. Ich halte sie für eine gediegene und zuverlässige junge Dame."

„Man kann sich täuschen. Sie ist immerhin sehr verdächtig."

„Aber man kann doch im Ernst nicht annehmen, daß eine Frau einen Mord auf solch rohe Weise ausführen könnte. Denken Sie doch an das zerschnittene Gesicht des Toten!"

„Es nützt nichts, voreilige Schlüsse zu ziehen. — Sonst haben Sie nichts mehr zu bekunden, Herr Oberst?"

„Nein. — Oder", Rosso schlug sich an die Stirn, „natürlich, etwas wollte ich Ihnen noch mitteilen, eine Beobachtung, die ich vorhin im Saale nebenan gemacht habe."

„Ah — etwa bei einem der Zurückgehaltenen?"

„Richtig — bei dem Kellner. Ich habe bemerkt, daß der junge Mann einen bestimmten kleinen Gegenstand im Ofen versteckt hat."

„Wie hat er das fertig gebracht? Es war doch ständig Aufsicht da?"

„Gewiß. Aber es gelang ihm dennoch. Er rauchte eine Zigarette, erhob sich, als er fertig war, und warf den Zigarettenstummel gleichzeitig mit einem kleinen Päckchen in die Klappe des ungeheizten Ofens, der ganz in seiner Nähe steht. Ich habe das genau beobachtet. Der junge Mann fiel mir schon anfänglich durch sein etwas unstetes Wesen auf. Ich bilde mir ein, über etwas Menschenkenntnis zu verfügen, und ich habe einen Blick für . . ."

„Ausgezeichnet, Herr Oberst! Ich bin Ihnen für Ihre Mitteilung äußerst verbunden. Sie sind ein glänzender Beobachter, ich danke Ihnen." Herr von Karczag nickte anerkennend hinter seinem Tisch. Aber der Polizeichef konnte sich auch bei dieser Gelegenheit nicht verkneifen zu sagen:

„Ganz gut, aber warum haben Sie diesen Vorgang nicht sofort dem Schutzmann gemeldet?" Der Oberst überhörte großzügig diese Bemerkung, zumal in diesem Augenblick die Tür aufging. Ein Bote erschien und gab einen Brief ab.

Sopron öffnete ihn und überflog die Zeilen. Dann sagte er streng:

„Sie haben Pech, Herr Oberst. Der italienische Botschafter ist zurzeit in Urlaub."

„Es wird wohl einen Weg geben, ihn telephonisch oder telegraphisch zu erreichen! Ich möchte darum bitten!"

„Wir glauben Ihren Angaben auch so," beruhigte ihn der Untersuchungsrichter. „Sie können nur vorläufig die Stadt nicht verlassen und müssen sich zur Verfügung des Gerichts halten."

„Selbstverständlich. Ich stehe Ihnen bis zur Klärung des Falles immer zur Verfügung. Uebrigens — ich darf doch annehmen, daß die Frau Marchesa bereits entlassen worden ist?"

„Gewiß. Sie dürfte längst in ihrem Hotel sein."

„Ich danke Ihnen." Der Oberst deutete eine Verbeugung an und verließ das Zimmer, nachdem auch er dem Inspektor Szalk seine Fingerabdrücke zurückgelassen hatte.

*

Unverzüglich und offensichtlich in gespannter Erwartung ließ Herr von Karczag nun den Kellner vorführen, einen jungen Mann von etwa 24 Jahren im Stewardanzug. Er war groß und schlank, durchaus nicht unsympathisch, nur in den Augen flimmerte ein Ausdruck von Scheu und Unruhe.

„Wie heißen Sie?" begann der Richter das Verhör, unwillkürlich einen strengeren Ton anschlagend als bisher.

„Mein Name ist Robert Blanc," erwiderte er in perfektem Ungarisch. „Ich bin aus Brüssel gebürtig. Hier sind meine Papiere."

„Vorbestraft?"

Der Kellner errötete. „Nein."

„Sie bedienen im Speisewagen?"

„Ja, schon seit drei Jahren."

„Immer auf derselben Strecke?"

„Nein. Die Strecke Rom—Budapest befahre ich erst seit etwa drei Monaten."

„Der Zug führt aber doch nicht auf der ganzen Strecke Speisewagen?"

„Nein, nur von Rom bis Postumia. Dort wird er abgehängt."

„Und Sie fahren trotzdem weiter?"

„Ja, ich führe eine beschränkte Anzahl kalter Lebensmittel, Wein, Bier und Sprudel mit, um den Bedarf der Reisenden für die Nacht zu decken."

„Und Sie gehen durch den ganzen Zug und bieten Ihre Waren an?"

„Jawohl."

„Aber doch wohl nicht während der ganzen Nacht?"

„Nein, nur so ungefähr bis 11 oder 12 Uhr und dann wieder morgens ab 7 Uhr."

„Waren Sie gestern abend auch im Schlafwagen?"

„Ja, ich sah kurz hinein, so gegen 9 Uhr, und fragte nur den Schaffner, ob vielleicht einer der Gäste einen Wunsch habe. Es ist natürlich strengstens verboten, im Schlafwagen zu stören."

„Und?"

„In diesem Augenblick öffnete der Herr von Abteil 105 die Tür — nur einen Spalt — und bestellte etwas zum Trinken, das heißt, er sagte wörtlich: „Kellner, eine gute Flasche Weißwein, Wasser und zwei Gläser."

„Haben Sie den Herrn genau?"

„Nein, er öffnete in die Tür nur wenig und schloß sie gleich wieder."

„Und dann?"

„Ich verließ den Wagen, um die Sachen zu holen, und kehrte nach etwa zehn Minuten zurück. Als ich an die Tür klopfte, kam keine Antwort. Ich klopfte nochmals — öffnete schließlich, und da niemand im Abteil war, stellte ich Flaschen und Gläser hin und ging wieder."

„Und dafür am anderen Morgen kassieren. Schlafwagengäste sind ja sicher."

„Haben Sie sich nicht an den Schaffner gewandt?"

„Nein. Ich sah ihn das zweitemal gar nicht."

Soweit war das Verhör gediehen, als es unterbrochen wurde. Inspektor Györ, der sich zu Beginn der Vernehmung entfernt hatte, erschien und legte vor dem Untersuchungsrichter ein kleines Päckchen nieder. Herr von Karczag faltete das Papier auseinander und brachte eine goldene Herrenarmbanduhr und einen massiv goldenen Siegelring zum Vorschein, betrachtete die Stücke, legte sie vor sich hin, tastete dann den Kellner ins Auge, der seine Verwirrung nur schwer verbergen konnte, und forschte:

„Kennen Sie diese Sachen?"

„Nein . . ." stotterte der Gefragte, aber der Richter herrschte ihn an:

„Für Leugnen nützt nichts. Sie sind beobachtet worden, als Sie das Päckchen im Ofen draußen verschwinden ließen."

Der Kellner versuchte, die Situation zu retten. „Die Sachen . . . gehören mir."

„Frecher Lügner," warf hier der Polizeichef ein und hielt ihm den Ring entgegen.

„Sehen Sie nicht die Initialen L. T. — die Anfangsbuchstaben des Ermordeten? — Sie können den Diebstahl nicht mehr ableugnen."

Der Kellner senkte den Kopf, was als Geständnis gelten konnte, erhob ihn aber wieder, als Herr Sopron fragte:

„Auf welche Weise haben Sie den Mord ausgeführt?"

„Damit habe ich nichts zu tun," entgegnete der Kellner in ängstlicher Abwehr.

„Wann haben Sie den Schmuck denn gestohlen?"

„Als ich den Wein in das Abteil brachte."

„Und wo ist das Geld . . . und die Brieftasche?"

„Davon weiß ich nichts!"

„Sagen Sie die Wahrheit. Sie sind ja doch überführt."

„Alles ist wahr — ich habe nicht gelogen."

„Ich will Ihnen sagen, wie alles geschehen ist . . . Herr Torcello hat den Wein bei Ihnen bestellt. Sie haben durch die Türspalte, daß er Banknoten herumliegen hatte — deswegen öffnete er ja wohl die Tür nicht weiter. Während Sie nun das Bestellte holten, faßten Sie den Entschluß, den Bankier zu berauben, steckten einen Dolch zu sich, beobachten sich mit den Getränken wieder in das Schlafabteil . . . und überfielen den Ahnungslosen ganz plötzlich. Sie stießen mit dem Dolch zu, trafen auch so gut, daß der Unglückliche nicht zum Hilfe rufen konnte — schnell rafften Sie das Geld zusammen, nahmen auch noch Armbanduhr und Siegelring von dem Leichnam ab und verschwanden nun so schnell als möglich. Die Sache ist ja so einfach, nicht wahr? Die Verlockung war zu groß — Sie konnten nicht widerstehen. So geschah das Unglück. Geben Sie an, wo Sie das Geld versteckt haben. Ihr freimütiges Geständnis wird die Richter milde stimmen. Ich rate Ihnen dringend dazu — Leugnen wäre sowieso völlig zwecklos . . ."

Der Kellner hatte diese Ausführungen völlig bruchlos über sich ergehen lassen, mehrmals zwar den Kopf geschüttelt, eine Unterbrechung versucht, allerdings vergeblich. Jetzt aber trat er nahe an den Tisch und schrie:

„Nein! Nein! Den Diebstahl gebe ich zu, aber ich habe niemanden getötet. Ich weiß nichts von dem Dolch, ich habe keinen . . ."

„Das werden Sie beweisen müssen!"

„Ja, ja. Es war so, wie ich gesagt habe, niemand war in dem Abteil als ich die Gläser brachte."

„Und die Armbanduhr? Und der Ring?"

„Beides lag abgestreift auf dem Bett. Ich — ich habe mich sonst noch nie an fremdem Eigentum vergriffen. Aber — ich gebe zu, ich bin der Versuchung unterlegen und nahm die Sachen."

„Und in diesem Moment kam der Bankier, und Sie überfielen ihn?"

„Nein, nein — was reden Sie denn — das alles ist doch Unsinn, eine Stunde später war Paßkontrolle, da hat der Bankier doch noch gelebt."

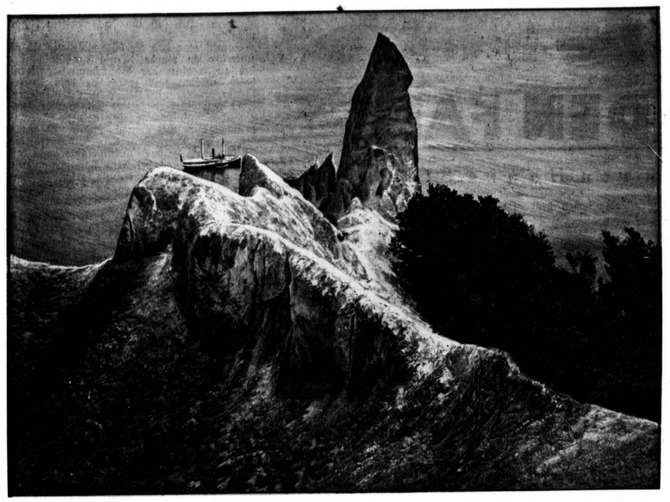
Abend am See

Von Wilhelm Luetjens

Die späte Sonne tötet
den See mit sanftem Schein.
Die Tannenwipfel zeichnen sich
mit dunklen Strichen feierlich
in seinen Spiegel ein.

O sanftes, mildes Glänzen,
all Unrast nimmst du fort,
trägst, was ins Dunkel sich verlor,
von neuem in dein Licht empor,
wie auf ein Zauberwort . . .

Nun weht im blanken Schilfe
ein frischer Abendwind.
Die schlanken Häupter, dicht an dicht,
erglühn im letzten Purpurlicht,
das hinterm Berg zerrinnt.



Wie ein Denkmal der Natur

ragt der riesige Kreidefels zum Himmel empor

(Nehrdich, Zander, M.)

„Um welche Zeit," griff Herr von Karczag wieder ein, „waren Sie im Schlafwagen?"

„Um neun — oder kurz nach neun — der Schaffner hat mich ja gesehen."

„Aber wohl nur das erstemal?"

„Das schon — aber anschließend bin ich durch den ganzen Zug gegangen und habe Getränke angeboten — dafür habe ich genug Zeugen."

„Um diese Zeit kann der Mord noch nicht begangen worden sein. Dem ärztlichen Befund nach war es einige Stunden später. Aber immerhin könnten Sie ja zurückgekommen sein."

„Nein, Herr Untersuchungsrichter, ich schwöre . . ."

„Schwören Sie lieber nicht! Sagen Sie uns lieber, wo Sie die übrige Nacht verbracht haben . . ."

„Ich schlief im vordersten Wagen in einer Koje, die mir zur Verfügung steht."

„Haben Sie Zeugen dafür?"

„Ja, der Zugführer hat sich fast immer bei mir aufgehalten — er würde es bemerkt haben, wenn ich mich entfernt hätte."

„Nun, ich werde dieses Alibi nachprüfen. Jedenfalls sind Sie vorläufig verhaftet. — Lassen Sie ihn abführen, Inspektor!" Schalk entsprach dieser Anweisung, nachdem er sich noch die Fingerabdrücke des Kellners gesichert hatte.

„Sehr verdächtig . . .," sagte Herr Sopron noch einer Weile.

Aber der Untersuchungsrichter schüttelte den Kopf:

„Der junge Mann sieht mir nicht nach einem Mörder aus. Es paßt da Verschiedenes nicht zusammen, ganz abgesehen von dem Alibi, das allerdings noch kontrolliert werden muß. Welches Interesse hätte der Kellner haben können, das Gesicht des Erstochenen unkenntlich zu machen? Und warum verbarg er nur die beiden, ziemlich unbedeutenden Schmuckstücken im Ofen? Nein, das Rätsel ist meiner Ansicht noch nicht ungelöst. Aber ich finde nun selber, daß es Zeit ist, sich mit diesem Fräulein Wendland zu beschäftigen . . ."

*

Langsam trat Dagmar ins Zimmer. Mechanisch setzte sie einen Fuß vor den andern. Sie machte den Eindruck, als ob sie in der nächsten Sekunde umsinken müßte, so daß sich Herr von Karczag beeilte, sie aufzufordern: „Nehmen Sie Platz!"

Sie setzte sich, die Hände krampfhaft um ihre Handtasche gelegt. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, kalkweiß sah sie aus.

„Sie sind Fräulein Wendland?" begann Herr von Karczag. „Darf ich Ihre Papiere sehen?"

Erst jetzt schien sie zu sich zu kommen, nahm ihren Paß aus der Handtasche und reichte ihn dem Richter.

„Deutsche also?"

„Ja."

„Sie sind Gesellschaftsdame bei der Marchesa von Grimani?"

„Ja."

„Fräulein Wendland! Sie wissen, daß auf der Reise ein Mord verübt worden ist und daß Sie in sehr verdächtiger Situation angetroffen wurden. Ich rate Ihnen, meine Fragen wahrheitsgetreu zu beantworten. Sind Sie in der Lage dazu? Oder fühlen Sie sich zu schwach?"

„Die Aufregung hat mich sehr mitgenommen," erwiderte Dagmar, von dieser Rücksichtnahme überrascht. Sie riß sich zusammen. „Bitte, fragen Sie!"

„Ich muß Verschiedenes wissen. Mit wem sind Sie auf der Fahrt, außer der Frau Marchesa, zusammengewesen?"

„Mit einem Bekannten aus Deutschland — Herrn Dr. Zorn."

„Nur er ebenfalls nach Budapest?"

„Ja, er betreibt Kunststudien."

„Sie sind . . . befreundet?"

„Ja."

„Und haben Sie sonst noch mit jemanden gesprochen?"

„Als ich mit Dr. Zorn im Speisewagen saß, kam ein Amerikaner an unseren Tisch."

„Wie hieß er?"

„Er stellte sich als Mr. William Stanley vor."

„Gab er den Zweck seiner Reise bekannt?"

„Ja, er wollte, soweit ich mich entsinne, die ihm gehörige „Neue Pester Chronik" aufkaufen."

„Sie kannten den Amerikaner — schon früher?" Herr von Karczag beugte sich vor und fixierte Dagmar scharf, aber sie antwortete unbefangen:

„Nein, ich sah ihn zum erstenmal im Speisewagen."

„Können Sie sich erklären, warum er, nachdem der Mord entdeckt wurde, sich heimlich davon gemacht hat?"

„Nein."

„Bestimmt nicht?"

„Bestimmt nicht! Ich spreche die Wahrheit."

„Wann und wie oft — jetzt passen Sie genau auf — waren Sie überhaupt im Schlafwagen?"

„Nun, ich begleitete die Marchesa in ihr Abteil — das war so gegen acht Uhr gewesen. Dann ging ich wieder und saß mit Dr. Zorn zusammen. Später, kurz vor 10 Uhr, suchte ich die Marchesa nochmals auf und erkundigte mich nach ihren Wünschen."

„Und weiter?"

„Sie trug mir auf, sie am anderen Morgen um sechs Uhr zu wecken — sofern ich selber mich nicht verschlafe."

„Und dann?"

„Dann verließ ich den Wagen und betrat ihn erst wieder am nächsten Morgen zu der angegebenen Zeit. Unglücklicherweise irrte ich im Abteil und klopfte anstatt an 104 zweimal an die danebenliegende Tür . . ."

„Nummer 105?"

„Ja, ich denke. Ich erhielt keine Antwort — öffnete dann vorsichtig, es war nicht geschlossen, trat ein und erschrak tödlich: Auf dem Bett lag ein Toter. Es ging wie ein Rad in meinem Kopf, ich konnte mich zuerst überhaupt nicht von der Stelle rühren."

„Dann fingen Sie wohl den Schrei aus, den der Schaffner vernahm?"

„Ja. Ich kann mich jetzt noch nicht klar aller Einzelheiten entsinnen."

„Ist es nicht sonderbar, daß Sie die Tür verwechselten? Sie hatten doch bereits zweimal Ihre Dame aufgesucht: da kann man sich doch nicht so leicht täuschen!"

„Ich hatte eben geschlafen und war noch nicht recht wach, — dann die Morgendämmerung — dabei ist doch nichts Ungewöhnliches!"

„Wo haben Sie sich eigentlich in der Zeit von abends zehn bis morgens sechs aufgehalten?"

Dagmar zögerte. „Ich saß allein, in einem Erster-Klasse-Abteil."

„Merkwürdig. Sie haben doch eben bekundet, daß Sie ursprünglich mit ihrem Bekannten, diesem Herrn Dr. Zorn, zusammensaßen?"

„Ja. Bis ich nochmals nach der Marchesa sah . . ."

„Und warum sind Sie denn nicht zu dem Herrn zurückgekehrt? Das lag doch nahe — Sie hatten doch auch Ihren Koffer . . ."

„Ja — eigentlich wollte ich — gewiß — aber dann . . ."

„Aber dann?"

„Dann bin ich eben in ein leeres Abteil gegangen; ich war so müde."

„Sie waren also die ganze Zeit allein?"

„Ja."

„Das ist schlimm für Sie." Ernst blickte der Richter auf. „Dann haben Sie keine Zeugen für ihre Angaben. Es wäre somit auch möglich, daß Sie im Laufe der Nacht — sagen wir, so um 2 Uhr — sich nochmals in den Schlafwagen einschlichen und in Abteil 105 begaben . . ."

„Wozu denn?"

„Dort war nämlich ein Herr, der Besuch erwartete, verstehen Sie, bei unverschlossener Tür . . ."

„Was wollen Sie damit sagen?" Dagmar atmete schwer.

„Nun, dieser Gedanke drängte sich uns unwillkürlich auf. Die Möglichkeit eines Zusammenhangs — Sie und . . ."

„Glauben Sie denn, ich sei eine . . . Mörderin?"

Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln. „Ich glaube gar nichts. Ich habe lediglich die Aufgabe, der Wahrheit nachzugehen. Sie können nichts Besseres tun, als möglichst offen zu uns zu sein."

„Das bin ich ja."

„Gut. Kannten Sie den Herrn Torcello?"

„Wen?"

„Den Ermordeten?"

„Sie schauderte. „Nein, ich habe den Namen noch nie gehört."

„Kennen Sie vielleicht das?" Herr von Karczag hielt ihr den kleinen Dolch mit dem kunstvoll gearbeiteten Holzgriff hin und fügte hinzu: „Das Mordinstrument!"

„Nein . . . lassen Sie mich! Warum quälen um sechs Uhr, zu wecken — sofern ich selber mich nicht verschlafe."

„Und dann?"

„Dann verließ ich den Wagen und betrat ihn erst wieder am nächsten Morgen zu der angegebenen Zeit. Unglücklicherweise irrte ich im Abteil und klopfte anstatt an 104 zweimal an die danebenliegende Tür . . ."

„Nummer 105?"

„Ja, ich denke. Ich erhielt keine Antwort — öffnete dann vorsichtig, es war nicht geschlossen, trat ein und erschrak tödlich: Auf dem Bett lag ein Toter. Es ging wie ein Rad in meinem Kopf, ich konnte mich zuerst überhaupt nicht von der Stelle rühren."

„Dann fingen Sie wohl den Schrei aus, den der Schaffner vernahm?"

„Ja. Ich kann mich jetzt noch nicht klar aller Einzelheiten entsinnen."

„Ist es nicht sonderbar, daß Sie die Tür verwechselten? Sie hatten doch bereits zweimal Ihre Dame aufgesucht: da kann man sich doch nicht so leicht täuschen!"

„Ich hatte eben geschlafen und war noch nicht recht wach, — dann die Morgendämmerung — dabei ist doch nichts Ungewöhnliches!"

„Wo haben Sie sich eigentlich in der Zeit von abends zehn bis morgens sechs aufgehalten?"

Dagmar zögerte. „Ich saß allein, in einem Erster-Klasse-Abteil."

„Merkwürdig. Sie haben doch eben bekundet, daß Sie ursprünglich mit ihrem Bekannten, diesem Herrn Dr. Zorn, zusammensaßen?"

„Ja. Bis ich nochmals nach der Marchesa sah . . ."

„Und warum sind Sie denn nicht zu dem

„Es wird notwendig sein, sie genau durchsuchen zu lassen," schlug Sopron vor.

Der Untersuchungsrichter nickte. „Ich will das veranlassen. Ebenso wäre es gut, die Personen, mit denen sie im Zug zusammengekommen ist, zu hören."

„Insbesondere den Amerikaner, der geflohen ist. Natürlich hängt der Kerl mit der Sache zusammen. Es müssen alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, um seiner habhaft zu werden!"

„Na, da haben Sie eine Gelegenheit, Ihre Findigkeit unter Beweis zu stellen!" Herr von Karczag lächelte, wurde aber sofort wieder ernst und sah auf die Uhr. „Schon Mittag vorbei. Wer kommt denn jetzt noch an die Reihe?"

„Nur die beiden, die gemeinsam das Abteil 101 innehatten."

„Gut. Nehmen wir sie uns zusammen vor!"

*

Der Japaner, der gebrochen ungarisch sprach, wurde zuerst vernommen. Er war klein von Gestalt, immerhin stämmig gebaut, sein Gesicht zeigte einen schlauen Ausdruck. Er gab an, Tao Nagai zu heißen und wies seine Legitimation vor.

„Wie alt?" fragte der Herr von Karczag und bemühte sich, die Ausweispapiere zu entziffern.

„Dreißig Jahre."

„Beruf?"

„Artist."

„Ah — Sie treten öffentlich auf?"

„Ja."

„Als was?"

„Exzentrikakt — Tanz — Akrobatik — — was Publikum will." Er verzog die Mundwinkel.

„Und was wollen Sie in Budapest?"

„Bin engagiert — Royal Orpheum — erstes Auftreten heute abend."

„Können Sie irgendwelche Aussagen zu der Mordtat machen?"

„Ich wüßte nichts."

„Haben Sie den Ermordeten am Abend zuvor gesehen?"

„Nein, habe nie gesehen."

„Aber ein Geräusch gehört, in der Nacht?"

„Sie waren also die ganze Zeit allein?"

„Ja."

„Das ist schlimm für Sie." Ernst blickte der Richter auf. „Dann haben Sie keine Zeugen für ihre Angaben. Es wäre somit auch möglich, daß Sie im Laufe der Nacht — sagen wir, so um 2 Uhr — sich nochmals in den Schlafwagen einschlichen und in Abteil 105 begaben . . ."

„Wozu denn?"

„Dort war nämlich ein Herr, der Besuch erwartete, verstehen Sie, bei unverschlossener Tür . . ."

„Was wollen Sie damit sagen?" Dagmar atmete schwer.

„Nun, dieser Gedanke drängte sich uns unwillkürlich auf. Die Möglichkeit eines Zusammenhangs — Sie und . . ."

„Glauben Sie denn, ich sei eine . . . Mörderin?"

Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln. „Ich glaube gar nichts. Ich habe lediglich die Aufgabe, der Wahrheit nachzugehen. Sie können nichts Besseres tun, als möglichst offen zu uns zu sein."

„Das bin ich ja."

„Gut. Kannten Sie den Herrn Torcello?"

„Wen?"

„Den Ermordeten?"

„Sie schauderte. „Nein, ich habe den Namen noch nie gehört."

„Kennen Sie vielleicht das?" Herr von Karczag hielt ihr den kleinen Dolch mit dem kunstvoll gearbeiteten Holzgriff hin und fügte hinzu: „Das Mordinstrument!"

„Nein . . . lassen Sie mich! Warum quälen um sechs Uhr, zu wecken — sofern ich selber mich nicht verschlafe."

„Und dann?"

„Dann verließ ich den Wagen und betrat ihn erst wieder am nächsten Morgen zu der angegebenen Zeit. Unglücklicherweise irrte ich im Abteil und klopfte anstatt an 104 zweimal an die danebenliegende Tür . . ."

„Nummer 105?"

„Ja, ich denke. Ich erhielt keine Antwort — öffnete dann vorsichtig, es war nicht geschlossen, trat ein und erschrak tödlich: Auf dem Bett lag ein Toter. Es ging wie ein Rad in meinem Kopf, ich konnte mich zuerst überhaupt nicht von der Stelle rühren."

„Dann fingen Sie wohl den Schrei aus, den der Schaffner vernahm?"

„Ja. Ich kann mich jetzt noch nicht klar aller Einzelheiten entsinnen."

„Ist es nicht sonderbar, daß Sie die Tür verwechselten? Sie hatten doch bereits zweimal Ihre Dame aufgesucht: da kann man sich doch nicht so leicht täuschen!"

„Ich hatte eben geschlafen und war noch nicht recht wach, — dann die Morgendämmerung — dabei ist doch nichts Ungewöhnliches!"

„Wo haben Sie sich eigentlich in der Zeit von abends zehn bis morgens sechs aufgehalten?"

Dagmar zögerte. „Ich saß allein, in einem Erster-Klasse-Abteil."

„Merkwürdig. Sie haben doch eben bekundet, daß Sie ursprünglich mit ihrem Bekannten, diesem Herrn Dr. Zorn, zusammensaßen?"

„Ja. Bis ich nochmals nach der Marchesa sah . . ."

„Und warum sind Sie denn nicht zu dem Herrn zurückgekehrt? Das lag doch nahe — Sie hatten doch auch Ihren Koffer . . ."

„Ja — eigentlich wollte ich — gewiß — aber dann . . ."

„Aber dann?"

„Dann bin ich eben in ein leeres Abteil gegangen; ich war so müde."

Welt der Frau

Mädel lernen ein Handwerk

Zahlreiche Berufe für die Frau — Vom Lehrling zur Gesellin und Meisterin — Ein weites Wirkungsfeld erwartet sie

Ein ganz nettes Zeichentalent ist da, Sinn und Liebe fürs Gestalten und Basteln, vielleicht auch in der Schule hat das Mädel manchen Erfolg damit gehabt. Nun soll ein Beruf daraus werden, ernsthaft und nützlich. Einen kunstgewerblichen Jahreskurs wird man vielleicht mitmachen, sich dann auf eine bestimmte Fertigkeit hin ausbilden lassen. Illustration, Schrift, Plakatzeichnen . . . Freilich, jede dieser Künste ist reich in sich, kann zu einer großen Leistung ausgebaut werden. Doch wer erreicht solch ein Ziel? All die vielen Mädels bleiben kleine Stümper, leben von Gelegenheitsaufträgen, sind ewige Helferinnen und Handlangerinnen.

Sehr üblich war dieser Weg. Und erst heute beginnen junge Mädels, die gründlicher und nützlicher arbeiten wollen, sich in eine längere und strengere Ausbildung zu begeben: sie lernen ein richtiges Handwerk von Grund auf. Vor sich sehen sie damit die schöne Möglichkeit einer eigenen Existenz, selbständiges Gestalten und Schaffen aus sicherem Können heraus — mag es dann später einmal eigenwillig schöpferisch werden oder sauber und zur Freude im Rahmen guter Tradition bleiben.

Die jungen Mädels in größeren Städten haben es manchmal schwerer. Berührung mit dem Handwerk zu finden, als in kleinen Orten oder auf dem Lande. Die Werkstätten sind irgendwo in großen Häuserblocks verborgen, und nur ein kleiner Kreis von Kennern findet sich hin. Doch Ausstellungen bieten ihnen dafür einen anderen Weg. Oft werden sie hier Namen von Frauen unter den Schöpfern schöner Dinge finden. Oft sind diese Frauen erst auf allerlei Umwegen zum Handwerk gelangt; denn der Gedanke, als junger Mensch Handwerkslehrling zu werden, lag noch vor kurzem den Mädels sehr fern. Vielleicht haben die jungen Mädels selbst soviel Urteil, um in einem Gerät die saubere, werkgerechte Arbeit zu spüren — vielleicht tät ihnen auch ein älterer, erfahrener Mensch, so daß sie eine Werkstatt finden, die gewissenhaft ihre Lehrlinge schult und die sie aufnehmen will. Auch die entsprechende Innung wird ihnen den Weg zeigen können.

Mindestens drei Jahre werden sie dann an jener Frühe den Weg zur Werkstatt machen müssen — ein wenig Energie gehört schon dazu. Für den, der nach der Meisterwinde greift, gibt es Fachschulen, in denen man sich weiterbilden kann. Besondere Feinheiten und Fertigkeiten werden da gelehrt. Die junge Schöpferkraft darf sich in eigenen Arbeiten verlustieren, während man bisher unter strenger Leitung schaffte, und der Freude am Zeichnen und Entwerfen wird großer Spielraum gegeben. Was da lehrhaft entsteht, aus Kenntnis von Werkstoff und Arbeitsweise heraus, das wird wohl schon ganz anders aussehen, als was die rasch ausgebildete, geschickte junge Dame in der kunstgewerblichen Zeichenklasse genial erfand — mag es Mode sein, Schrank, Bucheinband oder Schmuckding. Wer wirklich gestalten will, muß allen Eigenwillen, alles Sträuben des Materials kennen und zugleich all seine geheimen Schönheiten, die er zeigen und wecken darf, sei es in Gold und Leder, in Seide oder Stroh.

Sogar wandern dürfen die Gesellinnen in neuester Zeit. Nicht etwa auf der Landstraße — sie werden ausgetauscht von Werkstatt zu Werkstatt, von einem Ende Deutschlands zum anderen, um sich vielseitig ausbilden zu können, wenn ihre Leistungen Erfolg versprechen. Neben praktischer Arbeit in der Schule oder Werkstatt geht für die Gesellin ein neues Lernen an. Wer Meisterin sein und einen eigenen Betrieb führen will, der muß Buchführung und Kalkulation, Werbung und Wirtschaftsrechte kennen, auch die Grundlagen politischer Bildung werden von ihr verlangt. Denn auch der kleinste Handwerksbetrieb steht ja auf eigenen Füßen, und wenn er nicht sicher geführt wird, zerschellt die Meisterherrlichkeit bald. Vor einer feierlichen Kommission, nach festgelegten Prüfungsregeln, muß die junge Meisterin — die freilich nicht mehr ganz so jung sein wird — ihr Examen ablegen, den großen „Befähigungsnachweis" erbringen.

Und nun steuert sie mit allen Segeln in die Selbständigkeit hinein; ganz frei, wenn sie das Kapital zu einer Betriebsgründung aufbringt, oder als Werkmeisterin in einem größeren Betrieb.

Gerade für die Frau hat diese Art von Arbeit große Reize. Wie in wenigen anderen Berufen kann sie hier in ihrer eigenen Art schaffen. So leitet eine Frau eine vorbildliche Werkstatt für Kindermöbel, die sie zuerst an ihren eigenen Kleinen erprobt, und andere schnitzen oder formen die schönsten Puppen, und was das Allerschönste ist: Ihre Ausbildung braucht niemals „wirtschaftlich verloren" zu sein. Viele unserer besten Handwerkerinnen sind zugleich glückliche Frauen und Mütter. Die Freude an ihren Kindern setzen sie um in frohe Dinge, und ihre besten Arbeiten schaffen sie vielleicht für sie.

Schneiderinnen und Putzmacherinnen finden heute alle die Möglichkeit, sich mit eigenen Modellen an großen Schauen zu beteiligen; überraschend groß ist das Wirkungsfeld der Stickerin, Strickerin und Weberin; Weberinnen, die eine Abart der Technik nur beherrschen, gibt es viele, Webermeisterinnen aber noch sehr wenige. Frauen arbeiten erfolgreich als Goldschmiede, Töpfer, Buchbinder, auch Tischlerinnen, Bäckerinnen und Konditorinnen setzt es; der Beruf der Photographin ist bekannt. Noch mancher Grenzfall wäre denkbar. Wer mit Begabung und Ausdauer nach gründlicher Ausbildung sucht, wird sich durchsetzen. Doch darf nicht die Sensation locken, sondern die Aufgabe, die die Frau in ihrer Art auf sich nehmen will, nicht um Männer ehrgeizig nachzuahmen, sondern um eigene Wege zu finden.

Dr. M. Veeh.

Was trägt „Er" im Winter?

Meist kommen die Herren der Schöpfung zu kurz, wenn von modischen Dingen die Rede ist. Die Mode des Herrn wird im allgemeinen nur als Anhängsel betrachtet, von den Männern selbst vielleicht noch stärker als von den Frauen. Die Männer haben also selber schuld, wenn sie modisch nicht ganz auf der Höhe sind.

Während jede Frau am liebsten nach der neuesten Mode gekleidet gehen möchte, sind die meisten Männer konservativ. Ein alter Hut ist ihnen oft lieber als ein neuer, auch wenn er noch so zerknautscht, verwachsen und verschoben ist. Schicke Anzüge und Schuhe nach der neuesten Mode lehnen die meisten als die Dinge für „Modefatzken" ab. Sie schimpfen zwar nicht selten über ihre Modeständigkeit, aber nehmen selbst kaum den geringsten Einfluß auf Veränderungen, sondern warten ab. Der schwarze einreihige Ueberzieher z. B. mit dem Sammetkragen ist eigentlich schon lange passé, aber restlos verschwunden ist er deshalb doch noch nicht. Nur der junge Sportsmann hat auch in die zivile Herrenmode etwas Leben gebracht. In Schnitt und Farbe ist er dabei stark der Damenmode gefolgt. Das ist deutlich am Wandel der Mantelmode erkennbar.

Auch im Winter werden die hellsten Farben getragen. Beige, bräunlich usw. werden künftig dem Straßenbild auch in den grauen Herbst- und Wintertagen freundliche Farben verleihen und die Männerwelt wird sich in den neuen Mänteln sicherlich besser gefallen als im seriösen Schwarz, Flauschige Mäntel, Ratiné, Ehevots werden zu sehen sein.

In den Saltos hat sich das sommerliche Grün überlebt und ist durch blau, grau und vor allem braun ersetzt worden. Auch der weite, zweireihige Dreiknopfsakko ist sportlich beeinflußt und wird aus buntkopfigen Stoffen oder aus Cheviot hergestellt. Die Sportskombination, die schon im Sommer so gern getragen wurde, setzt sich in der winterlichen Mode fort, allerdings in etwas dunkleren Tönen als im Sommer. Die Hose ist immer noch — auch beim Sportanzug — weit geschnitten und hat die Knickerbocker größtenteils verdrängt. Selbst der Skianzug ist kombiniert, und man wird beim Wintersport blaue Hosen mit bewegfarbener oder weißen Jacken, oder helle Hosen mit dunklen Jacken vereinigt finden.

Der — wenn man so sagen darf — kleine Abendanzug mit dem schwarzen Jackett, weißer Weste mit weißer Wiese und gestreifter Hose bleibt nach wie vor modern, denn es braucht ja nicht bei jeder Gelegenheit der Smoking zu sein. Uebrigens wird der neue Smoking ebenso wie der Frack nicht mehr vorwiegend schwarz, sondern mitternachtsblau sein, dazu aus einem luftdurchlässigen Gewebe, Fresko. Der zweireihige Smoking hat wider Erwarten doch viele Anhänger gefunden. Das taillierte Jackett ist länger als bisher. Die stets einreihige dunkle Weste kann auch durch eine weiße mit dunklen Knöpfen ersetzt werden. Zum Smoking trägt man steife oder halbsteife Wäsche.

Während der Smoking nur selten Seidenrevers (Fischaugen) aufweist, hat der Frack immer welche. Die weiße Weste, deren Spitzen unter den Jackettspitzen ungefähr ½ cm hervorschauen sollen, ist ein- oder zweireihig. Aber dies richtet sich ganz nach dem Geschmack des einzelnen, ebenso ob die Weste überhaupt unter dem Jackett hervorsieht. Die Schöße reichen immer noch bis zu den Waden.

Zu den neuen Anzügen trägt der Herr jetzt schwarze Halbschuhe aus glattem Leder, dazu Hüte passend zu den Farbtönen der Mäntel oder Anzüge. Ebenso wie diese Töne dem einzelnen Geschmack überlassen sind, ist es die Hutform und die Wäsche, die er zum Anzug wählt.

Alles in allem wird „Er" in diesem Winter sportlich, jugendlich und farbenfreudig wirken und dadurch nicht so sehr gegen die auch im Winter hellgekleidete Dame abstechen.

Die Aussteuer für 1000 Mark

Mit den silbernen Löffeln, die gute Tanten zur jedesmaligen Wiederkehr des Geburtstages ihren Nichten schenken, wissen die kleinen Mädchen noch gar nichts anzufangen. Das Silber wird ins Büfett der Mutter gelegt und wartet dort auf den Tag seiner Benutzung. Das wird aber anders, wenn die Heranwachsenen Heiratsabsichten haben und der Tag der Hochzeit nahe bevorsteht. Da muß die Ehestandsgründung energisch in Angriff genommen werden, sie erfordert Zeit, Geld und Klugheit.

Die Eltern des Mädchens stellen, wenn ihre Verhältnisse einigermaßen geregelt sind, eine bestimmte Summe zur Verfügung, die sie entweder in langen Jahren gespart oder die sich das junge Mädchen schon selbst verdient hat, oder die ihnen von einer Versicherungsgesellschaft ausgezahlt wird, wenn sie heiraten die Tochter für eine Aussteuer versichert hatten. Zu dem baren Gelde kommen die Ersparnisse an Sachwerten aus der Hamsterfrite, die Tischtücher und Servietten, das Silber, Genähtes, Gestricktes und heute ab und zu wieder Selbstgewebtes oder -gesponnenes.

Die Verteilung des Geldes für die Möbeleinrichtung bedarf großer Ueberlegung. Ohne schriftliche Aufstellungen kann das Problem nicht gelöst werden, denn es gilt ja, neben dem Großen auch nichts von den unentbehrlichen kleineren und kleinsten Gegenständen zu vergessen, das Küchenmesser, der Milleimer sind ebenso unentbehrlich wie die Bettmatratzen oder der Wäscheschrank. Wir bringen in Folgendem einen Vorschlag zur Einrichtung eines Haushaltes, der als Richtlinie gelten mag. Die Heibaudi (Hauswirtschaftliche Einkaufsberatung und Auskunftsdienst) in Berlin gibt auf Befragen genaue Auskunft über Preise.

Die Einrichtung eines Haushaltes mit 1000 Mark Ehestandsdarlehen: (Einzimmerwohnung mit Küche, Diele, Bad)

Schlafzimmer mit Spiegel:
1 Kleiderwäscheschrank, 160 cm breit, 2 Bettstellen mit Patentmatratze, Bettschoner und Auflegematratze, 1 Frisierkommode, 2 Stühle, 2 Nachtschränke, 1 Garnitur Korbmöbel (drei Korbsessel, 1 Korbtisch), 2 Deckbetten, 2 Kopfkissen, 1 Bettdecke.

Küche:
1 Küchenarichte, 1 Tisch, 2 Stühle, 1 Handtuchhalter.

Gardinen:
1 Fenster für das Schlafzimmer, 1 Fenster für die Küche.

Teppiche:
2 Bettvorleger.

Beleuchtung:
1 Schlafzimmermittelleuchte, 2 Nachttischlampen, 1 Küchenleuchte, 1 Flurampel, 1 Badezimmerleuchte.

Porzellan, Glas, Steingut:
1 Eßservice für 4 Personen, 1 Kaffeeservice, 4 Bierbecher, 4 Glasteller.

Für die Küche: 3 flache Steingutteller, zwei Tassen, 1 Satz Steingutschüsseln, 2 Wassergläser, 1 Satz Töpfe.

Bestecke, Alpaca:
4 Bestecke, rostfrei, 6 Eßlöffel, 4 Teelöffel.
Für die Küche: 1 Brotmesser, 1 Küchenmesser, rostfrei.

Küchengeräte:
a) Kochgeschirre: 1 Waschkessel, 1 Emailletopf mit Deckel, 2 Aluminiumtöpfe mit Deckel, eine Stahlpfanne; b) Blech- und Emaillewaren: 1 Durchschlag, 1 Reibeisen, 1 Kittermaß, 1 Kaffeesieb, 1 Schaumlöffel, 1 Schöpfkelle, 1 Eimer, 1 Müllschippe, 1 Kohlenschaufel, 1 Korkenzieher; c) Holzgeräte: 1 Fleischbrett, 1 Teiblett, 1 Reibekeule, 2 Löffel, 1 Quirl; d) Bürsten und Besen: 1 Besen mit Stiel, 1 Handfeger, 1 Schrubber, 1 Abwaschbürste, 1 Toilettenbürste, 1 Kleiderbürste, 1 Garnitur Schuhbürsten, ein Ausklopfer; e) Küchenmaschinen: eine Kaffeemühle, 1 Büchsenöffner.

Waschgeräte:
1 Waschtopf, 1 Waschwanne, 1 Waschkorb, 2 Schock Klammern, 1 Leine, 1 Bügelbrett und 1 Bügeleisen.

Badezimmerzubehör:
1 Konsole, 2 Zahnputzgläser, 1 Seifenbehälter.

Erst so genaue Ueberschriften wie die oben aufgeführte geben dem jungen Paar einen Begriff von der Unzahl der Dinge, die zu kaufen sind, und für die die verfügbare Summe auch wirklich reichen muß. Die einzelnen Preise müssen daher sorgfältig erwogen, miteinander verglichen und im Niveau einander angeglichen werden, daß zum Schluß der vorhandene Etatbetrag nicht überschritten ist. Diese Kunst beherrschen nicht die meisten Heiratslustigen. Die verfügbare Summe dünkt sie meistens viel größer und kaufkräftiger, so daß einige Dinge zu teuer gekauft werden, während für andere ebenso wichtige nachher kein Geld verbleibt. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß billigere Gegenstände auf jeden Fall ohne Qualität sind. Sie sind oftmals nur einfacher, weniger modisch oder aus anderem ebenfalls qualitativem Material.

Ehestandsgründung ist eine ernste Angelegenheit, trotzdem sie so überaus beglückend ist, und obwohl die Eheschließenden meistens mehr zu Fröhlichkeit und Ueberschwang neigen als zu ernster Betrachtung. Immer sollte man bedenken, daß die Aussteuer die Grundlage geben soll für so geordnete Verhältnisse, daß sich darin ein glückliches und gesundes Familienleben frei entfalten kann.

Ilse Deike.

Mit 1000 Mark kann man keine üppige Wohnungseinrichtung herbeizaubern. Aber eine solide blitzsaubere und ehrlich-klare Grundlage schaffen für ein schlichtes Heim, in dem genügsame Menschen glücklich leben. Entwurf: Die Heimgestalter Berlin / (Deike M)

Fallobst — unverwendbar?

Im Spätsommer, wenn die Bäume voller Früchte hängen, die kurz vor der Reife stehen, macht oft ein heftiger Wind, ein Gewitter manche Erntehoffnung zunichte. Das Obst fällt ab, liegt auf dem Boden, und wie oft bleibt es dort liegen und verdirbt. Dies bedeutet nicht nur einen geldlichen Ausfall für den Besitzer, sondern es gehen damit wertvolle Nahrungsgüter verloren. Denn auch das noch nicht ausgereifte Obst enthält schon wertvolle Mineralstoffe und Vitamine. Deshalb müssen wir nicht nur die reifen Früchte verwenden, sondern auch das unscheinbare Fallobst. Besonders gilt dies für Aepfel. Die unreifen Falläpfel eignen sich besonders zur Geleebereitung, enthalten sie doch die Geliersäure in reichstem Maße. Auch zu Kompott sind sie bekannt und beliebt. Sind sie halbreif, kann man aus ihnen Marmelade und Süßmost herstellen. Der Most wird dabei am besten mit reifen Aepfeln, Kirschen oder Pflaumen versetzt. (Für die Herstellung im Haushalt ist dies sehr gut möglich, die gewerblichen Mostereien dürfen nur ausgereifte Früchte verwenden.)

Kampf dem Verderb auf allen Gebieten schließt auch ein, daß solch unscheinbares Gut, wie Fallobst, nicht nutzlos auf dem Felde verdirbt, sondern von der Hausfrau verwendet wird zum Wohle ihrer Familie und damit ihres Volkes.

L. K.—Str.

Haus, Hof und Garten

September

Jeden der schönen Herbsttage wollen wir auf unserem Balkon und im Garten noch genießen. Darum dürfen wir auch mit der gewissenhaften Pflege unserer Balkonblumen nicht nachlassen. Wir gießen sie immer noch reichlich, aber jetzt nur noch des Morgens. Stets geben wir ihnen nur abgestandenes Wasser, nie ganz kaltes aus der Wasserleitung. Ihre oberste Erdschicht lockern wir immer noch ab und zu auf. Alle abgeblühten Blumen entfernen wir dauernd; sie sehen häßlich aus, und die Pflanzen würden unnütz einen Teil ihrer Kraft dazu verwenden, aus ihnen Früchte werden zu lassen. Unsere Balkonblumen sollen jetzt noch in ihrer ganzen Schönheit strahlen, aber an Körperfülle nicht mehr zunehmen; aus diesem Grunde gaben wir ihnen seit Mitte August auch keinen Blumendünger mehr. Besonders unsere Pelargonien und Fuchsien, die wir in Töpfen oder Balkonkästen überwintern wollen, hätten durch solche, im Herbst verabreichten Düngstoffe noch weiche, krautartige Triebe gemacht, die dann in solchen Ueberwinterungsräumen, z. B. im Keller, leicht faulen. O, wie gern möchten wir die ganze Blütenherrlichkeit unseres Gartens und Balkons noch vor dem ersten Frost in unsere Zimmer schleppen! Aber das geht ja aus vielerlei Gründen nicht. So sorgen wir jetzt schon wenigstens dafür, daß unser Heim im Winter nicht zu blütenleer sein wird. Vor allem kaufen wir uns jetzt gute, kräftige Hyazinthenzwiebeln, möglichst von „Treibsorten", und legen jede in die obere Schale eines Hyazinthenglases. Das Wasser im Glase darf nur bis zu 1 cm unter dem Boden der Zwiebel reichen. Dann bekommt jede ein Papierhütchen aufgestülpt und wird möglichst an einem kühlen und nicht zu

(Deike M.)

hellen Platz aufgestellt. Sie sollen dann noch keine Blätter und Blüten, sondern erst möglichst zahlreiche Wurzeln bilden. Erst nach Wochen, wenn ihre Wurzeln ziemlich bis zum Boden der Gläser reichen, dürfen wir sie „treiben". Dann stellen wir sie im Wohnzimmer ans Fenster; aber ihre Hütchen behalten sie noch so lange, bis sie selbst diese heben. Ab und zu erneuern wir das Wasser in den Gläsern, aber recht vorsichtig, denn ihre zarten Wurzeln sind sehr zerbrechlich. Ein Stück Holzkohle, ins Wasser getan, hält dieses länger sauber. —

Manche jetzt noch Blütenknospen tragende Gartenpflanzen, z. B. Nelken, pflanzen wir mit ihrem Wurzelballen in Töpfe. Sie werden uns dann wahrscheinlich noch durch Blüten erfreuen. Aber wir dürfen sie nicht gleich ins warme Zimmer bringen, sondern nur in ein kühleres. Goldlack, Veilchen, Tausendschön, Zwergiris, Alpenaster und andere Frühlingsblüher pflanzen wir jetzt auch in Töpfe, damit sie schon Ende Winter uns den Frühling ins Haus bringen. Wir stellen sie nach dem Einpflanzen in einen kühlen und hellen Raum, den man bis zum Eintritt des Frostes lüftet. Unsere Aloeen und Kamelien kommen jetzt, damit sie Knospen ansetzen, bis zum Frost an eine sonnige Stelle. Dem Rittersternen (Amaryllis) geben wir von jetzt ab immer weniger zu trinken. Sein Winterquartier erhält er am besten im Keller, wo er ohne einen Schluck Wasser bleibt, bis er uns gegen das Frühjahr hin durch einen starken Blütentrieb überraschen wird. Zur Belohnung werden wir ihn dann ins Zimmer ans Fenster stellen und ihm allmählich wieder reichlich zu trinken geben.

Im Garten gibts jetzt viel zu ernten. Alle mit Früchten stark besetzten Obstbäume müssen gut gestützt werden. Fallobst muß man jeden Tag auffammeln, das beste verwerten, unbrauchbares tief eingraben oder vernichten, aber nie auf den Kompothaufen bringen. Jetzt ist auch schon wieder Zeit, Klebgürtel zum Fangen des Frostspanners um sämtliche Obstbäume und deren Pfähle zu legen; denn dieser Schädling kommt oft nicht erst bei Frost, sondern schon in kühlen Herbstnächten. Auch hier heißt es „Kampf dem Verderb"!

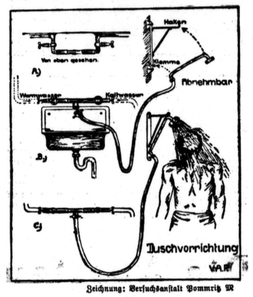
Praktischer Ratgeber

Die Schalenbildung beim Ei. Die Schalenbildung erfolgt durch die Schalendrüsen, die eine weiße, zähe Lösung von Kalkalbuminaten abscheiden. Diese Kalkfalze schlagen sich nieder und bilden in 12 bis 16 Stunden die Schale, die zum größten Teil (80 bis 87%) aus Kalziumkarbonat, wenig Magnesiumkarbonat und etwas Kalzium- und Magnesiumphosphat besteht. Die Kalkschale ist porös, und zwar wurden beim Huhn 7000 kleine Kanäle gezählt, die am stumpfen Pol am dichtesten gruppiert sind. Durch diese Poren erfolgt der Gaswechsel, während die Tiere brüten. Sind die Schalendrüsen krank, dann werden sogenannte Windeier gelegt. Lk.

Gartenerzeugnisse als Brotbelag. Auf kleinen Tellerchen richtet man hübsch an: Scheibchen von saurer Gurke, Pfeffergurke, Tomaten (reif, aber noch fest), grüner Gurke, Rettich, Radies, Kepseln, etwas rohes Sauerkraut in die Mitte, fein in Würfel geschnittene rohe Zwiebel. Nun kann sich jeder auf das Butterbrot legen, was ihm beliebt. Dieser Belag bildet jetzt im Sommer, da man durchaus nicht immer nur fettreichen Belag wünscht, hin und wieder eine Abwechslung, und ich habe in meiner großen Familie hiermit den größten Anklang gefunden. Der Belag, zusammengestellt aus den Erzeugnissen meines Gartens, ist eine Oase im sonstigen Einerlei.

M. H.

Duscheinrichtung in der Waschküche eines Bauernhauses. Gerade bei der schweren Landarbeit, bei Stall und Hitze ist reichliches Waschen und Abduschen des ganzen Körpers eine große Wohltat. Wie wenig Bauernbetriebe gibt es aber erst, die eine Möglichkeit dazu eingerichtet haben! Oft ist diese Einrichtung nur deshalb unterblieben, weil die Anregung dazu fehlte. Deshalb sei im folgenden kurz eine recht einfach herzurichtende Duschanlage beschrieben, die sich in der Praxis schon gut bewährte. Voraussetzung ist für eine solche Anlage, daß nicht nur kaltes, sondern auch warmes Wasser als Leitung vorhanden ist. Die Zapfhähne dieser beiden Leitungen legt man nebeneinander in den Raum, in dem die Duschanlage eingerichtet werden soll; das wird im bäuerlichen Betrieb am besten immer in der Waschküche sein, weil hier an sich schon Abfluß im Fußboden vorhanden ist, der für das Duschen auch notwendig ist. Der Kalt- und Warmwasserhahn werden mit den Oeffnungen zueinander gedreht und durch Ueberwurfmuttern mit einem T-Stück untereinander verbunden. Dieses Zeichnung! Das T-Stück hat an seinem nach unten offenen Ende ein Gewinde. In diesem wird, wenn gedusch werden soll, wieder mit Ueberwurfmutter ein Schlauch von der gewünschten Länge mit eingeschraubter Handbrause befestigt. Die Dusche



Zeichnung: Versuchsanstalt Sommrit M

hängt in einem Fahrradhalter eingeklemmt an der Wand. Durch beliebig weites Aufdrehen des kalten oder warmen Wasserhahnes kann man sich nun während des Duschens selbst jede gewünschte Wassertemperatur einstellen. Unter der Duscheinrichtung liegt auf dem Fußboden ein einfacher Rost aus gehobelten Holzlatten, auf dem man während des Duschens steht. Mit diesem gleichen Füllschlauch, der dazu vom Wandhaken abgenommen wird, kann man natürlich nun auch die Badewanne füllen und auch hier gleich das Wasser in der richtigen Badetemperatur einlassen. Als besonders praktisch hat sich aber diese Anlage, wenn sie in der Waschküche angebracht war, noch zum Auswaschen der Milchkannen, zum Abbrausen großer Maschinen und beim Wäschespülen erwiesen. So daß wirklich bei dieser Anlage das Nützliche mit dem Angenehmen verbunden ist.

Kalivergiftung. Mehrere Mastschweine einer Molkerei erkrankten unter Vergiftungserscheinungen nach der Verfütterung eines ausländischen Mastfutters. Das Mastfutter war in einem Eisenbahnwagen befördert worden, in dem vorher Kali eingeladen worden war. Da einige Säcke des Mastfutters undicht waren, wurde vom Molkereiverband das in den Waren verschüttete Kalisalz mit noch vorhandenen Kalisalzen zusammengefegt und an die Schweine verfüttert. Hierdurch traten die obenerwähnten Vergiftungserscheinungen auf, die bei zwei Tieren zu einem tödlichen Ende führten.

Die Ratte ist als Verbreiterin wichtiger Menschen- und Tierkrankheiten von außerordentlicher Bedeutung. Allen Pestausbrüchen in tropischen Gegenden geht eine Pestseuche der Ratten voraus, deren Flöhe nach dem Absterben ihrer Wirtstiere auf den Menschen übergehen und diesen infizieren. Die Weilsche Krankheit verdankte ihre weite Verbreitung unter den Truppen des Weltkrieges den Ratten. Trichinenerkrankungen der Schweine und die Verschleppung der Maul- und Klauenseuche fällt vielfach den Ratten zur Last. Als Ueberträger von Typhus und Paratyphus eine meist unterschätzte Rolle spielen.

Dr. I.

Der Einheitspachtvertrag des Reichsnährstandes schützt auch den Pächter von kleinsten Parzellen. Im Deutschland wird das landwirtschaftlich genutzte Pachtland auf 4,4 Millionen Hektar geschätzt. Es herrschte bisher arger Wirrwarr in der Dauer der Pachtzeiten, noch schlimmer aber war die Belastung der Pachtverträge mit den verschiedensten Naturallieferungen und sonstigen Nebenlasten. Jetzt ist durch den Reichsnährstand ein Einheitspachtvertrag herausgebracht worden. Nach ihm sind Höfe und Güter nur noch auf 18 Jahre, kleinere Parzellen auf 9 Jahre zu verpachten. Bei Ablauf der Pachtzeit ist dem Pächter eine Pachtzinserhöhung für die gleiche Zeit für eine Neupachtung zugestanden. Alle bisher üblichen Nebenbelastungen eines Pachtvertrages sind zu streichen, wodurch für die Pachtverträge Klarheit geschaffen wird. Das ist für die Pächter von größtem Vorteil, der sich in einer intensiveren Nutzung der Pachtländereien als Nahrungsgewinn fürs Volksganze auswirken wird. — Im nationalsozialistischen Sinne ist das Verhältnis zwischen Pächter und Verpächter eine Pflichtengemeinschaft! Die Arbeit dieser Gemeinschaft muß den Interessen des ganzen Volkes dienen. Der Vertrag zwischen Pächter und Verpächter ist als ein Vertrag, geschlossen zwischen Boden und Arbeit, anzusehen.

Dr. E.

Wissen Sie das?

Im Jahre 1934 wurden 25,3 Millionen Liter Milch gegenüber 7,5 Millionen Liter im Jahre 1932 zur Herstellung von Kasein benutzt. Kasein ist ein Hauptbestandteil vieler Nährmittel. Suppen- und Speisewürzen, wird aber auch zu technischen Zwecken in einer Reihe anderer Industrien verwandt.

*

Weiter zugenommen hat im Jahre 1936 der Anbau von Futterpflanzen zur Samengewinnung von etwa 60 000 ha im Jahre 1935 auf 71 745 ha. Groß war vor allem die Zunahme bei Rotklee, aber auch die anderen Kleearten weisen eine Steigerung auf. Bei der Luzerne war ein Rückgang um 900 ha festzustellen.

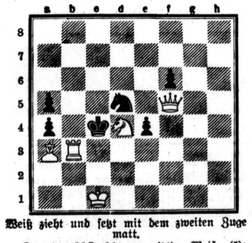
*

Bei der Bekämpfung des Kornkäfers ist die gründliche Säuberung der Speicher von besonderer Bedeutung. Dies erhellt daraus, daß

Zacher in einer Probe von Eckenresten eines Speichers in einem Fall über 5000 Kornkäfer je 100 Liter feststellte. Auf dem gleichen Speicher, der Mais enthalten hatte, fanden sich in diesen Eckenresten über 72 000 Maiskäfer und über 28 000 Reismehlkäfer auf 100 Liter.

Dr. J.

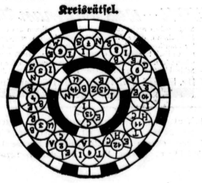
Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (11): Weiß (5): Kel, Dh5, Ba3, Tb3, Sb4. — Schwarz (6): Ke4, Sd6, Ba4, e4, a5 und h6.

Kreisrätsel



Denksportaufgabe.

Ein Vater legte seinen drei Söhnen ein Dutzend Aepfel und ein Dutzend Birnen in der hier abgebildeten Anordnung auf den Tisch mit dem Bemerken, daß jeder drei Aepfel und drei Birnen erhalten solle. Die übrigbleibenden sechs Früchte sollte der erhalten, dem es gelänge, die Früchte durch zwei sich kreuzende Linien so in vier Teile zu zerlegen, daß auf jeden Teil drei Aepfel und drei Birnen zu liegen kommen. Der Jüngste hat die Aufgabe gelöst. Wie hat er es gemacht?

Problem „Regenschauer".

Strichrätsel.

Matsch, Stumpf, Sido, Kopte, Pinsel, Pikee, Klippe, Halfter, Kohle Molle. Wunde.

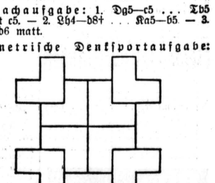
Durch Streichen je eines Buchstabens in vorstehenden 11 Wörtern, einerlei an welcher Stelle, ist je ein neues Wort zu bilden, während die gestrichenen Buchstaben, miteinander verbunden, die Bezeichnung für einen abgeernteten Getreideacker ergeben.

Rösselsprung.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Da5—c5 . . . Tb5 nimmt c5. — 2. Lb4—d6† . . . Ka5—b5 — 3. Sf7—d6 matt.

Geometrische Denksportaufgabe:



Silbenrätsel: 1 Tennis 2 Abessinien 3. Kamelie. 4. Teplitz 5. Jnster, 6. Speiche. 7. Tennach 8. Damaskus 9. Eriesee 10. Richmond 11 Valladolid. 12. Ellbogen. 13 Renata. 14 Schlagwetter. — Tatt ist der Verstand des Herzens.

Anagramme: 1. Kohl — Holst. 2. Drang — Grand. 3. Bitte — Tibet. 4. Insel — Linse.

Scharade: Fingerhut.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Olympiade 2 Liao 3 Omar. 4. Pak. 5a Sturz 5b See 6. Mo 7. Lear. 8 Jota. 9. Amur. 10 Dar. 11. Erz. 12. Omen. 13. Mahd. 14. Lehne. 15. Inder.

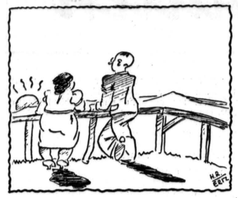
Rätselsprung: Viele Dinge sind's die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen; doch andre können nur durch Mäßigung und durch Entbehren unser eigen werden. (Goethe, Torquato Tasso.)

Bilderrätsel: Das reichste Kleid ist oft gefüttert mit Herzeleid.

Irrtümer und Ueberraschungen

„Denken Sie, daß jemand Ihren Mantel stiehlt?“

„Das kann man nicht wissen. Ihrer ist jedenfalls seit einer halben Stunde weg!“



„So einen Sonnenaufgang könnte ich den ganzen Tag bewundern!“

Schlangentänzerin

„Glauben Sie, Herr Kollege, unter diesen Umständen würde ich auch tanzen.“

Die unangenehme Frau

„Ja, das muß ich wirklich sagen, einen schrecklicheren Menschen als Frau Jelserich gibt es doch in der ganzen Stadt nicht!“ sagte Frau Klingebeil. „Ich komme gerade von einem Besuch bei ihr zurück. Und die ganze Zeit über hat sie nur von ihren neuen Teppichen, ihrem neuen Dienstmädchen und ihrem neuen Mantel geredet und von ihrem Gör, das zwei neue Zähne bekommen hat, so daß ich überhaupt nicht zum Sprechen kam, weder von meinem neuen Kostüm, noch von unseren neuen Balkonmöbeln, und auch nicht von unserem süßen Kätzchen, das die Masern bekommen hat und ebenfalls nicht von meinen entsetzlichen Zahnschmerzen! Ist das nicht furchtbar, daß sie sich so wichtig tut mit allem?“

(Allers Familj Journal.)

Erst mußte er vorbereitet sein

Onkel Richard besucht seinen Neffen in der Hauptstadt, und als sie am letzten Tage im Zimmer des Studenten saßen, sagte der Onkel: „Na, Horst, nun mach mir mal eine Aufstellung deiner sämtlichen Schulden! Man ist ja selber auch mal jung gewesen!“

„Einen Augenblick, Onkel“, sagt Horst, „ich will nur erst mal meinen Füllfederhalter neu auffüllen!“

(Berlingske Tidende.)

Der sicherste Weg

Der alte reiche Thiedemann hatte sich in ein hübsches junges Mädchen verliebt und fragte in dieser Angelegenheit einen Freund um Rat: „Sieh mal, ich bin nun 64 Jahre alt! Was meinst du, soll ich tun? Ob mein Antrag mehr Aussicht auf Erfolg hätte, wenn ich ihr sagen würde, daß ich 54 bin?“

„Sage ihr lieber, du seiest 74!“ riet ihm der Freund.

(Lektyr.)

*

„Ich sage Ihnen, musikalisch ist unser kleiner Fritz! Wenn von Wien eine Walzerübertragung ist, findet er die Welle in zwei Sekunden.“

Die Antwort

Auf Schloß Edelberg war großer Empfangsabend mit vielen Gästen. Man ist beim Abschiednehmen, und Oberst Wurmberg sagt, nachdem er die Hand der Gastgeberin geküßt hat: „Leben Sie wohl, Frau Gräfin, und sagen Sie mir mal ehrlich, sind solche Empfangsabende nicht oft sehr ungemütlich für Sie? Es kommen doch alle möglichen Menschen, aus denen man sich nichts macht . . .“

„Das finde ich nicht“, antwortet die Gräfin überlegen, „ich freue mich über alle meine Gäste . . . über einige, wenn sie kommen, und über andere, wenn sie gehen!“

(Husmodern.)

Gute Ausrede

Frau Benecke hatte in bezug auf ihres Mannes Junggesellenzeit eine neue Entdeckung gemacht und sagte halb vorwurfsvoll zu ihm: „Es scheint ja intellekt, Albert, als ob du reichlich viele Damenbekanntschaften gehabt hast, bevor wir uns kennen lernten!“

„Nun“, meinte Herr Benecke, „ich habe mich nur nach dem bewährten Grundsatz gerichtet: Prüfet alles und behaltet das Beste!“

(Dagens Nyheter.)

Der Angriff wurde abgeschlagen

Ein fremder Herr kam in das Wirtshaus. Er sah sich sehr genau darin um, ließ die Finger an einem Wandbrett entlanggleiten und murmelte unzufrieden: „Hier liegt ja überall Staub. Herr Wirt!“

„Vielen Dank“, brummte der Wirt zur Antwort, „ich habe schon einen Staubsauger!“

(Hemmets Journal.)

Verschwitzt

Frau Menghausen ermahnte ihren Sohn: „Harald, du mußt nicht immer ‚schwitzen‘ sagen, es heißt ‚transpirieren‘!“

„Ja, Mutticken“, antwortet Harald, „aber das hatte ich im Augenblick ganz vertranspiriert!“

(Gemma.)

Gleich gegen gleich

Als Lessing als Bibliothekar in Wolfenbüttel lebte, hatte er eines Tages einen lebhaften Disput mit einem Hofbeamten, der sich in einen solchen Aerger hineinredete, daß er schließlich ausrief: „Und ich verwette meinen Kopf, daß ich recht habe!“ — „Gemacht!“ sagte Lessing. „Ich setze meine ganze Brieftasche dagegen.“ Da der Hofbeamte wußte, daß Lessing nur selten über Geld verfügte, da er jämmerlich bezahlt wurde, erwiderte er ein wenig ironisch: „Ihre Brieftasche ist ja leer!“ — „Um so besser!“ sagte Lessing. „Dann wetten wir ja gleich gegen gleich!“

*

Kurt ist fünf Jahre.

Kurt zieht den Hund am Schwanz.

„Aber Kurt!“ zankt die Mutter, „warum ziehst du denn den armen Hund am Schwanz?“

Kurt schaut unschuldig: „Ich halte ihn doch nur, Mutti — ziehen tut doch der Hund!“

*

Er grübelte über einem Rechenexempel. Er ging in die unterste Klasse, und die Aufgabe war nicht überwältigend, aber er mußte doch seine Finger zu Hilfe nehmen.

„Aber Hans“, tadelte seine Mutter, „du sollst doch nicht mit den Fingern rechnen — du sollst mit dem Kopf rechnen!“

„Ach, Mama, ich habe ja man bloß einen Kopp!“

*

Die Mutter fragte den Jungen:

„Hast du auch das Wurstbrot brav mit dem Schwesterchen geteilt?“

„Ja, Mama — ich habe ihr den größeren Teil gegeben.“

„Wirklich, Rudi?“

Rudi nickte: „Ja. Ich habe nur das bissel Wurst gegessen, und sie hat das ganze Brot bekommen.“

*

Ein kleiner Pfälzer Junge wurde vom Flurschutz erwischt, als er an verbotener Stelle angelte. Als er deswegen zu Protokoll gebracht werden sollte, wehrte er sich energisch und erklärte: „Ich hab' jo gar net angle wolle; ich wollt nor dem Worm schwime lerne.“

*

Der kleine Fritz sieht zum ersten Male einen Igel.

Aufgeregt kommt er angelaufen:

„Vati, Vati, dort drüben läuft eine Scheuerbürste!“

*

Abteilungsleiter eines Warenhauses, der eine Taschendiebin beobachtet: „Vielleicht bemühen gnädige Frau sich jetzt nach Abteilung 24. Dort gibt es wunderschöne Handkoffer, um die gestohlenen Sachen nach Hause zu tragen.“

(Die Woche.)

New York 1950

„Wo ist mein Mann?“

„Zum Viereabend nach London geflogen.“

„Propeller anwerfen. Ich fliege zum Feuerwerk nach Treptow.“

Schmeichelhaft

Zum berühmten Komponisten Reger kommt ein junger Musiker, der gleichfalls komponiert. Draußen regnet es wie aus Kannen, und der Angekommene sagt: „Brrr, ist das draußen eine Schweinerei!“

„Ach was Schweinerei“, sagt Reger zerstreut, „haben Sie etwas Neues komponiert?“

(Il. Polska.)

*

Mutter: „Nun, Liebling, wo warst du denn so lange?“

Der kleine Willi: „Ich habe Postbote gespielt. In jedem Haus in unserer Straße habe ich einen Brief abgegeben; einen richtigen Brief.“

Mutter: „Aber woher hattest du die denn?“

Der kleine Willi: „Aus deiner Kommode. Die alten Briefe, die du mit einem rosa Band zusammengebunden hattest.“

*

„Mutti, bin ich im Ausverkauf gekauft?“

„Wie kommst du denn auf den Unsinn?“

„Meine Finger haben alle verschiedene Größen.“

In Niederlupfing lebte ein Herr Kuhl. Dem rief der kleine Alois! „Herr Ochs“ zu. Worauf Herr Kuh zum Vater von Alois! ging und Krach schlug. Der Vater aber meinte gemütlich: „Dös macht nix, die Hauptsach is, daß mei Bua woaß, daß Sö a Rindvieh san!“ Darauf mußte sich der Vater wegen Beleidigung vorm Gericht entschuldigen. Die Entschuldigung klang folgendermaßen: „Herr Kuh, Sö san ka Rindvieh net!“

Worauf Herr Kuh erwiderte: „Dös nimm i net an!“ Schließlich mußte der Vater vom Alois! dreißig Mark zahlen, denn er hatte sich zum Schluß triumphierend an den Richter gewandt: „Na, schauen's, Herr Rat, jetzt glaubt er's selber net!“

(Koralle.)

Boshaft

„Ich bin heute in einem Schönheitssalon gewesen.“

„Und weshalb hat man dich nicht behandelt?“

*

„Oh, Geliebter, du kennst mich schlecht: Zwei Frauen sind in meiner Brust . . .“

„Warum hast du das nicht früher gesagt? Dann hätte ich doch 'nen Freund mitbringen können.“

(L'Illustrazione del Popolo.)

*

Der schüchterne Kruke saß vor Liebe erglühend Helene gegenüber — schweigend, schweigend, schweigend.

Nach zwei Stunden meinte Helene: „Sie sind wohl begeisterter Rundfunkhörer?“

(Koralle.)

*

Bleck und Bluck gehen spazieren.

Da fällt der Bleck in eine Kanalöffnung.

Bluck bückt sich und schreit in die Kanalöffnung:

„Eben wollte ich dich darauf aufmerksam machen, daß da ein Loch im Pflaster war!“

Bleck schreit von unten heraus:

„Das war gar nicht mehr nötig, ich habe es schon von allein gefunden.“

*

Der Führer führte die Herrschaften durch die ägyptische Abteilung des Louvre.

Sie blieben vor einer Sphinx aus Granit stehen.

„How extraordinary!“ sagte die Amerikanerin. „Diese Sphinx ist schätzungsweise fünftausend Jahre alt“, erklärte der Führer. „Es ist möglich, daß Moses sie gelesen hat.“

„Moses?“ fragte da die Amerikanerin. „Ich wußte garnicht, daß der hierher nach Paris gekommen ist!“

*

„Na, wie sind Sie denn mit dem Barometer zufrieden?“

„Danke, großartig! Es war immer gutes Wetter, seit ich es gekauft habe!“

*

Pick hat großen Aerger mit seiner Uhr. Sie geht und geht nicht. Pick klagt Pock sein Leid.

„Wirf sie an die Wand“, rät Pock, „dann geht sie.“

„Pick glotzt Pock an: „Was? Dann geht sie?“

„Bestimmt — kaputt!“

„Verzeihen! Haben Sie in der Nähe einen Polizisten gesehen?“ — „Nein!“ — „Dann heraus mit der Brieftasche!“

Gesundheit auf Flaschen!

Allgeyers-Fruchtsäfte in Ganzlitterflaschen sind etwas Besonderes! - aus frischen Beeren kalt gepreßt, unvergoren, naturrein, sehr gesund! Es gibt 12 verschiedene: schwarze Johannisbeeren, Kirschen, Erdbeeren usw. Probieren Sie selbst: es gibt nichts Köstlicheres! Prospekte frei von **Allgeyer, Stuttgart W 14, Mariensträße 5.**

Allgeyer's Flüssige Früchte

Heiraten

Katholische Ehe-anbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. ältester, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung. In 10 Wochen wurden uns wieder 130 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vorm. Einrichtg. und Arbeitsweise. **Neuland-Verlag R,** Herne i.W. Mühlenstraße 7

Bei Ringen kommt es auf die Garantie an

weil dieselben täglich getragen werden und infolgedessen besonders der Abnutzung ausgesetzt sind. Seit mehr als 20 Jahren gewöhnen wir mit unsere in der ganzen Welt bekannten Siegelringen aus echt 14 Karat Goldfilled (a massiv Weltgold-Double 10—30 Mikron) 5 Jahre schriftliche Garantie, ein Beweis für die Güte.

Nr. 320 Ovale Platte, elegant und äußerst vornehm verziert RM 1.50

Nr. 949 Viereckige Platte und reliefartige plastische Verzierung RM 1.70

Nr. 758 Sechseckige Platte, ganz moderne Stilverzierung RM 2.25

Nr. 645 Neue glatte Form, modernste Ausführung RM 2.50

einschließlich Monogramm handgraviert, kein Porto, bei Nachnahme 32 Rpf. mehr. Als Ringgröße genügt Fadenstreifen.

Bei Voreinsendung (auch in Briefmarken) **SIMS & MAYER, EXPORT-VERSAND, BERLIN-LICHTERFELDE, M. 98**

Meine Schwester tüchtig, Hausmütterchen, stattl. Erscheinen, mit Musik, möchte lieb., kath. Ehekamerad (40 bis 55 J.) in gut. Pos., eine treue Lebensgefährtin sein. Bildofferten erb. u. H. M. 12 an „Der 7. Tag“, Paderborn.

Heirat Nur ernste, Bildofferten u. Nr. 7/173 an „Der 7. Tag“ Paderborn

Anzeigen im „7. Tag“ haben groß. Erfolg

Geb. Dame, Ende 30, gesund an Leib und Seele, m. Ausst. u. gröd. Verm., möchte mutterlos geword. Knabern wieder Freude u. Interesse am Leben geben u. ebd. charakterf., kath. Herrn verstehende **Gefährtin.** Im Frage kommen nur Herren a. geb. Kreisen. Ang. unt. B. 1078 an Mosaria, Kath. Ehean bahnung., Erfurt, Cyriakstraße 44.

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Herdfeger für Herd und Messer

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor der Erscheinens. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 3504

Schlank Kleinanzeigen haben immer Erfolg

Preiswert und dennoch gut! **Ritters Nähmaschinen Paderborn** Dom gegenüb. Besichtigung erbeten

Gegen Darmträgheit die weltberühmten Pfarrer MK†- **Kneipp-Pillen** Kneipp-kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale Würzburg

Bestecke mit 90 gr Silberauflage, 30 Jahre Garantie, liefere ich geg. 10 Monatsrat. Katalog gratis. **J. Ostera, Wiesbaden 144.**

Deutliche Schrift bei Manuskripten

Warum nicht in diesem Sommer ein neues Fahrrad? Wir machen Ihnen bestimmt ein gutes Angebot. **E. & P. Stricker** Fahrradfabrik **Brackwede-Bielefeld 585**

150 ℔ ... was soll man tun? Sie brauchen nicht zu verzweifeln, wenn Ihnen aus dem Spiegel Doppelkinn, dicke Arme und breite Hüften entgegenschauen. Sie brauchen auch keine Hungerkur zu halten, sondern nur den tausendfach bewährten Richterer zu trinken. Das lästige Fett verschwindet immer mehr, leicht beschwingt erfreuen Sie sich neuer Schlankheit und Jugendfrische. Aber bitte nur den ächten **Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee** AUCH IN TABLETTENFORM: DRIX-TABLETTEN

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Ollergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag“: 2. Vj. 37: 29 953. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Elbestaid (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

6. Jahrg. – Nr. 38 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 19. September 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Leichter Herbst

Von Felix Riemkasten

„Es ist Sommer,“ sagen die Leute. In dem ewigen Wandel und Wechsel des Lebens ist aber nie etwas, es sei denn, daß just dieses Vorüberwandeln, das Hinübergehen, etwas sei. Des Sommers höchste Zeit ist uns bereits entglitten, das Grün hat nicht mehr die Frische des Heraufkommenden, es dunkelt nach. Dafür reifen die Früchte heran. Früchte und Blumen. „Leichter Herbst“, ließe sich sagen. Erste Dorahnung vom Vorübersein einer schönen Zeit. Erste Mahnung, daß auf junges Werden und hohes Sein nun die Rechenschaft zu folgen habe. Die Frucht soll kommen, das Ergebnis, und nach ihr ist die völlige Ruhe erdient, verdient. Aber einstweilen gibt die Sonne noch volle Wärme her, die Pflanzen halten ihr Grün noch an sich, die Blumen sogar zeigen jetzt erst ihre schönste Pracht. Es ist das Mannesalter des Jahres, die beste Zeit der Kraft.

Eine leise Müdigkeit liegt über allem. Wir sind in der Natur, die uns umgibt, selbst ein Stück Natur. Es war schon bei den ältesten Völkern so, daß zwischen dem Leben des Menschen und dem Leben des Jahres ein Gleichklang erhört worden ist, eine Aehnlichkeit erkannt. Aehnlich dem jungen Jahre wächst der junge Mensch heran. Umhüllt und geborgen, noch nichts schaffend, nur alles erwartend und dabei insgeheim sich rüstend an Zeit und Kraft, so wachsen sie beide heran, das Jahr und der Mensch. Dann kommt das erste Erwachen zur Lust am Dasein, eine grüne, tolle, frohe Zeit, die eine Zeit des Spiels zu sein scheint. Und langsam wird die Zeit reifer und schwerer, es sind der frohen Tage nun soviel geworden, das Grün glänzt überall. Soll immer nur diese Fröhlichkeit herrschen? Soll darin alles gesagt sein? Aber das langweilt zuletzt, es hat keine Würde, des Lebens Sinn kann nicht erschöpft werden im bloßen Dasein der Tage. Und schon fallen die Schatten eines anderen Denkens herein. Und dann sehnt sich der Mensch, reifer geworden, einen Sinn zu haben, eine Aufgabe.

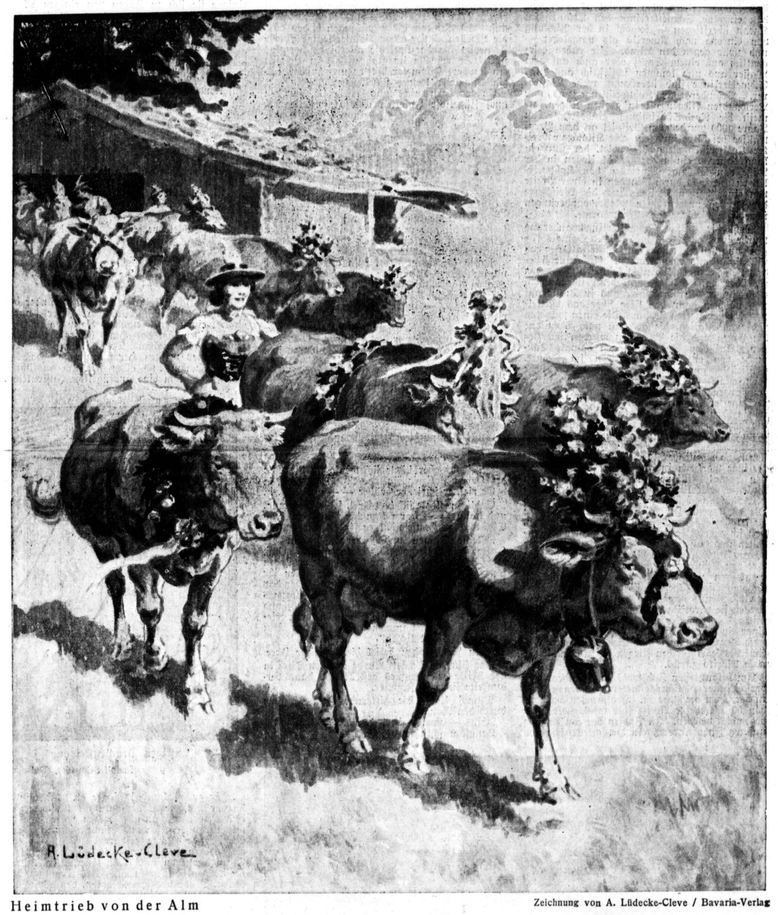
Die Verbundenheit der vielen Jahre wird spürbar, die Verbundenheit mit Geschlechtern, die vor uns waren und ebenfalls gelebt haben von der bloßen Freude bis zum Dollbringen und Bemühen, und wir spüren, daß wir zu vieles von ihnen empfangen haben und daß wir das Empfangene weiterzugeben haben an die, die nach uns kommen. Die Welt soll gebaut werden, das ist der Sinn. Die Jahre hatten ihr Werk an die Jahre weitergegeben und Flüsse, Seen, Meere und Gebirge geschaffen und sind ans Ende des Werkes noch nicht gelangt und sind fleißig wie je zuvor. Der Mensch aber ist ebenfalls geformt aus dem Leben seiner Vorfahren und bildet und wandelt und formt und schafft wie sie. Er nennt sein Bauwerk Geschichte. In der kurzen Frist des Lebens kann ein Einzelner wenig tun, vollenden kann er nichts, aber er kann mittun und fortsetzen und bessern und beitragen. Der Mensch ist etwas Gewordenes, der Mensch lernt eines Tages sehen, daß er geworden ist, und von da an entrinnt er nicht mehr. Er muß sein Teil tun. Den Rest überläßt er denen, die nach ihm Baumeister — oder Baustein sein werden. Aus Jahren werden die Jahrhunderte und damit „Zeit“, aus den Geschlechtern der Lebenden wird das Volk und seine Geschichte. Ohnedem hätte die Zeit keinen Sinn, ohnedem hätte der Mensch keinen Sinn.

Das sind Gedanken, die man sich machen kann. Leichter Herbst, erste Dorahnung. Weshalb stirbt das schöne, grüne Jahr? Weshalb lebt und strebt der Mensch, da er einmal ja doch sterben muß?

Das einzelne Jahr sagt es dir nicht, auch der einzelne Mensch sagt es nicht. Aber die Zeit sagt es dir, die Geschichte des Volkes sagt es. Wer das begriffen hat, daß er Frucht tragen soll, Nutzen gebracht haben soll, der sieht freundlich und verständnisvoll in den leise beginnenden Abgang des Sommers. Er hat diese und jene Zeit gehabt, hat gelebt und dem Leben nachgejagt und dieses und jenes erfahren dabei und ist zur Reife reif geworden. Und nun kommt die Zeit, da er Frucht bringen soll, nachdem er bisher nur entgegengenommen hat, Saft und Kraft, Freude und Begehr. Es soll sich jetzt zeigen, zu welchen Früchten und Gaben sich dies alles in ihm gewandelt hat. Einsicht und Mut, Kraft und Erfahrung, Wille und Fleiß und Beharrlichkeit, stolze Erinnerung und eine feste, gerechte Hand, das soll sich ergeben als eines Menschenlebens langsam gereifte Frucht. Frucht soll nahrhaft sein.

Damit wäre dann alles vergolten. Für das Entnommene das Gegebene, nach Möglichkeit vermehrt und gebessert. Ich habe gelebt, aber ich habe nicht nur verbraucht; ich habe mit Zins zurückgegeben, auf daß andere nach mir reicher und besser zu leben vermöchten. Ich bin hervorgegangen, ich bin dann eingegangen, aber was ich empfangen habe, habe ich vergolten. Ich bin kein Schuldner geblieben. Ich war einmal Schuldner derer, die vor mir waren und mein Leben bereiteten, aber mein Leben war so, daß ich Dank verdiene von denen, die nach mir kommen.

Das wären Gedanken, die sich denken ließen, fühlen ließen, in dem leichten Herbst jetzt. Wohl dem, der so lebt, daß er so denken darf.



Heimtrieb von der Alm

Zeichnung von A. Lüdecke-Cleve / Bavaria-Verlag

Schmetterlinge überfliegen den Atlantik

Distelfalter wandern über zwei Weltteile - Raupen halten Eisenbahnzüge auf

Offenbar ist es ein dunkler, uns unverständlicher Trieb, der die Insekten zum Wandern veranlaßt. Bisweilen werden ungeheure Entfernungen zurückgelegt. Totenkopfschmetterlinge fliegen mit Flugzeuggeschwindigkeit von Nordafrika aus über das Mittelmeer und über die Alpen bis zu uns. Auch Weinschwärmer und Oleanderschwärmer überqueren von Norditalien aus die Alpen. Man hat auch Totenköpfe und andere Schmetterlinge schon auf hoher See, bis zu 400 Kilometer von der Küste entfernt, gefunden. Die Annahme liegt nahe und ist gewiß berechtigt, daß sie vom Wind verweht sind. Andererseits aber kommt es auch vor, daß einzelne Schmetterlinge den Atlantischen Ozean überfliegen — sowohl in der Richtung von Europa nach Amerika als umgekehrt — und zwar gegen den Wind. Sie ruhen gelegentlich auf einem Schiff oder auch auf dem Wasser aus und kommen schließlich ans Ziel. Schmetterlinge sind überhaupt große Wanderer. Besonders die Kohlweißlinge und ihre Verwandten fliegen oft in großen Zügen, die meist die Nord-Südrichtung einhalten. Im Jahre 1900 wurde zum Beispiel an dem Bergwellsee bei Stralsund ein acht Kilometer breiter Kohlweißlingszug beobachtet, der stundenlang dauerte, ein anderes Mal flogen in der Nähe von Wismar Myriaden von Kohlweißlingen ebenfalls durch Stunden in einer Breite von einer halben Meile. Auch die Weißlinge der Tropen unternehmen Massenwanderungen über hohe Gebirge und Meeresarme.

Wohl die größte Schmetterlingswanderung wurde im Jahre 1879 beobachtet. Damals flogen ungeheure Züge von Distelfaltern von Südafrika aus nach Norden. Anscheinend — das ließ sich natürlich nicht feststellen, — zogen sie über ganz Afrika weg, denn sie tauchten nach einiger Zeit in Algier und in Tunis auf und nahmen dann den Weg über das Mittelmeer. Hier teilten sie sich. Die einen wandten sich nach Italien, die anderen nach Spanien; die Alpen und die Pyrenäen wurden überflogen. Auf dem Gotthard lagen damals Tausende von entkräfteten Faltern im Schnee. Schließlich ging die Wanderung weiter über Deutschland und Oesterreich hin. Sie dauerte im ganzen etwa acht Wochen und die Schmetterlinge erhielten überall, wo sie erschienen, neuen Zuzug. Es haben aber wohl viele Tiere die ganze Reise von Anfang an mitgemacht, denn unter den Distelfaltern, die man in Deutschland aus dem Zug heraußing, befanden sich afrikanische Arten. Auch andere Schmetterlinge wandern in großen Zügen. So wurden einmal Millionen und aber Millionen von Eulenschmetterlingen beobachtet, die durch mehrere Nächte hoch über Helgoland von Osten nach Westen flogen. In Wien erschienen im Jahre 1907 plötzlich solche Massen von Ringelspinnern, daß sie abends das Licht der Laternen verdunkelten und daß man sie — ebenso wie im Jahr darauf in Neuyork die Vertreter einer anderen Art von Spinnern — auf den Straßen zusammenkehren mußte. In den Tropen gibt es Schmetterlingszüge, die sich in einem bestimmten Rhythmus bewegen. Am Amazonenstrome fliegen sie vormittags stromaufwärts und nachmittags stromabwärts. Gewisse Schmetterlinge in Mexiko unternehmen Wanderungen nach Texas, um dort ihre Eier abzulegen. Nach fünf bis sechs Wochen fliegen sie sodann wieder nach Mexiko zurück.

Am bekanntesten sind wohl die Wanderungen verschiedener Heuschreckenarten, von denen schon in der Bibel die Rede ist. Heuschreckenschwärme von 50 Kilometer Breite sind wiederholt schon beobachtet worden. In Indien hat am Anfang unseres Jahrhunderts ein Heuschreckenschwarm ein Gebiet von fünfundzwanzigtausend englischen Quadratmeilen verwüstet. In einem anderen Fall wurde in Nordamerika der Schaden den Wanderheuschrecken im Laufe von zwei Jahren anrichteten, auf 50 Millionen Dollars berechnet. Auch Europa war früher von Wanderheuschrecken nicht frei. Sie kamen aus dem vorderen Orient, aus Aegypten, Südrußland und Ungarn über Deutschland nach Schweden, sogar bis nach Schottland. Im Jahre 1844 hat man in der Mark Brandenburg auf einer Fläche von 7700 preußischen Morgen 4425 Scheffel Heuschreckeneier gesammelt. Ganz besonders verheerend traten die Wanderheuschrecken im Jahre 1748 in Deutschland und in Nordeuropa auf. Aehnlich wie die Heuschrecken bilden auch die Libellen — vor allem die vierflectige Libelle — große Wanderzüge, die allerdings harmlos sind. So erschien im Jahre 1900 in Belgien ein hundert Kilometer breiter und hundertsiebzig Kilometer langer Libellenzug.

Es wandern nicht nur geflügelte, sondern auch flügellose Insekten oder Insektenlarven. Ungeflügelte Heuschrecken haben in Afrika schon Wasserkäufe überschritten, wenn sie so dichtgeballte Massen bildeten, daß die lebenden über die ertrunkenen hinwegegehen konnten. Unter den wandernden Raupen sind wieder die der Kohlweißlinge an erster Stelle zu nennen. In der Nähe von Paris brachten sie einmal einen Eisenbahnzug zum Stehen. Die Raupen eines anderen Schmetterlings wanderten im Jahre 1888 in Ungarn ebenfalls in solchen Massen über ein Bahngleis, daß Millionen von ihnen durch die Räder zermalmt wurden. Sie bildeten eine glatte Schmiere auf den Schienen, und die Züge kamen nicht mehr weiter. Bei uns wandern vor allem die Raupen der Graseule, eines Nachtschmetterlings, in Zügen von mehreren hundert Meter Länge und auch andere Nachtfalterraupen finden sich gerne zu Wanderzügen zusammen. Besonderes Aufsehen erregte in früheren Jahren der sogenannte „Heerwurm". Die weißen, schleimigen Larven der Trauermücke, eines kleinen Insektes, leben im Waldboden und nähren sich vom Moder. Bisweilen aber kommen sie hervor und dann vereinigen sie sich zu Zügen von einigen Meter Länge und 10 bis 15 Zentimeter Breite. Sie sitzen dick übereinander und die ganze Masse bewegt sich bei feuchtem und trübem Wetter mehrere Stunden lang weiter. So bald die Sonne scheint, verkriechen sich die Tiere wieder. Die Ursache ist auch hier, wie bei den meisten Insektenwanderungen, unbekannt.

Dr. H. Wohlbold.

Der Polizeipräsekt, ein Etui und ein Tablett

Das pockennarbige Gesicht des Polizeipräfekten Fedor Wladilow wurde plötzlich fahl.

Seine Rechte fuhr nervös von einer Westentasche in die andere und aus seinem unsicheren Blick ließ sich erkennen, daß ihm das goldene Zigarettenetui fehlte.

Hastig sprang er vom Sofa auf und sprach mit unsicherer Stimme:

„Ich glaube, ich habe es in meiner Mantelsache gelassen . . ."

Er eilte — — lief nach seinem Etui, kam in wenigen Minuten zurück — — nervös, hastig.

„Es muß doch hier sein", stammelte er.

Dann durchsuchte er das Zimmer.

Die Gäste der Madame Suwarow waren ihm behilflich.

Sie schoben Sessel, Tische, Stühle und Sofas, hoben Vasen, Deckchen und Teppiche.

Vergebens!

„Vielleicht haben Sie es zu Hause liegen lassen . . . Rufen Sie doch mal an."

Wladilow schüttelte den heißen Kopf.

Nein! Er mußte es mitgenommen haben!

Zur Vorsorge ging er jedoch eilig ans Telefon.

Das Amt aber kürte sich wenig an die Eile des Herrn Polizeipräfekten.

Er rief, er schrie, er brüllte — — umsonst . . .

Endlich meldete sich das Amt, seine Wohnung, und dann — — dann kam die Antwort: Das Etui war zu Hause nicht zu finden, nirgends.

„Meine Damen und Herren", begann die Gastgeberin salbungsvoll, „es tut mir leid, daß diese Unannehmlichkeit gerade bei mir passieren mußte. (Ihrer Freundin Maja, die neben ihr stand, hätte sie es gerne gewünscht!) Aber das Etui muß sich finden! Ich stelle ein silbernes Tablett hier auf den Tisch, lösche das Licht und zähle bis zehn. Ich denke, wenn ich dann wieder das Licht aufflammen lasse, wird das Etui auf dem Tablett liegen."

Allen Anwesenden gefiel diese geniale Idee.

Das silberne Tablett wurde auf den Tisch in der Mitte des Raumes gestellt und dann verdunkelte sich das Zimmer.

Dumpf klang die zitternde Frauenstimme durch den Raum:

„Eins — zwei — drei — vier — — — —"

Langsam schlichen die Sekunden.

Dann flammte das Licht wieder auf und die ganze Gesellschaft stierte mit weitaufgerissenen Augen auf den Tisch, auf dem — — — das silberne Tablett verschwunden war!

Georg Mohler.

Der gelehrige Diener

Der deutsche Afrikaforscher und Gründer der Kolonie Deutsch-Ostafrika, Carl Peters, nahm einmal einen Neger namens Kalumba in seine Dienste, der ihm das Haus besorgte und Botengänge übernahm. Da Kalumba die Person seines weißen Herrn anfangs jedoch zu wörtlich nahm und allzu sklavisch ausführte, gab Peters ihm eine ausführliche Instruktion.

Lustiges Drachensteigen

Rudolf Schneider, (Deike M)

„Hör zu, Kalumba!" sagte er. „Ein guter Diener muß selbst denken können und bei jedem Befehl auch an alle Folgen denken, die damit verbunden sind. Er muß seinem Herrn überflüssige Worte ersparen. Wenn ich zum Beispiel sage: Kalumba, ich möchte essen! — Dann darfst du nicht bloß Essen bereiten und herbringen, du mußt auch das Tischtuch auflegen, Teller und Besteck holen, den Wein herbringen und nachdenken, was sonst noch dazu nötig ist!"

So fuhr Peters fort, seinem Diener die Notwendigkeit selbständigen Ueberlegens und Handelns klarzumachen, und Kalumba sagte schließlich freudestrahlend: „Jawohl, Massa, Kalumba hat alles verstanden."

Einige Tage später erkrankte Peters an einer Halsentzündung. Es war keineswegs gefährlich, da sich aber die Entzündung nicht besserte, schickte er Kalumba zum Arzt.

Der Diener ging, aber es dauerte nicht lange, bis er wiederkam. In seiner Gesellschaft befanden sich fünf Männer, unter ihnen der Arzt.

Peters betrachtete erstaunt die Besucher, die mit bedenklichen Mienen auf sein Bett blickten.

„Was ist denn los, Kalumba?" fragte er den Schwarzen. „Ich habe dir doch nur befohlen, den Herrn Doktor zu holen!"

Der Neger grinst stolz und listig.

„Ja, Massa, aber ich habe selbst nachgedacht und mir die Folgen überlegt, und da habe ich gleich noch den Leichenbestatter, den Totengräber, den Pfarrer und den Notar mitgebracht."

Carl Peters war nahe daran, den pflichtgetreuen Kalumba zum Teufel zu jagen. Aber die stolzen Mienen des Negers, der sich viel auf sein selbständiges und vorausschauendes Handeln einbildete, rührten ihn, und er nahm die ganze Sache mit seinen Gästen von der scherzhaften Seite hin. Künftig aber mußte sich Kalumba blindlings nach den Befehlen seines Herrn richten . . .

Dies nebenbei

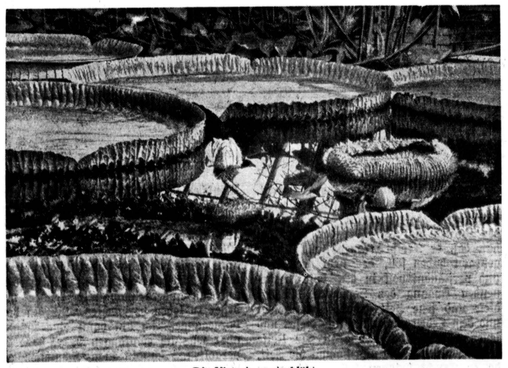
Die „Gangarten" unseres Wildes. Am häufigsten geht das Wild wie der Mensch im Schritt. Wenn ihm aber irgendeine Gefahr droht, so setzt es sich zunächst in Trab, wie der Jäger sagt „Trollt", erst im Augenblick dringender Gefahr verfällt es in den Galopp. Bei den Rehen, die trotz ihrer sprichwörtlichen Schüchternheit sich wenig vor Menschen scheuen, dauert es ziemlich lange, bevor sie sich in Trab setzen. Der „Trollt" wird von ihnen nur zuerst angewandt; wenn sie erschreckt werden, traben sie erst, und jagen in weiten Galoppsätzen dann davon. Der Grund dafür, warum das Reh nur im Anfang trabt, wird darin gesucht, daß die Rehe beim Troll den Hals stets angezogen haben. Nur mit angezogenem Halse können sie aber den Schreckruf hervorbringen, der sich ihnen bei Gefahr entringt. Das Reh zieht also, wenn es erschreckt wird, instinktiv den Hals ein, läßt den Schreckruf hören und fällt dabei notwendig in Trab; erst dann streckt es den Hals weitaus und nimmt nun die Stellung für den Galopp an. Beim Edelwild ist im Gegensatz zu den Rehen gerade der Trab die häufigste Gangart. Bei der geringsten Störung springt es mit kurzen Sätzen davon, während der volle Galopp erst im Augenblick der höchsten Not einsetzt. Dann werden meterhohe Hindernisse und Gräben von 3 Meter Breite mit Leichtigkeit genommen. Das Edelwild, dessen Witterung so fein ist und das im Menschen seinen Verfolger gut kennt, befindet sich eigentlich immer in einem gelinden Trab; nur des Nachts oder bei voller Sicherheit im dichten Wild zieht es im Schritt daher. Im Trab geht das Edelwild zur Nahrungssuche, aber nach eingenommener Mahlzeit zieht es meist mit vollem Magen Schritt für Schritt durchs Holz. Das Schwarzwild befindet sich fast immer in einem sogenannten „Saugalopp", der zwischen Trab und vollem Galopp die Mitte hält. Dabei kommt es sehr schnell vom Fleck. Das Schwarzwild läßt sich ja überhaupt nur ganz selten am Tage sehen und macht lieber einen großen Umweg durch dichtesten Wald nach dem Freßplatz, als daß es über eine Lichtung gehen würde.

*

Die Macht des Gesanges. Alfonse Daudet, der für deutsches Wesen und deutsche Kultur ein tiefes Interesse hegte und besonders für deutsche Musik, für Beethoven und Mozart, vor allem aber für Richard Wagner schwärmte, hatte nie Deutsch erlernen können, aber er erzählte selbst, wie er einmal durch die harte Notwendigkeit gezwungen worden sei, deutsche Sprachstudien zu treiben. Er hatte mit einem Kameraden eine Fußtour durch die Pfalz und Baden unternommen. In den Städten ging es, wenn auch mühsam, mit Französisch, aber in den Dörfern war's schlimm, da halfen auch die „sprechenden Gesten" nichts. Ein des Französischen mächtiger Herr, dem sie begegnet waren, hatte ihnen die wichtigsten deutschen Sätze aufgeschrieben, aber das Auswendiglernen wollte ihnen nicht gelingen. Da kam der musikalische Daudet auf den Gedanken, die Worte nach den ihm bekannten Melodien deutscher Studentenlieder zu singen, und nun ging's prächtig, denn mit der Melodie hafteten auch die Worte im Gedächtnis. Wie aber staunten Wirte und Kellner, wenn die beiden jungen Wanderer mit fremdländischem Akzent nach der Melodie von „Was kommt dort von der Höh" zu singen begannen: „Wir wollen haben Bier / wir wollen haben Bier! / Wir wollen — ja wollen — ja wir wollen / wir wollen haben Bier." Und wenn sie das endlich hatten, fuhren sie in derselben Weise fort: „Wir wollen haben Fleisch . . ." So bekamen sie alles.

*

Schöne Bienen, die nicht stechen. — Eine Idealzüchtung für die Zukunft. In diesen warmen Spätsommertagen befand sich die licht- und lufthungrige Menschheit wieder in argem Kampfe mit den Bienen, d. h. die Angreifer sind weniger die Bienen selbst, sie verteidigen sich vielmehr nur gegen die Schläge, die nach ihnen zielen. Es mag ja unangenehm sein, wenn das kleine Mädchen, das im sommerlichen Garten ein Stück Kuchen zum Munde führt, darauf eine Biene als ungebetenen Mitesser entdeckt. Aber die Honigbiene ist mit solchem Eifer bei der Arbeit, daß sie sich keine Zeit läßt, zwischen mein und dein zu unterscheiden. Und das mag zu ihrer Entschuldigung dienen, bis Professor Watson von der chemischen Gesellschaft in Rochester — ihr endgültig den Stachel genommen haben wird. Dieser tüchtige Gelehrte ist nämlich dabei, durch Kreuzung verschiedener Bienenarten eine stachellose Biene zu züchten, die seiner Meinung nach weniger „wild" sein würde, dafür aber eine größere Honiglast tragen könnte. Noch andere vortreffliche Eigenschaften wird diese neue Biene haben. Sie wird auch bei niedrigen Temperaturen Honig einsammeln, nicht nur in der Sommerhitze. Sie wird eine längere Zunge haben, aber sonst an Schönheit „unsere Honigbiene" weit übertreffen. Durch Kreuzung von Königinnen mit Dronen hat Professor Watson Arbeitsbienen, Dronen und Königinnen gezüchtet, die so gut erzogen sind, daß man sie als Haustiere in der Wohnung halten kann. Ganz vollkommen sind die Geschöpfe allerdings noch nicht, aber auch die Rose ohne Dornen konnte ja nicht an einem Tage geschaffen werden.



Die Victoria regia blüht

Den Besuchern des Botanischen Gartens zu Berlin wird in einigen Tagen, voraussichtlich schon am Sonntag, eine Ueberraschung besonderer Art geboten. Die Königin der Wasserblumen, die Victoria regia, wird in den frühen Nachmittagsstunden ihre Blüten entfalten. Der Durchmesser der Blüten beträgt 30 bis 40 Zentimeter, während die Blätter einen Durchmesser von 1,50 bis 2 Meter haben. — Die Victoria regia stammt aus Südamerika und bedeckt die stillen Buchten der Ströme meilenweit. Unserer Seerose sehr ähnlich, übertrifft sie diese bedeutend an Größe. Ihre Blätter, die oft zwei Meter Durchmesser erreichen, haben eine so große Tragfähigkeit, daß ein Kind auf ihnen zu sitzen vermag. Die weiße Blüte erreicht etwa 40 cm im Durchmesser und strahlt einen äußerst starken, sehr angenehmen Duft aus. Am Morgen zieht sie sich unter Wasser zurück, worauf sich die Frucht mit etwa 300 maiskornähnlichen Samen, von den Eingeborenen daher Wassermais genannt, entwickelt. (Erich Zander, Archiv, K.)

NUMMER 38 DER 7. TAG JAHRGANG 6

Der größte Augenblick in Nürnberg

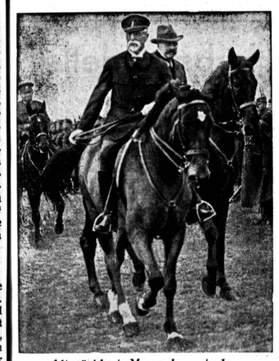
In seinem Wagen stehend, nimmt der Führer den Vorbeimarsch der Kolonnen der SA., SS., des NSKK. und NSFK. ab. (Weltbild, Zander-K.)

Der grandiose Abschluß

des 9. Reichsparteitages in Nürnberg war der Tag der Wehrmacht. Hunderttausende verfolgten auf der festlich geschmückten Zeppelinwiese das wunderbare militärische Schauspiel. — Infanterie geht durch Panzerwagen gedeckt vor. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

„Admiral Karpfanger auf großer Fahrt"

In diesen Tagen tritt das Schulschiff der Hamburg-Amerika-Linie, eine Viermastbark aus Stahl mit dem Namen des alten Hamburger Seehelden „Admiral Karpfanger", seine erste Fahrt an. Das Schiff dient der Ausbildung des nautischen Nachwuchses seiner Reederei. Ziel der ersten Schulreise ist Australien. (Weltbild, Zander-K.)



Altpräsident Masaryk gestorben

Am 14. September starb im Alter von 87 Jahren an einer Lungenentzündung der Altpräsident der Tschechoslowakischen Republik, Thomas Masaryk. — Unser Bild zeigt den Altpräsidenten zu Pferde anläßlich einer Truppenschau zur Zehnjahresfeier der Tschechoslowakischen Republik. (Erich Zander, Archiv, K.)

Der Unruhestifter

Litwinow-Finkelstein, Torpedour . . . Provokateur . . . und Diplomat — alles in einer Person. Zufrieden lächelnd geht er durch die Straßen von Nyon. Wenn auch seine Forderungen abgelehnt wurden, so gelang es ihm doch, die Friedensbestrebungen der europäischen Mächte wieder einmal beträchtlich ins Wanken zu bringen. (Presse Hoffmann, Zander-K.)

Hohe Gäste bei den deutschen Manövern

Der Oberbefehlshaber der Wehrmacht, Generalfeldmarschall von Blomberg, hat in Erwiderung der in diesem Jahre in Großbritannien, Italien und Ungarn genossenen Gastfreundschaft führende militärische Persönlichkeiten dieser Staaten zur Teilnahme an den Wehrmachtsmanövern, die in diesem Monat in Mecklenburg und Pommern stattfinden, eingeladen. Der Einladung werden u. a. folgende hohe Offiziere Folge leisten:

Der ungarische Honvedminister General der Infanterie Roeder (Weltbild, Archiv, Zander K.)

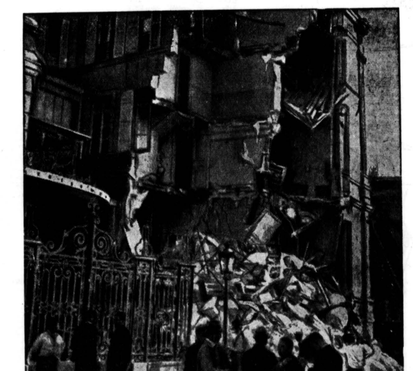
Der Chef des Generalstabs der Italienischen Kriegsmarine General Valle (Erich Zander, Archiv, K.)

Der Chef des englischen Generalstabs Marschall Badoglio (Erich Zander, Archiv, K.)

Der Chef des englischen Generalstabs Feldmarschall Sir Cyrill Deverell (Erich Zander, Archiv, K.)

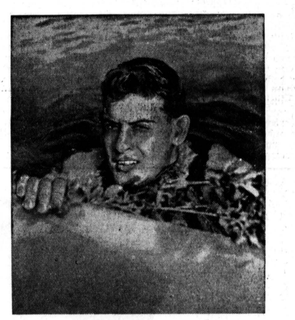
Zur Jugoslawien-Bulgarien-Fahrt des NSKK.

Am 18. September wird Korpsführer Hühnlein die von ihm ins Leben gerufene und angeführte Freundschaftsfahrt von 30 deutschen Kraftwagen des NSKK. in den Südosten Europas beginnen. — Der Grundgedanke der Veranstaltung ist, die starken politischen und wirtschaftlichen Beziehungen, die uns mit Jugoslawien und Bulgarien verbinden, zu vertiefen. Zudem ist damit zu rechnen, daß die Fahrt einen neuen, glänzenden Querschnitt durch die Leistungen der deutschen Automobilindustrie darstellen wird, da alle deutschen Fabrikate und Typen vertreten sind. Die Fahrzeuge werden von erfolgreichen deutschen Renn- und Langstreckenfahrern und auch deutschen Motorradmeistern gesteuert. Vom Start in Berchtesgaden bis zum Ziel in München wird eine Strecke von 3500 Kilometer abgefahren werden müssen. (Kartendienst, E. Zander-K.)



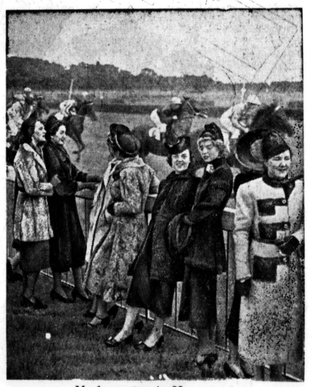
Der terroristische Bombenanschlag in Paris

Das durch einen Sprengstoffanschlag von Terroristen zerstörte Gebäude des französischen Allgemeinen Arbeitgeberverbandes in der Rue Presbourg in Paris. Unter den Trümmern liegen zwei Polizeibeamte begraben. (Weltbild, Zander-K.)



Arne Borgs 1500-Meter-Rekord geschlagen

Bei den Schwimm-Meisterschaften von USA im 50-Yards-Bad von Chikago soll es dem amerikanischen Meister R. Flanagan gelungen sein, dem seit zehn Jahren bestehenden 1500-Meter-Kraul-Rekord von Arne Borg das Lebenslicht auszublasen. Flanagan bewältigte die Strecke in 18:18,2 und verbesserte damit die alte Marke des Schweden von 19:07,2 um volle 49 Sekunden. (Pressephoto, Zander-K.)



Moderenntag in Hoppegarten

Unter dem Protektorat des Deutschen Modeinstitutes (Leitung: Hela Strehl) fand auf der Rennbahn zu Hoppegarten bei Berlin der Tag der Herbstmodenschau statt. Die neuesten Modelle der Herbstmode verschiedener großer Modehäuser wurden vorgeführt. (Atlantik, Zander-K.)

Welt der Frau

Man muß auch allein sein können . . .

Manche Menschen können es nicht ertragen, allein zu sein. Sie haben geradezu Angst davor, sich selbst überlassen zu bleiben und können gar nichts mit sich anfangen. Sie bedenken nicht, ein wie schlechtes Zeichen es für sie ist, daß sie sich in ihrer eigenen Gesellschaft langweilen. Denn anders ist diese Furcht vor der Einsamkeit nicht zu erklären.

Wer dazu neigt, immer Gesellschaft zu suchen und jede einsame Stunde zu meiden, sollte sich einmal bemühen, etliche Stunden für sich zu bleiben und sich auf irgend eine Weise zu beschäftigen oder auch nichts zu tun und nur den eigenen Gedanken nachzuhängen. Denn das Alleinsein ist ab und zu unbedingt erforderlich zur Sammlung und Wiederherstellung des inneren Gleichgewichts. So vieles dringt im Lauf der Tage auf uns ein, so manche Eindrücke kommen zu uns, ohne daß wir imstande wären, sie richtig zu verarbeiten, deshalb gehen wir über sie hinweg, schalten sie aus und vergessen sie. Wir bedenken nicht, daß wir uns dadurch ärmer machen.

In den modernen Stadtwohnungen ist sehr oft der Raum so beschränkt, daß die einzelnen Familienglieder auch bei gutem Willen nicht recht die Möglichkeit haben, allein zu sein. Das ist unbedingt ein großer Fehler. Denn jeder Mensch sollte, wenn er das Verlangen danach fühlt, auch die Möglichkeit haben, einige Stunden ungestört zu sein, sei es, um seinen Gedanken nachzuhängen, sei es, um zu lesen, zu schreiben oder auch zu schlafen. Der Schlaf aber wird oft dadurch gestört, daß die Häuser so leicht gebaut sind, daß man jedes Geräusch durch alle Wände hört und die Nachbarn nicht die genügende Rücksicht aufeinander nehmen. Ein typischer Fall trug sich im Vorort einer Großstadt zu. Der im Erdgeschoß wohnende Hauswart stellte seinen Radioapparat mit solcher Tonstärke ein, daß man in der Wohnung darüber jeden Ton hörte und jedes Wort verstehen konnte. Auch ließ er ihn unbekümmert bei geöffneten Fenstern und Türen spielen, und ohne von irgendwelcher Stelle abends früh, so lange der Apparat irgendwelche Töne von sich geben wollte. In der Wohnung darüber wohnte ein Mann, der einerseits leidend, anderseits aber mit nächtigen, d. h. Denkarbeiten beschäftigt war. Nachdem er die ruhestörenden und unaufhörlichen Geräusche jahrelang, wenn auch stöhnend, so doch wortlos ertragen hatte, bat er eines Tages den Hauswart, den Radio-Apparat auf Zimmer-Lautstärke einzustellen. Der Hauswart schnappte hörbar ein und stellte den Apparat überhaupt ab. Nach einigen Tagen aber machte er andern Hausgenossen gegenüber seiner Empörung Luft: „Warum die Leute keinen Lärm vertragen können, müssen sie sich allein ein Haus bauen". Schade, daß niemand zur Stelle war, der diesem Unverständigen klar gemacht hätte, daß genau das Umgekehrte der Fall hätte sein müssen: nur wer sich nicht daran gewöhnen kann, auf andere Rücksicht zu nehmen, müßte allein in einem Hause wohnen, denn eine Hausgemeinschaft erfordert nun einmal, daß einer nicht unbedingt das tut, was ihm Spaß und Freude macht, sondern daß er auch ein wenig an den Hausgenossen denkt. Wo sollte es hinkommen, wenn jeder einzelne so laut schreien und lärmen würde, wie er nur irgend kann? Wie schädlich der ständige Lärm für unsere Nerven ist, kommt uns meist gar nicht zum Bewußtsein, aber wir bekommen eine Ahnung davon, wenn wir dann in die Stille versetzt werden und fühlen, wie wohltuend sie für uns ist. In gleichem Sinne wirkt auch die Einsamkeit günstig auf Nerven und Seele ein. Wir sollten uns nicht soviel Mühe geben, jede freie Stunde irgendwie „auszufüllen", durch Vergnügungen und Zerstreuungen der verschiedenen Art, sondern wir sollten uns Muße gönnen, die für unsere Seele ebenso wichtig ist wie die Vitamine für unsern Körper. Wir brauchen ein Zu-uns-selber-Finden so nötig wie Sonne und Schlaf.

E. O.

Wie entgehen wir dem Herbstschnupfen?

Etwas Vorsicht in der Uebergangszeit!

Von H. Hansen

Trotz allen Sonnenscheins — das Nahen des Herbstes läßt sich nicht mehr verleugnen. Er überfällt uns heimtückisch, nachdem wir am strahlenden Mittag leicht angezogen fortgingen, wenn wir nun am kühlen, nebligen Abend leicht schaudernd vor Frösteln heimkehren. Ein leichtes Kribeln in der Nase, ein Juckreiz in den Augen — aha, der Herbstschnupfen ist im Anzug. Wir sind allmählich geneigt, das als Schicksal hinzunehmen und sorgen für ein Paket Papiertaschentücher.

Warum gehen wir uns nicht mehr Mühe, dem alten Uebel zu entgehen? Warum revoltieren wir nicht gegen den Schnupfen der Uebergangszeit? Mittel genug haben wir an der Hand. Sehen wir sie uns einmal an!

Da ist für diejenigen, die erste Schnupfenzeichen mit Kennermiene spüren, das probate Mittel des alten Geheimrat Bier: einen Tropfen Jod in einem Glase Wasser einzunehmen. Hat es uns aber schon gründlicher erwischt, so atmen wir unter einem dicken Badetuch heiße Kamillendämpfe ein, decken uns samt dem Gesicht seit zu und bleiben schön im Zimmer. Sind wir aber noch verschont geblieben, dann beachten wir allerlei vorbeugende Maßnahmen in unserer Kleidung . . .

Ein halbes Jahr liegt vor uns, in dem wir winterlich gekleidet gehen werden. Erfreuen wir uns also ruhig noch der leichten Jäckchen, der Kostüme, der Mantelkleider, solange es geht. Wenn wir uns in acht nehmen, brauchen wir uns trotzdem nicht zu erkälten. Wissen wir, daß wir nach Sonnenuntergang heimkehren werden, so sorgen wir im Voraus für etwas Wärmendes zum Ueberziehen. Unter den Jäckchen kann dann eins der flauschigen wollenen Unterziehjäckchen noch seinen Platz finden, ein luftig-wollener Schal schützt den Hals, der Fuchs vervollständigt das Mantelkleid recht warmend. Es kann auch nicht schaden, ein behagliches Stück Unterwäsche zu tragen. Wir bevorzugen eine wärmere Strumpfsorte, tragen wieder den Hut, ziehen Handschuhe an. Auf keinen Fall aber entwöhnen wir uns der frischen Luft, sonst werden wir doppelt leicht anfällig. Wir bedenken ferner fünf Minuten Gymnastik des morgens beim offenen Fenster bei, wir lassen es auch des nachts offen — bei Nebel allerdings nur in einem Spalt. Die Abhärtung in dieser Uebergangszeit ist oft entscheidend für unser gesundheitliches Befinden in allen weiteren kalten Monaten.

Wir bedenken auch, daß man sich gern einmal nasse Füße holen darf, daß man aber bei schnellster Gelegenheit für trockene Strümpfe und Schuhe zu sorgen hat. Wissen wir ihn Regen und Oktwind nicht plaudernd an den Straßenecken stehen oder stellen uns in zugigen Straßen nicht stundenlang vor die Schaufenster. Es schadet nichts, wenn wir einmal frieren. Dauert dieser Zustand der Wärmeentziehung aber längere Zeit an, womöglich noch bei mangelnder Bewegung, dann ist der Boden für den Schnupfen gut vorbereitet. Meiden wir längere Zeit in einem kalten Zimmer aufhringen, dann erinnern wir uns, daß eine Tasse heißer Tee starke Erwärmungsmöglichkeiten bietet. Aber sich bezeichnenderweise scheut, seinen Ofen schon im September in Betrieb zu nehmen, achte darauf, daß der Aufenthaltsraum wenigstens nicht zugluft wird, indem ein Teppich oder eine Matte mit mehreren untergelegten Lagen von altem Zeitungspapier die Fenster schützt. Dürfte sind in dieser Zeit auch die Klagen über kalte Füße vor dem Einschlafen. Ein kaltes Fußbad kann hier Abhilfe schaffen, auch eine Wärmflasche im Bett kann nicht schaden.

Kinder vertragen in dieser Zeit beim Spielen draußen recht gut einen Trainingsanzug, um den Körper zu Lasten Luft zu schützen. Da sie sich unbedenklich auf nasses Gras und kalte Steine zu setzen pflegen, — was nützt alle Ermahnung! — achte die Mutter darauf, durch warme Bekleidung der Sitzfläche einer Verkühlung vorzubeugen.

Die Tomate - als Tagesgericht und Einmachgut

Pikant, wie sie aussieht, wünscht die Tomate auch behandelt zu werden. So erscheint sie auf der Rohkostplatte gern mit leckerer Füllung: Beliebiger Fleisch-, Fisch- oder Gemüsesalat, angemacht mit Quargmayonnaise.

Herren lieben besonders die warme Käsefüllung, die verschieden bereitet werden kann. Etwa so: Gewichte Brötchen, Reibkäse, nach Bedarf Butter, gewiegte Zwiebeln und Petersilie, Ei und Salz werden gut gemischt und abgeschmeckt in die ausgehöhlten und wenig gesalzenen Tomaten gefüllt. Dicht an dicht im Ofen überbacken oder im Schmortiegel weich dünsten.

In der Pilzzeit eignen sich fein geschnittene Pfefferlinge gut als Füllsel, man kann auch Fleisch- oder Schinkenhackfel darunter mischen oder — wenn es schnell gehen soll — in die ausgehöhlten Tomaten ein kleines Ei schlagen und beides dünsten, bis das Ei gesteift ist.

Die Tomate ist so recht die Allerwelts-hilfe für die Hausfrau. Durch ihre Zutaten hilft sie manchen Resteessen auf und verlängern den Speisezettel durch eine schöne runde Vorsuppe. Da sie mit allen Molkerei- und Mehlprodukten auf gutem Fuße steht, ist jegliche Verbindung ein Treffer. Makkaroni, Nudeln, Reis, Haferflocken helfen bei den warmen Gerichten; Quarg, Rührei, Eierkuchen für die leichtere Abendplatte. Dazu läßt sich der mit Kümmel der Schnittlauch angemachte, fein durchgerührte und passierte Hausmacht gelassene Quarg als Brotaufstrich verwerten, der Tomatenscheiben mit gewieteten Schalotten trägt. Rührei erhält schuppenförmig garnierte Tomatenscheiben oder die im ganzen gegarten als Umrahmung.

Die Tomate als Einmachgut richtet sich nach dem zweckmäßigen Einkauf. Je nachdem ob gut schnittfeste oder weiche Früchte zur Verfügung stehen, werden sie ganz eingemacht oder zu Mus oder Saft verarbeitet. Gleichmäßig reife, feste Tomaten werden sauber gewaschen, von der grünen Stelle am Stielansatz befreit und mit einem angeblpitzten Hölzchen rundherum eingestochen. Dann legt man sie portionsweise in heiße Gläser oder Dosen, bedeckt sie mit Salzwasser. Man rechnet etwa 10 g Salz auf 1 Liter Wasser. Man sterilisiert 20 Minuten auf 80 Grad. Man muß aber ganz besonders darauf achten, daß sie sehr langsam zum Kochen kommen und nicht stark kochen, weil sonst die Tomaten nach oben steigen oder sogar platzen.

Die grünen Früchte, die im Frühherbst nicht mehr ihre volle, saftig rote Farbe und Reife erlangt haben, werden ungetrennterweise von vielen Hausfrauen mißachtet, ergeben aber für den Feinschmecker eine Leckerei, die — einmal probiert — stets wieder geschätzt wird. Sie werden ähnlich wie Pflaumen oder Kürbis, in einer Essig-Zuckerlösung eingekocht und im Winter als aparter Kompott oder Beigabe zu seinem Braten gereicht.

Ch. H.

Handgearbeitete neue Herbstmodelle

K 04511. Das Kleid mit weißer Garnitur wird in einem einfachen Grundmuster aus dunkelblauem, feldgrauem mittelstarken Wollgarn gehäkelt. Bunter Bezer-Schnitt 18 für 92 cm Oberweite erhältlich.

Pl. 014. Aus grünen mittelstarken Wollgarn wird die Jacke in einem plastischen Schrägstreifenmuster in neuer Aufteilung gestrickt. Bunter Bezer-Schn. f. 96, 104 cm Obw.

Pl. 016. Gestrickte dunkelbraune Weste mit eingearbeiteten malvgelben Punkten. Die Farben können auch umgekehrt: hell — dunkel gewählt werden. Bunter Bezer-Schnitt für 92 und 100 cm Oberweite erhältlich.

Pl. 021. Einfarbig gestrickter Pullover mit einfachem Grundmuster. Bunter Bezer-Schn. f. 92 u. 100 cm Oberw.

Pl. 023. Gehäkelter Pullover mit eingearbeitetem Blütenmuster am Vorderteil und an den Ärmeln. Der Pullover kann einfarbig hell oder dunkel gearbeitet werden. Bunter Bezer-Schnitt für 92 und 100 cm Oberweite erh.

Zeichnung: Bezer-Atelier

Stanley KLÄRT DEN FALL

Kriminalroman von Hanns Stehle

4. Fortsetzung

„Ich ersuche Sie, sachlich zu antworten," rügte Herr von Karczag streng. Manieren wie sie dieser Madras an sich hatte, waren ihm unsympathisch. „Mit wem haben Sie sich auf der Fahrt unterhalten, außer Ihrem Freund, dem Japaner?"

„Ich bin auf Reisen gesprächig. Ich habe mit verschiedenen Leuten geredet, die ich aus dem einfachen Grund nicht anführen kann, weil ich sie nicht kenne."

„Aber Fräulein Wendland haben Sie kennen gelernt?"

Madras verzog sein Gesicht und zeigte seine edigen Zähne.

„Allerdings. Es war mir ein Vergnügen . . ."

„Bitte, unterlassen Sie Bemerkungen, die nicht zur Sache gehören. — Wie haben Sie ihre Bekanntschaft gemacht?"

„Das wird die Dame doch bereits selber angegeben haben."

„Ich habe sie gefragt!"

„Gut, ich sah sie gestern zum erstenmal."

„Im Zug?"

„Jawohl."

„Und — wie sind Sie bekannt geworden?"

„Nun, Herr Richter — wie entstehen schon Bekanntschaften?! Man sieht sich, Blicke fliegen hin und her, bei irgendeiner Gelegenheit kommt man ins Gespräch."

„Und welche Gelegenheit war das in diesem Fall?"

„Mein Gott, geht das nicht etwas zu weit? Ich stieß mit Fräulein Wendland im Gang zusammen, als sie gerade den Schlafwagen betreten wollte."

„Wann?"

„Gestern abend — neun oder zehn Uhr vielleicht. Ich sprach einige Worte mit ihr und schlug ihr vor, sich ein wenig zu mir in ein freies Abteil zu setzen."

„Wozu?"

„Um zu plaudern natürlich. Wozu dachten Sie denn?"

„Ich verbitte mir diese anmaßenden Antworten! — Das Fräulein war daraufhin also mit Ihnen zusammen?"

„Jawohl. Sie hatte kurz im Schlafwagen zu tun und kam dann zu mir."

„Und wie lange sprachen Sie mit ihr?"

„Eine Stunde etwa. Dann verabschiedete ich mich und begab mich in mein Schlafabteil."

„Stimmt das?"

„Mein Kollege kann es bezeugen."

„Stimmt," bestätigte der Japaner ungefragt. „Ich war schon im Schlafcoupé seit neun Uhr. Herr Madras kam um elf. Ich sah die Uhr. Punkt elf."

„Und Sie gingen auch nicht mehr weg?"

„Aber wozu denn? Ich legte mich hin und schlief," antwortete Madras ungeduldig, und der Japaner nickte wiederum bestätigend.

„Fräulein Wendland berichtet —" Der Richter legte eine Kunstpause ein — „Sie hätten ihr etwas prophezeit."

„Prophezeit?

„Ja, irgendein schreckliches Ereignis . . ."

Madras zögerte. Seine Augen wurden klein und lauernd. „Da hat sie sich wohl verhört. Ich sprach allgemein über das Leben, trieb ein wenig Philosophie — jeden kann heute oder morgen ein Schicksalschlag treffen, sagte ich — nicht mehr und nicht weniger. Sie als nüchterner Beamte werden doch nicht glauben, daß man in die Zukunft schauen kann . . ." Er entblößte wieder seine edigen Zähne.

„Wir werden ja sehen," schloß Herr von Karczag und hielt dem stechenden Blick des andern stand. „Sie sind vorläufig entlassen, ebenso Ihr Kollege, müssen sich aber zur Verfügung des Gerichts halten und dürfen Budapest unter keinen Umständen verlassen."

„Können wir auch nicht; wir haben Kontrakt bis Ende des Monats."

„Wo werden Sie wohnen?"

„Hotel Astoria."

„Gut. — Noch eine Frage: Haben Sie heute früh den Amerikaner nicht bemerkt, der den Zug heimlich verlassen hat?"

„Bedauere," erwiderte Madras kurz; er wandte sich zum Gehen, wurde aber, zusammen mit dem Japaner, von Szalk zur Abnahme der Fingerabdrücke zurückgehalten. Dann gingen beide wortlos hinaus.

Die Beamten erhoben sich, unwillkürlich aufatmend. Ein anstrengender Vormittag und ein angebrochener Nachmittag lag hinter ihnen. Die Luft war dumpf und schlecht. Im Gehen wandte sich Sopron an Herrn von Karczag und sagte halblaut:

„Das von der unbezahlten Rechnung in meiner Rocktasche hat gestimmt. Ich wette, der Kerl könnte sagen, wo sich der Amerikaner befindet."

*

Die Administration der „Neuen Vester Chronik" lag in der Rakoczy ut, ein ansehnliches Gebäude, das in der Stilart an Newyork erinnerte. Die innere Ausstattung der Büros und Expeditionsräume war nüchtern und zweckmäßig — helle, luftige Zimmer, breite Fenster, einfache Stahlrohrmöbel. Auch das Tempo in diesen Mauern schien, vor allem an diesem Nachmittag, amerikanisch: Türen fielen ins Schloß, Boys und Angestellte huschten hin und her. Im geräumigen Hauptkontor stand der Leiter des Office, aufgeregt telephonierend, vor sich einen Berg von Zeitungen und Papieren, in denen er mit der einen Hand suchte. Er brachte sie nur noch mehr durcheinander.

Er war ein hagerer Mann, dieser Herr Béla Bratt, hagere Beine und Arme, hager die Hände, hager der lange Hals, hager das gebräunte Gesicht. Er trug einen kaffeebraunen Anzug, der ihm — wenn auch modern im Schnitt — zu weit war.

Das Telephongespräch nahm immer lebhaftere Formen an, er schrie jetzt förmlich ins Trichter und fuchtelte mit dem linken Arm in der Luft, während vor ihm klein ein bebrilltes Männchen saß, das aufmerksam zu ihm aufschaute: sein Sekretär Géza.

Endlich warf Bratt den Hörer auf die Gabel, atmete tief, fuhr durch den schwarzen Haarwald und sagte mit lauter Stimme:

„Es ist entsetzlich. Nirgends ist unser Chef zu finden. — Dabei habe ich die Bestätigung, daß er gestern früh mit dem Expreß von Rom abgereist ist."

„Aber nicht angekommen."

„Das ist es ja, ich bin außer mir, ich kann es nicht fassen, Géza! Für morgen abend ist das große Bankett vorbereitet, Mr. Stanley zu Ehren. Der Gesellschaftssaal im Hungaria ist gemietet. Alle Einladungen sind verschickt, große Leute haben ihr Erscheinen zugesagt. Es gilt das Ansehen der Zeitung — der besten Zeitung der Welt, Géza! Man stelle sich das vor: der Mann, der hier also mit Pomp auftreten sollte, ist wie vom Erdboden verschluckt."

„Was sagt die Polizei?"

„Verschanzt sich hinter Ausflüchten. Zwei Detektiven seien Details aus dem Weg zu uns — es muß etwas vorgefallen sein ich kann mir nicht helfen."

„Sollte Mr. Stanley uns etwa einen Streich spielen?"

„Unsinn. Stanley ist pünktlich wie die Uhr. Er verspätet sich nie. Eher fiele die Welt ein, und darum, Géza, fürchte ich, daß etwas nicht stimmt."

In diesem Augenblick meldete der Boy die Kriminalinspektoren Szalk und Gnör, die gleich darauf eintraten, sich kurz verbeugten und unaufgefordert in zwei bereitstehenden Klubsesseln, den beiden einzigen gemütlichen und bequemen Ausstattungsstücken des nüchternen Raumes, Platz nahmen.

„Sind Sie hier zuständig?" fragte Gnör und wandte sich an Bratt, der würdevoll dastand und keine Miene machte, sich zu setzen.

„Allerdings," sagte Bratt. „Sie sehen in mir den Hauptschriftleiter der „Chronik", den direkten Beauftragten und gleichzeitig den Budapester Korrespondenten unseres verehrten Chefs, Mr. William T. Stanley . . ."

„Ganz recht. Gerade wegen Mr. Stanley sind wir hier . . ."

Bratt trat einen Schritt vor. „Sprechen Sie — wo ist der Chef? Ich bin in größter Sorge um ihn; sicher haben Sie gelesen, daß morgen zu seinen Ehren ein Bankett angesetzt ist . . ."

Gnör winkte ab. „Das ist nebensächlich. Wichtiger ist folgendes: Im Schlafwagen, in dem er fuhr, ist jemand ermordet worden. Die Tat wurde heute morgen entdeckt. Nicht viel später zog einer der Gäste die Notbremse, und kurz danach war Mr. Stanley verschwunden; vermutlich ist er durch das Fenster entflohen. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß er sich dadurch sehr verdächtig gemacht hat."

„Großer Gott!" — Bratt zitterte, er faßte sich dann aber rasch und fragte:

„Sie wollen doch nicht etwa behaupten, daß Mr. Stanley, einer der größten Zeitungsverleger der Welt, ein Mörder ist?"

„Ich habe lediglich auf Grund einiger Tatsachen behauptet, daß er sich verdächtig gemacht hat, sehr verdächtig sogar."

„Unmöglich!" Bratt fuchtelte mit beiden Armen. „Völlig unmöglich, Herr, seien Sie dessen versichert! Sie sagen, er sei entflohen, beute morgen, auf offener Strecke — das gibt es doch nicht, da wäre er doch gesehen worden . . ."

„Nun", griff Inspektor Szalk ein, „die Flucht ist ihm trotzdem geglückt. Es war eine waldige Gegend. Ein paar Sprünge, und er stand hinter dichtem Gebüsch."

„Und sein Gepäck?"

„Hat er zurücklassen."

„Wer ist denn nun eigentlich ermordet worden?"

„Ich wundere mich, daß die Presse nicht besser unterrichtet ist, das erscheint mir geradezu auffällig — ich . . ."

Szalk wurde unterbrochen, da im selben Augenblick plötzlich die Tür aufgerissen wurde, ein Mensch hereinstürzte, ohne die Inspektoren zu beachten, und herausprudelte: „Große Sensation — Raubmord im Nachtexpreß — Bankier Torcello von unbekannter Hand ermordet — große Gelder entwendet — zwei Personen bereits verhaftet — Mr. Stanley verschwunden — hier genauer Bericht über den Verlauf der ersten Verhöre — alles druckreif für die Abendausgabe."

Der Reporter warf ein Bündel Papiere auf den Tisch, wischte sich den Schweiß von der Stirn, wandte sich um und bemerkte erst jetzt die beiden Beamten.

„Reporter Bodaki," stellte ihn Bratt vor und setzte hinzu: „Na also, nun wundern Sie sich wohl nicht mehr — jetzt haben wir ja den Bericht."

„War auch höchste Zeit", äußerte Szalk, „man hätte sonst vermuten können . . ."

„Mit Ihren Vermutungen sind Sie tatsächlich auf dem Holzweg! Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ein so reicher Mann wie Stanley, ein vielfacher Millionär, Herr — daß der einen reisenden Bankier beraubt! Das ist ja absurd!"

„Nur nicht so voreilig! Man hat schon andere Dinge als absurd bezeichnet, die hinterher doch der Wirklichkeit entsprachen. Außerdem braucht das Motiv ja nicht Habsucht gewesen zu sein — es gibt da noch andere Beweggründe — persönliche — Haß zum Beispiel . . ."

„Man merkt Ihnen an, daß Sie unseren Chef nicht kennen. Sonst würden Sie ihn einer solchen Tat für unfähig halten!"

„Man täuscht sich nicht selten im Leben. Wir von der Polizei haben schon ganz andere Sachen erlebt. Ist Mr. Stanley verheiratet?"

„Nein."

„Wie stand er zu Frauen?"

„Was soll das bedeuten?" fragte Bratt überrascht. „Das Privatleben meines Chefs geht doch mich nichts an. Wie sollte ich also darüber Auskunft geben können?"

„Nun, derartige Angaben wären uns von hohem Nutzen gewesen. Können Sie übrigens beschwören, daß sich Mr. Stanley nicht hier im Hause befindet?"

„Wie? Was?" Bratt sank vor Ueberraschung auf einen Stuhl. „Das ist ja eine verrückte Idee . . ."

„Gar nicht so verrückt, wie Ihnen das vorkommt. Die Vermutung liegt sogar sehr nahe, daß sich Stanley hierher flüchtete, verstehen Sie! — Alles schon dagewesen!"

„Das ist ausgeschlossen, das hätte ich doch bemerken müssen . . ."

„Vielleicht stecken Sie mit ihm unter einer Decke? Sie als Angestellter glauben vielleicht keine andere Wahl zu haben. Das wäre durchaus verständlich. Wir müssen leider auf eine Haussuchung bestehen!"

„Sie, hören Sie . . . Sie . . .!" Bratt schrie vor Wut. „Sie können hier suchen und schnüffeln, solange Sie wollen, das ist mir gleichgültig. Aber merken Sie sich, was ich Ihnen jetzt sage: Mr. Stanley ist kein Hochstapler, er ist selber das Opfer eines Verbrechens geworden! Begreifen Sie denn nicht? Die Leute, die den Bankier ermordet haben, die haben auch auf den reichen Mr. Stanley einen Anschlag verübt. Diese Beute war noch lohnender. Man hat ihn beiseite geschafft, jawohl, das liegt ja auf der Hand. Nur die Polizei, die kommt natürlich nicht darauf. Wahrscheinlich wird er irgendwo gefangen gehalten, und man versucht, ihn zu erpressen, falls er überhaupt noch lebt . . ."

Die Inspektoren waren aufgestanden, Bratt schien Eindruck auf sie zu machen.

„Es ist so, verlassen Sie sich drauf!" sagte Bratt. „Stellen Sie sofort Nachforschungen nach Mr. Stanley an! Setzen Sie Himmel und Hölle in Bewegung!"

„Der Fahndungsdienst hat bereits eingesetzt. Steckbriefe wurden ebenfalls erlassen."

„Auch gut — ob Sie ihn für verdächtig halten oder nicht — Hauptsache, daß man ihn sucht. Ich werde auch mein möglichstes tun."

Minuten später meldete der Telegraph, sandte Funktelegramme nach allen Richtungen, über den Atlantik. Die Rotationsmaschinen der „New World Times" und der „Neuen Vester Chronik" schienen Tag und Nacht zu rasen.

Mord! Verbrechen im Nachtexpreß! Zwei Personen bereits verhaftet! Mr. Stanley, der große Zeitungsverleger, spurlos verschwunden! Die Welt steht vor einem Rätsel!

*

Dr. Zorn konnte sich nicht mehr. Er hatte Dagmar zum letztenmal gesehen, als sie am Abend zuvor von ihm gegangen war, um die Marchesa aufzusuchen. „Ich bin bald zurück" — ihre Worte und die freundliche, gute Stimme klangen ihm noch im Ohr —, er sah sie vor sich, ihr blondes Haar, das blasse Gesicht mit den großen Augen.

Sie war nicht mehr zurückgekehrt, er zerbrach sich darüber den Kopf, suchte und erfand Möglichkeiten, nahm schließlich an, die Marchesa habe sie bei sich im Schlafwagen behalten. Er wurde fast traurig darüber. Fremden hatten bis jetzt in seinem Leben kaum eine Rolle gespielt. Nun hatte er sein Studium in Rom abgebrochen und sich von heute auf morgen entschlossen, es in Budapest fortzusetzen, eine weite Reise zu unternehmen, die in seinem Programm gar nicht vorgesehen war. Und an allem — darüber pad es gar keinen Zweifel — trug Dagmar die Schuld. Weiß Gott Rom verließ, ging er mit.

Eintönig und ewig gleichmäßig tönte das Rollen der Räder. Er schloß die Augen, dämmerte vor sich hin, geriet ins Träumen, Phantasiegebilde tauchten auf: Luftschlösser, schöne Gegenden, hohe Berge, blaue Seen — und immer und überall war Dagmar dabei. Sie schritt dahin, gazellenschlank, im dünnen Seidenkleid, plötzlich blieb sie stehen, wandte sich ihm zu, strich mit den Händen über sein Gesicht — näherte ihren Mund dem seinen, deutlich sah er ihre Lippen, die ein wenig geöffnet waren und feucht.

Dr. Zorn schrak auf. Der angebrochene Tag blendete ihn. Er hatte geschlafen. Es konnte nicht mehr weit sein bis Budapest, und noch immer erfüllte Dagmar ihn nicht. Er konnte sich das nicht erklären, trat schließlich auf den Gang, hielt Umschau, ging weiter und wollte sich nun im Schlafwagen nach ihr erkundigen. Zu seiner Ueberraschung war der Zutritt zum Schlafwagen gesperrt. Es mußte irgend etwas geschehen sein. Mehrere Leute flüsterten aufgeregt, gaben aber auf seine Fragen keine Auskunft. Es blieb ihm nichts übrig, als wieder in sein Abteil zurückzukehren. Bei der Ankunft in Budapest, so tröstete er sich, würde er sie auf alle Fälle sehen; sie mußte doch noch ihr Gepäck holen, das war ja klar. Als der Expreß eine halbe Stunde später in den Südbahnhof einlief, wartete er indessen vergeblich auf Dagmar. Statt dessen erschien der Zugführer und verlangte zu wissen, ob hier das Gepäck eines Fräuleins mitgebracht sei.

Zorn deutete auf Dagmars Koffer und antwortete betreten:

„Ja, hier. — Ist etwas nicht in Ordnung?"

„Allerdings. Es ist etwas passiert. Die Dame ist verhaftet." Damit nahm der Beamte Dagmars Sachen an sich und ging hinaus, ohne auf Doktor Zorns erregte Fragen Antwort zu geben.

Der Dozent meinte, einen Schlag vor den Kopf erhalten zu haben. Dagmar verhaftet? Das gab es doch nicht. Hier mußte es sich um einen Irrtum handeln, um eine Verwechslung mit einer anderen Person . . . ja, aber nicht Dagmar . . . Er nahm seinen Koffer und stürzte hinaus, sah sich in dem Gewühl auf dem Bahnsteig um — — meinte da und dort Dagmar zu sehen, rief mehrmals ihren Namen — immer vergebens. Er sah sie nirgends, auch die Marchesa und den Oberst nicht — niemanden, den er hätte fragen können; er ging schließlich durch die Sperre, wartete, immer noch in leiser Hoffnung, sie würde kommen — gab es aber schließlich auf und eilte ins Amtszimmer des Bahnhofsvorstandes. Hier mußte er warten; niemand wollte ihn anhören; die Beamten waren erregt und beschäftigt, und lange Zeit verging, bis ihn der Vorsteher aufklärte:

„Es ist ein Mord geschehen im Schlafwagen. Alle Schlafwageninsassen sind aufgehalten worden."

„Und Fräulein Dagmar Wendland?"

„Sie meinen die Person, die im Schlafwagen angetroffen wurde? Nun, die ist sehr verdächtig, sie wird höherlich ins Gefängnis kommen."

„Das kann doch nicht sein" stammelte Doktor Zorn. „Bitte, führen Sie mich zu ihr! Ich bin ein guter Bekannter von ihr . . ."

„Ausgeschlossen! Sie können sie unmöglich sprechen. Wenn Sie genau Bescheid haben wollen, so rate ich Ihnen, heute nachmittag bei den Behörden vorzusprechen und sich dort zu erkundigen."

FRÜHE STUNDE

Die Bäume beugen regenschwere Aeste,
im Gras der Halm steht tropfenübersprüht,
es ist, als ob die sommermüde Erde
in einer Märchenpracht von Farben blüht.

Der Hollerbusch zeigt seine schwarze Beere,
in Ebereschen funkelt's wie Rubin,
lehmbraun geword'ne Zweige in den Eichen
und linnenbleiche Blätter im Jasmin.

Kein Amselschlag in regungslosen Kronen,
kein Falter flattert zu dem letzten Mohn,
das Morgens frühe Stunde gleicht der Harfe,
die unberührt und ohne Lied und Ton.

Verdämmerndes Gescheh'n? Natur im Sterben?
Das Jahr hat seine Schuldigkeit getan
und rüstet sich zum leisen Voneinscheiden.
Der Herbst zieht ein. Bereitet ihm die Bahn.

Braack.

Doktor Zorn stand wieder allein. Langsam verließ er den Raum, ging ins Freie, vendelte vor dem Bahnhof auf und ab. Er wollte warten, bis sie herauskäme. Und wenn es Stunden dauern sollte! Auf und ab ging er, immer dieselbe kurze Strecke, wie ein Wachposten, und behielt die Zugänge und Türen genau im Auge. Aber so aufmerksam er auch zu sein glaubte, die Marchesa und Oberst Rosso, die dicht an ihm vorbeigingen, übersah er, und von diesen hätte er doch wenigstens einige Aufklärungen erhalten können.

Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Eine so lange Zeit verstrich, daß er glaubte, sie käme überhaupt nicht oder wäre schon gegangen, und er hätte sie verpaßt. Endlich hielt ein geschlossener Wagen, der ihm auffiel, an einem Seitenausgang. Wenige Minuten später trat Dagmar, begleitet von zwei Beamten, aus der Tür. Sie fing seinen Blick auf, erwiderte ihn traurig und doch dankbar, schien ihm etwas zurufen zu wollen, wandte sich aber ab und stieg ein. Als er endlich den Wagen erreicht hatte, rollte er bereits davon, ohne daß es ihm gelungen wäre, mit ihr ein Wort zu wechseln. Hastig aß er etwas, rote dann zur Polizeipräfektur, zum Gericht. Wieder Warten, endloses Warten. Endlich wurde er von dem Untersuchungsrichter empfangen.

„Sie wollen zu der Mordsache Aussagen machen?"

„Nicht eigentlich." Doktor Zorn wich aus. „Ich bin mit Fräulein Wendland auf befreundet. Ich fuhr mit ihr im selben Zug, ich bin entsetzt, daß sie verhaftet worden ist."

„Ah, Sie sind der Herr, mit dem sie am Abend in einem Abteil zusammensaß?"

„Ja. Wir unterhielten uns bis gegen neun oder halb zehn Uhr. Dann verließ sie mich, um nach der Marchesa zu sehen, wo sie als Gesellschafterin . . ."

„Ich weiß."

„Sie wollte dann wieder zurückkommen."

„Kam aber nicht?"

„Ja, ich nahm an, sie sei bei der Marchesa geblieben."

„O nein, sie hat sich nur ganz kurze Zeit im Schlafwagen aufgehalten. Danach traf sie sich mit einem anderen Herrn."

Doktor Zorn errötete. „Wie meinen Sie das?"

„So, wie ich es sage. Auf dem Gang hat sie die Bekanntschaft eines Herrn gemacht, eines gewissen Madras. Mit diesem setzte sie sich in ein leeres Abteil."

„Das kann ich kaum glauben . . ."

„O doch, sie hat dies alles selbst eingestanden."

„Und, wie lange waren die — die beiden zusammen?"

„Bis 11 Uhr, der Aussage des Herrn nach. Er begab sich um diese Zeit in den Schlafwagen, und die Wendland blieb, wie sie angibt, allein zurück."

„Das verstehe ich nicht. Warum kam sie denn nicht mehr zurück zu mir? All ihre Sachen hatte sie doch dagelassen . . ."

„Das eben belastet sie auch sehr stark. Für die Zeit von 11 Uhr nachts bis zum anderen Morgen um sechs — da wurde sie am Tatort angetroffen — vermag sie ihr Alibi nicht nachzuweisen."

„Und Sie glauben . . . ?"

„Es ist sehr leicht möglich, daß sie nur deshalb nicht zu Ihnen ins Abteil ging, um ein bestimmtes Vorhaben auszuführen."

„Nämlich?"

„Heimlich in das Schlafwagenabteil des Bankiers Torcello zu schleichen. Er erwartete Besuch, das steht fest. Auf einem der Gläser, die Torcello sich kommen ließ, fanden sich überdies Fingerabdrücke von ihr."

„Das muß der Irrtum sein." Doktor Zorn schüttelte immer wieder den Kopf. „Ich kann da nicht mit, ich verstehe das ganz einfach nicht. Ich traue Fräulein Wendland niemals eine schlechte Tat zu — von einem Mord schon ganz zu schweigen! Das ist völlig ausgeschlossen."

„Sie sind wohl der Dame eingenommen" — der Richter lächelte ein wenig — „und daher befangen. Wenn Sie Ihre Vernunft zu Rate ziehen . . ."

„Ich brauche in diesem Falle keine Vernunfts- — und Verstandesgründe. Ich glaube an Fräulein Wendland . . ."

„Wie lange kennen Sie sie denn?"

„Seit vierzehn Tagen etwa."

„Eine kurze Zeit, Herr Doktor. Man braucht oft Jahre, bis man einen Menschen wirklich kennt."

„Manchmal genügt eine Stunde."

„Ich wünsche Ihnen, daß Sie keine Enttäuschung erleben. Aber ich vermag Ihnen wenig Hoffnung zu machen. Ist Ihnen auf der Reise an Fräulein Wendland nichts aufgefallen — eine gewisse Unruhe vielleicht, die auf solch ein geheimes Vorhaben schließen ließe?"

„Nein."

„Haben Sie auch nicht bemerkt, daß sie mit irgend jemand heimlich zusammenkam?"

„Auch nicht, Herr Richter. Ich kann nur meiner festen Ueberzeugung Ausdruck geben: Dagmar Wendland ist unschuldig." Doktor Zorn sagte diesen Satz so entschieden und feierlich, daß sich der Richter eines gewissen Eindrucks nicht erwehren konnte und in milderem Ton fortfuhr:

„Nun, Sie können sich auf uns verlassen. Hier geschieht niemand Unrecht. Alle Indizien werden auf das gewissenhafteste überprüft."

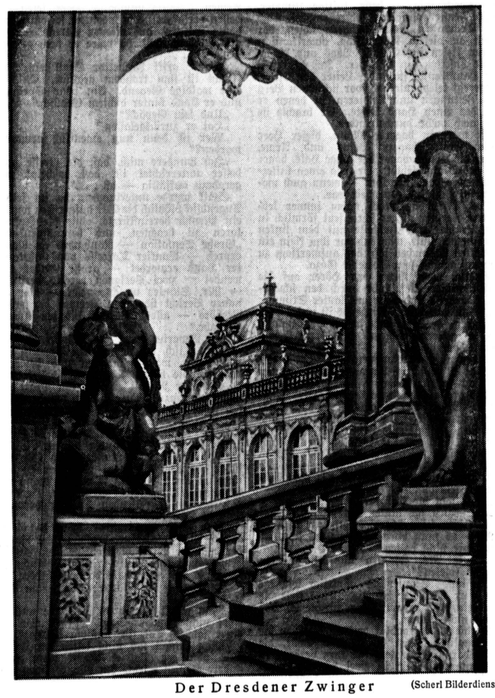
„Fräulein Wendland hat sich in der Tür geirrt — das ist möglich, sogar wahrscheinlich — warum glauben Sie ihr denn nicht?"

„Und das Glas mit den Fingerabdrücken?"

„Fragen Sie sie doch! Auch darüber wird sie Aufklärung geben können."

„Wir werden ja sehen. Was halten Sie übrigens von dem Amerikaner? Sie haben ihn doch auch kennen gelernt. Er ist auf ziemlich geheimnisvolle Weise verschwunden."

„Es fiel mir nichts Besonderes an ihm auf. Er sprach und benahm sich so, wie man sich einen hundertprozentigen Amerikaner vorstellt."



Der Dresdener Zwinger (Scherl Bilderdienst,

„Das wäre denn wohl alles. Haben Sie noch einen Wunsch?"

„Wäre es nicht zu ermöglichen, daß . . . daß ich Fräulein Wendland sprechen könnte?"

„Leider nicht, wenigstens vorläufig nicht. Damit müssen Sie sich schon abfinden."

„Und wie lange wird die Haft wohl dauern?"

„Das ist schwer zu sagen. Je nachdem der Fall geklärt wird — und ihre Schuld oder Unschuld sich herausstellt."

„Danke Ihnen." Doktor Zorn verbeugte sich, wandte sich zum Gehen, hielt aber nochmals inne und erkundigte sich:

„Die Frau Marchesa befindet sich wohl auf freiem Fuß?"

„Jawohl. Sie ist bereits in Ihrem Hotel."

„Vielen Dank." Der Doyent schritt hastig hinaus, begab sich in das nächste Restaurant und blätterte im Telephonbuch nach. Ließ sich mit der Nummer, die er nach längerer Zeit herausgefunden hatte, verbinden, sprach eine Weile. Dann fuhr er in einer Droschke davon.

*

„Ich möchte die Marchesa Grimani sprechen", verlangte eine junge Dame in der Halle des Grand Hotels Hungaria und fügte, da man ihren Wunsch nicht sofort erfüllte, hinzu: „Es ist sehr wichtig."

„Meinen Sie die Dame?" erkundigte sich der Direktor.

„Nein, aber ich muß unbedingt zu ihr."

„Das dürfte jetzt kaum gehen."

„Es muß gehen. Es ist sehr wichtig. Also bitte . . ."

Der Direktor zögerte, verfügte sich aber schließlich in die Telephonzelle, kehrte nach einigen Augenblicken zurück und sagte:

„Frau Marchesa läßt bitten!"

Die Fremde, in schickem Hütchen und hellblauem Kostüm, stieg in den Lift, fuhr zum ersten Stock, ließ sich vom Boy zu den Zimmern der Marchesa führen und trat, nachdem sie angeklopft hatte, ein.

Die Marchesa, noch etwas abgespannt von den Strapazen des Vormittags, erhob sich aus einem bequemen Sessel, bot der Fremden einen Stuhl und fragte:

„Was wünschen Sie von mir, bitte?"

„Ich habe von der Verhaftung Ihrer Gesellschafterin gehört, Frau Marchesa. Ein trauriger Fall, gewiß — ich bedaure dies lebhaft . . ."

„Ja. Und . . . Kommen Sie, um mir das zu sagen?"

„Nein, nein — ich habe nur gedacht, Sie sind nun völlig auf sich angewiesen. Sie brauchen wieder eine Hilfe — ich spreche drei Sprachen — deutsch, ungarisch, italienisch —"

„Ah, Sie wollen . . ."

„Ja, ich wollte Ihnen meine Dienste anbieten — als Gesellschafterin, als Zofe, als was Sie wollen, das eine oder das andere — oder auch beides zusammen."

„Aber das geht doch nicht . . ."

„Lassen Sie mich bitte ausreden! Sollte Ihre bisherige Gesellschafterin aus der Haft entlassen werden, trete ich selbstverständlich zurück. Aber vorläufig bitte ich, Frau Marchesa, meine Dienste anzunehmen. Ich heiße Marikka. Darf ich?" Ohne eine Antwort abzuwarten, legte Marikka Hut und Umhang ab, stand in einem zierlichen weißen Schürzchen da, lächelte aus rosigem Gesicht und sagte:

„Ich mache mich gleich an das Nötigste — Frau Marchesa werden noch nicht ausgepackt haben — ich denke hier im Nebenzimmer?" Sie deutete auf eine halb geöffnete Tür.

Die Marchesa, immer noch sprachlos vor Erstaunen, hatte sich wieder gesetzt. „Sagen Sie: ist das Ihr Ernst?"

„Aber natürlich." Die Kleine knickste zierlich.

„Woher wissen Sie denn . . ."

„Ach, so etwas spricht sich schnell herum. Und da muß man seine Chancen wahrnehmen. Und nicht wahr" — sie rückte vertraulich näher — „wenn ich bei Frau Marchesa in Stellung war — und wenn auch nur kurze Zeit —, so kann ich eine feine Referenz aufweisen! Damit aber komme ich vorwärts. Heutzutage hat man es nicht leicht im Leben . . ."

Die Grimani lächelte ergeben. „Heute wundert mich ja eigentlich nichts mehr. In Gottes Namen, bleiben Sie denn! Sie packen also aus! Ich bin tatsächlich noch nicht dazu gekommen."

„Danke. Wird sofort besorgt." Marikka, die neue Zofe, kniffte wieder und verschwand geräuschlos im Nebenzimmer. Die Marchesa streckte sich eine Zigarette an. Sie nahm die Zeitung wieder auf, in der sie gelesen hatte, ehe sie von dem kniffenden Mädchen gestört worden war, und verfuchte, sich zu sammeln. Sie konnte sich indessen nicht lange dieser Lektüre widmen. Das Telephon klingelte, Oberst Rosso wurde gemeldet. Einige Augenblicke später trat er ein, frisch rasiert, in bester Verfassung.

„Sie haben sich von dem ersten Schreck nun hoffentlich erholt?" fing er an.

„Gottlob. Die Angelegenheit ist wirklich entsetzlich. Aber so nehmen Sie doch Platz."

Er rückte einen Sessel heran und setzte sich ihr gegenüber. Es folgte die übliche Frage: „Darf ich rauchen?" Er wollte schon sein Etui ziehen, als sie ihm zuvorkam und ihm ihres hinhielt.

„Danke, danke!" Er verbeugte sich zweimal im Sitzen. „Zu liebenswürdig, Marchesa!" Er tat ein paar Züge und seufzte leise: „Ach, ich werde es herrlich finden, mit Ihnen verbeiratet zu sein . . ."

Sie drohte mit dem Finger. „Nehmen Sie sich in acht, mein Freund! Sie wissen, daß ich nicht mehr heiraten kann."

„Ein verdammtes Testament! Aber nehmen Sie das doch nicht so wichtig! Ich würde Sie auch ohne Vermögen heiraten, glauben Sie mir!"

„Das sagen alle Männer. Aber dann, wenn nach den Flitterwochen erst die Ernüchterung kommt und die Bequemlichkeit."

„Bequemlichkeit? Sie glauben im Ernst doch nicht, daß ich bequem würde, mich gehen ließe . . ."

„Auch Sie würden bequem werden. Jeder Mann wird bequem, wenn er heiratet."

Nach einer kleinen Pause bemerkte Rosso: „Wissen Sie, eigentlich begriffe ich diesen Zwischenfall im Nachtexpreß, so traurig er auch ist."

„Aber, Herr Oberst! Ja, und warum denn?"

„Ich habe jetzt eine Gelegenheit, mich für Sie einzusetzen, mich mehr um Sie zu kümmern als sonst."

„Das arme Fräulein Wendland! Sie tut mir so leid. Und genau genommen, bin ich schuld, daß sie unter Mordverdacht steht."

In diesem Augenblick öffnete sich die halb angelehnte Tür zum Nebenraum. Marikka trat über die Schwelle, nun ohne Schürze und sehr ernst, richtete den Arm auf die Marchesa und sagte mit feierlicher Stimme:

„Sie sind überführt, Frau Marchesa, soeben haben Sie Ihre Schuld eingestanden."

Die Marchesa war völlig verblüfft. „Welche Schuld?"

„Sie haben Ihre Gesellschafterin, Fräulein Wendland, beauftragt, Ihren Gatten beiseite zu schaffen und sein Gesicht unkenntlich zu machen, damit Sie Oberst Rosso heiraten können!"

Dieser war aufgesprungen und rief: „Sie sind verrückt geworden. Wer sind Sie eigentlich?"

„Ich habe mich als Zofe bei der Marchesa eingeschmuggelt. In Wirklichkeit bin ich die Privatdetektivin Marikka Bolvary vom Institut „Vita".

„Sie haben an der Tür gelauscht?"

„Allerdings."

Der Oberst schüttelte sich vor Lachen. „So ein Unsinn. Ich bewundere Ihre Geschicklichkeit. Sie sind gewiß die erste Detektivin am Platz. Nehmen Sie aber gefälligst zur Kenntnis, daß der Gatte der Marchesa bereits vor einem Jahr in Rom eines natürlichen Todes gestorben ist!"

„Das wird erst festgestellt werden müssen."

„Machen Sie sich nicht lächerlich! Sagen Sie lieber, wer Ihr Auftraggeber ist?"

„Das ist Berufsgeheimnis. Es steht jedenfalls fest, daß die Frau Marchesa vor wenigen Minuten erklärt hat, sie sei die eigentlich Schuldige."

„Welch eine Unverschämtheit", protestierte die Marchesa energisch. „Mit meiner Bemerkung wollte ich lediglich sagen, daß ich mich für Fräulein Wendlands Unglück ein wenig verantwortlich fühle, weil ich sie beauftragte, mich morgens um sechs zu wecken, und deshalb schuld bin, daß sie in die Geschichte hereingezogen wurde."

„Das sagen Sie jetzt!"

Der Oberst richtete sich kerzengerade auf. „Jetzt hat der Spaß ein Ende. Wenn Sie nicht sofort freiwillig verschwinden, telephoniere ich der Polizei und lasse Sie wegen Hausfriedensbruch, Betrugs und Beleidigung verhaften! Haben Sie mich verstanden?"

„Ich kann Ihnen auch sagen, in wessen Dienste Sie stehen", warf die Marchesa hier ein.

„Der Verehrer dieser Dame Wendland natürlich", äußerte der Oberst, und die Marchesa bestätigte:

„Ja, dieser Doktor Zorn."

„Ich werde Ihre Angaben natürlich sofort nachprüfen", drohte die Detektivin, schlüpfte in ihre Kostümjacke, setzte das Hütchen auf und zog sich in großer Eile und, wie es schien, unsicher geworden, zurück.

Der Oberst ergriff die Hand der Marchesa und sagte:

„Glauben Sie nicht selbst, daß Sie ohne einen Mann schlecht im Leben zurechtkommen werden?"

*

Der römische Detektiv Alberto Daniell verlebte einen sehr arbeitsreichen Nachmittag. Zuerst sandte er an die Polizeibehörde in Rom eine lange Depesche, in der er die Ermordung des Bankiers Torcello mit allen wesentlichen Begleitumständen schilderte und darlegte, daß er vorläufig in Budapest bleibe, um sich an der Aufklärung des Verbrechens zu beteiligen. Dann erfuchte er die Budapester Kriminalpolizei, ihm eine genaue Besichtigung des Schlafwagens zu gestatten.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied vom Land der Kindheit

Eine Jugenderinnerung
von Gunnar Gunnarsson

Ich zog aus meiner Erfahrung der Kindheit das Fazit, daß ich als armer Bauernsohn von keinem Menschen in der ganzen Welt wirkliche Hilfe zu erwarten hatte, wenn ich andere Wege gehen wollte als die mir von Geburt und Verhältnissen abgesteckten. Also beschloß ich, so bald wie möglich mit dem einzigen anzufangen, was ich sein mochte: Schriftsteller. Ich war mir klar darüber, daß ich nichts zu erwarten hatte: ich kannte die Schätze des Glücks und der Träume, ich hatte sie in alten Tagen über den Himmel segeln sehen — sie brachten nur unbandgreifliche Gaben.

Ich hatte mein ganzes Leben sozusagen geschlafen und geträumt. Jetzt war es Zeit aufzuwachen, Zeit zuzupacken.

Zu allererst mußte ich mich in die Welt hinausbegeben, andere Länder, Völker und Gebräuche sehen, Wissen, Erfahrungen und Verstand sammeln.

Aber wie sollte ich meinen Vater dazu bringen, daß er mir erlaubte, außer Landes zu reisen?

Während ich hierüber nachdachte, fiel mir eine ältere Zeitschrift in die Hände, worin ein illustrierter Artikel über die dänische Volkshochschule stand. Mein Entschluß war auf einmal gefaßt . . . Da ich selbst aus dem Volke war, mußte eine Volkshochschule gerade eine Schule für mich sein.

Ich hatte den ganzen Sommer Reisefieber. Ich schwang die Sense wie nie zuvor, bestrebt, mein Bestes zu tun, damit unser Heuvorrat so groß wie möglich wäre, wenn ich bei meiner Abreise die Sense, vielleicht für immer, niederlegte, aber meine Gedanken waren selten bei der Arbeit . . .

Eine gute Woche vor meiner Abreise kam mein Vater eines Sonnabends morgens, seinen Priem kauend zu mir:

„Es sieht heute nach gutem Wetter aus — ich glaube, wir bleiben daheim und trocknen Heu . . . Das heißt, ob du nicht nach Knörreiten sollteſt? Ich glaube, die Alten würden sich freuen. Wir andern können das Heu schon allein in die Scheuer bringen . . . wenn du nur morgen im Laufe des Abends nach Hause kommſt . . ."

An dem herrlichen Sommertage ritt ich mit weichem und bewegtem Gemüt auf bekannten Wegen durch das Kirchspiel. Es war, als hätte sich die Landschaft mit dem Tage zu verabredet gehabt, mir zu zeigen, was sie alles an Schönheit besaß. Ich ritt durch Täler, die ich noch nie gesehen hatte, ich ritt über Höhen, von denen ich weite Ausblicke genoß, ich ritt durch Wälder, in denen ich noch nie gewesen war, ich ritt durch Dörfer, die ich noch nie betreten hatte, ich ritt an Gehöften vorbei, die ich noch nie gesehen hatte, ich ritt durch Furten, die ich noch nie durchritten hatte, ich ritt über Brücken, die ich noch nie überschritten hatte, ich ritt an Kirchen vorbei, die ich noch nie betreten hatte, ich ritt an Friedhöfen vorbei, die ich noch nie besucht hatte, ich ritt an Pfarrhäusern vorbei, die ich noch nie gesehen hatte, ich ritt an Schulen vorbei, die ich noch nie betreten hatte, ich ritt an Mühlen vorbei, die ich noch nie besucht hatte, ich ritt an Schmieden vorbei, die ich noch nie gesehen hatte, ich ritt an Läden vorbei, die ich noch nie betreten hatte, ich ritt an Gasthäusern vorbei, die ich noch nie besucht hatte, ich ritt an Leuten vorbei, die ich noch nie gesehen hatte, ich ritt an Leuten vorbei, die mich noch nie gesehen hatten, ich ritt an Leuten vorbei, die mich noch nie gesehen hatten und mich nie wiedersehen würden, ich ritt an Leuten vorbei, die mich noch nie gesehen hatten und mich nie wiedersehen würden und mich auch nicht kannten, ich ritt an Leuten vorbei, die mich noch nie gesehen hatten und mich nie wiedersehen würden und mich auch nicht kannten und mich auch nicht kennen wollten, ich ritt an Leuten vorbei, die mich noch nie gesehen hatten und mich nie wiedersehen würden und mich auch nicht kannten und mich auch nicht kennen wollten und mich auch nicht kennen lernen wollten, ich ritt an Leuten vorbei, die mich noch nie gesehen hatten und mich nie wiedersehen würden und mich auch nicht kannten und mich auch nicht kennen wollten und mich auch nicht kennen lernen wollten und mich auch nicht kennen lernen würden, ich ritt an Leuten vorbei, die mich noch nie gesehen hatten und mich nie wiedersehen würden und mich auch nicht kannten und mich auch nicht kennen wollten und mich auch nicht kennen lernen wollten und mich auch nicht kennen lernen würden und mich auch nicht kennen lernen wollten, ich ritt an Leuten vorbei, die mich noch nie gesehen hatten und mich nie wiedersehen würden und mich auch nicht kannten und mich auch nicht kennen wollten und mich auch nicht kennen lernen wollten und mich auch nicht kennen lernen würden und mich auch nicht kennen lernen wollten und mich auch nicht kennen lernen würden, ich ritt an Leuten vorbei, die mich noch nie gesehen hatten und mich nie wiedersehen würden und mich auch nicht kannten und mich auch nicht kennen wollten und mich auch nicht kennen lernen wollten und mich auch nicht kennen lernen würden und mich auch nicht kennen lernen wollten und mich auch nicht kennen lernen würden und mich auch nicht kennen lernen wollten, ich ritt an Leuten vorbei, die mich noch nie gesehen hatten und mich nie wiedersehen würden und mich auch nicht kannten und mich auch nicht kennen wollten und mich auch nicht kennen lernen wollten und mich auch nicht kennen lernen würden und mich auch nicht kennen lernen wollten und mich auch nicht kennen lernen würden und mich auch nicht kennen lernen wollten und mich auch nicht kennen lernen würden

Edle Rasse

Ein Bildbericht aus deutschen Gestüten

Tierzucht liegt dem Deutschen. Seine züchterische Fähigkeit ist bedingt durch seine Neigung zum Experiment, zur Organisation und durch seinen ausdauernden Charakter.

Schon in der frühen Bronzezeit wurde das Pferd zum Haustier, und seit dieser Kulturperiode (also etwa 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung) begann die planmäßige Pflege und Haltung von Pferden. Die Annäherung der Völker seit Jahrhunderten, die das Resultat aus den Kriegen und aus der Technik der Verkehrsmittel war, wirkte sich auch auf dem Gebiete des Tier- und Pferdemarktes nutzbringend aus.

Der Typ des wilden, kleinen, gedrungen gebauten und hellfarbigen Urpferdes ist längst gewandelt. Nordische Pferde wurden mit persischen, arabischen, ungarischen, spanischen gekreuzt, Halbblüter mit englischen Vollblütern. Es entsprach z. B. dem Geschmack der Ritter im Mittelalter, elegante, hochgebaute und doch auch wieder starknochige schwarzfarbige Streitrosse für Kampf und Turnier zu besitzen.

Einen derartigen Typ stellten die „Holsteiner" des 17. und 18. Jahrhunderts dar, die reichlich spanisches Blut hatten. Von dieser edlen und ausdauernden Rasse übernahm König Georg II. von Hannover zwölf Hengste, als er 1735 die Gründung des Landgestüts Celle verfügte.

So begann mit diesem Jahre für Mitteldeutschland eine planmäßige Aufzucht der sog. „Hannoveraner". Die beiden Celler Landstallmeister von Spörcken haben sich im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch ihre klare Zuchtorganisation unvergänglichen Ruhm erworben. Sie waren es, die den Landwirt, den Bauern für planmäßige Pferdezucht zu begeistern verstanden. Ländliche Pferdezuchtvereine, die berühmt gewordenen Pferdeschauen, wurden ins Leben gerufen. Dem Hauptstamm der Hengste wurde ein gleichwertiger Stutenstamm angegliedert. Englische Halb- und Vollblüter wurden verwendet, nachdem man von dem reinen Holsteiner Typ abgekommen war. Man kann sagen, daß das heutige hannoversche Warmblutpferd dem englischen Vollblut sehr viel verdankt.

Die Aufgabe des Landgestüts Celle, die von den Spörckens vorgezeichnet und von den Landstallmeistern von Unger und Dr. Grabensee weiter durchgeführt wurde, hat stets darin bestanden, **den Bauern ein arbeitskräftiges Pferd** zu liefern, aber dem „Hannoveraner" noch so viel Nerv, Blut und edle Gangart zu erhalten, daß er als Wagen- und Reitpferd seine vollgültige Verwendung findet. So ist in Celle ein einheitlicher Pferdetyp entstanden, der bodenständig mit der niedersächsischen Scholle verwachsen ist.

Was Celle für Mitteldeutschland ist bedeutet Trakehnen für Ostpreußen. Beide Gestüte haben vor kurzem ihre 200-Jahr-Jubiläen gefeiert.

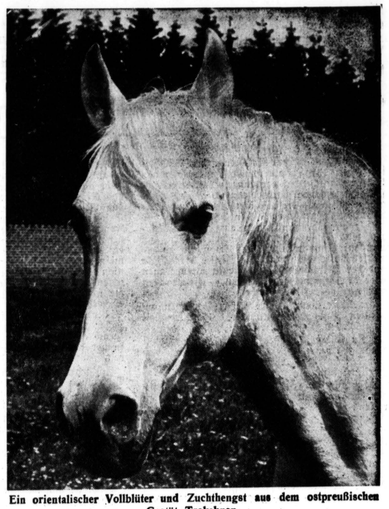
Trakehnen ist die Wiege der preußischen Pferdezucht. Hier wurde vom König Friedrich Wilhelm I. 1732 das berühmte Gestüt begründet. — Es ist als erstaunliche Leistung zu nennen, daß J. P. Frentzel ein Trakehner Stutenbuch geschaffen hat, daß die Genealogie jedes noch heute erzeugten Trakehners bis zu seiner Stammutter, also über 200 Jahre, enthält, und das noch dazu bei Halbblütern. Noch bevor der westdeutsche Kaltblüter mit seiner größeren Schwere seinen Vormarsch nach dem Osten begann, waren die „Ostpreußen", durch die harte Landwirtschaft bedingt, starke Warmblüter. Das Ideal des Landstallmeisters von Oettingen war es, den Trakehner zum schönsten Warmblutpferd der Welt zu machen, zum **besten Armeepferd.** Blutmischungen mit englischem und orientalischem Vollblutmaterial erreichten dies Ziel.

Die Härte des Klimas, die saftigen Weiden Ostpreußens haben dem heutigen Trakehner seine feste Gelundheit verliehen. Das Ergebnis der Trakehner Zucht ist ein vielseitiges Pferd, das an Adel, Höchstleistung und Temperament seinesgleichen sucht, sowohl in der Verwendung als Arbeits-, wie auch Wagen- und Reitpferd. So finden wir in Trakehnen einen Pferdetyp von einer gewissen Vollendung: wunderbarer Rumpf, herrliche Tiefe, geradezu vollblutmäßiges langes Brustbein und weit gewölbter Brustkorb.

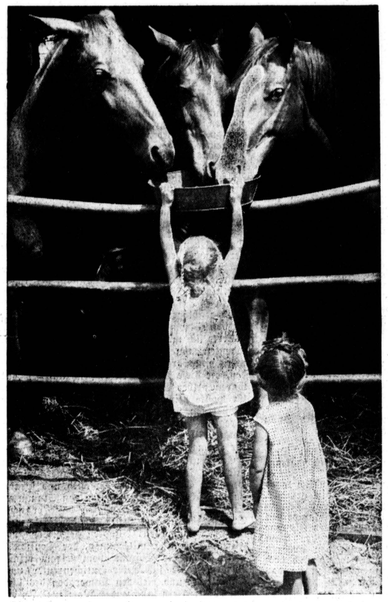
Die Plastik des Hengstes „Tempelhüter", die vor dem Verwaltungsgebäude des Landgestüts steht, ist Symbol geworden für Trakehnen.

In allen Gauen Deutschlands, ob wir im Süden die bayerischen Gestüte in Rottal mit ihren Warmblütern oder in Achselschwang mit den schweren Arbeitspferden oder in Celle und Trakehnen die Vielseitigkeitspferde betrachten, überall wird das Zuchtproblem hervorragend gelöst, und zwar nicht bloß aus Luxus- und Sportbedürfnis, sondern aus harter Notwendigkeit. — Denn die motorisierte Welt kommt ohne das Pferd nicht aus, weder in der Landwirtschaft noch beim Heere, und die Ansprüche werden immer größer.

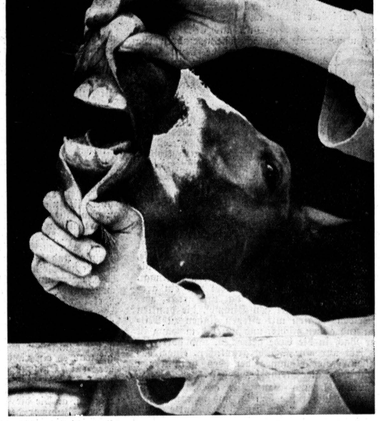
Fritz Carl.



Ein orientalischer Vollblüter und Zuchthengst aus dem ostpreußischen Gestüt Trakehnen.



Die Kinder der Gestütswärter haben eine besondere Freude daran, den Mutterstuten ein Extramaß Hafer zu spendieren.



Aus dem ostpreußischen Gestüt Trakehnen: ein Gestütswärter zeigt das herrliche Gebiß eines Jungpferdes.

Im Bayerischen Landgestüt Achselschwang werden vor allem schwere Arbeitspferde gezüchtet. Unser Bild zeigt das Einfahren eines Kaltbluthengstes mit dem Sandschlitten.

Vom hannoverschen Landgestüt Celle: Gestütswärter in ihrem prächtigen, historischen Reitdreß
Photos (5) Fritz Carl.

„Ich bin Ihre Kaiserin Ihre Majestät!"

Der Napoleonstraum eines Narren

(Schluß)

Ein Tatsachenbericht aus dem Paris um die Jahrhundertwende von Horst W. Karsten

Wenige Tage später spielten die Drähte über ganz Europa. Die Zeitungsmeldungen schlugen wie eine Bombe ein:

„Dem in Westafrika weilenden Multimillionär Jacques Lebaudy wurde von den zivilisch Kap Bojador und Kap Juli nomadisierenden Maurenstämmen das Oberhoheitsrecht über 300 Quadratkilometer des westlichen Saharagebietes zuerkannt. Lebaudy hat sich zum Kaiser der Sahara ausgerufen. Er will in seinem Reich einen Hafen und eine Stadt gründen."

Die politisch interessierten Kreise Europas faßten sich an den Kopf. Bei dem genannten Gebiet handelte es sich doch um einen Streifen Land, um den sich Frankreich und Spanien schon längere Zeit ernstlich bemühten? Und nun sollte dieser strittige Streifen ausgerechnet in den Besitz eines Privatmannes übergegangen sein? Wer war denn außerdem dieser Lebaudy, der sich da mir nichts, dir nichts zum Kaiser der Sahara ausrufen ließ? Ein Spekulant? Ein Strohmann? Ein Narr?

Die Antwort erteilten die Kuriere und die Gelandten des Kaisers Jacques I., die vorsorglich bereits bei den Regierungen sämtlicher Großmächte beteilt worden waren. Sie traten mit so verblüffender Sicherheit auf und wiesen sogar Beglaubigungsschreiben vor, so daß man sie im ersten Augenblick ernst nahm und durchaus nicht die Treppe hinunterwarf. Dazu ließen in den Kabinetten, in denen die große Politik Europas gemacht wurde, Depeschen auf Depeschen ein, die nachdrücklichst die Anerkennung des Kaisers der Sahara forderten. Ganz Europa stand tatsächlich tagelang im Banne eines Bluffs — aber dann hat sich die Welt doch rasch besonnen, und in der Folgezeit — hat sie noch jahrelang herzlich über diesen famosen Kaiser lachen müssen.

Trojas Fall

Jacques I., Kaiser der Sahara, regierte trotzdem munter weiter. Schon bald allerdings nicht mehr von der Wüste aus, sondern von der Insel Las Palmas, wo er die Bel Etage im Hotel „Santa Catharina" mit Beschlag belegt hatte. Vermutlich hat er der jammernden und flehenden Kaiserin doch dieses Zugeständnis machen müssen, jedenfalls war der offizielle Regierungssitz nunmehr Las Palmas. Dorthin fanden sich auch die kaiserlichen Ministerien, dort erschien die Staatszeitung der Sahara, und von dort aus betreute der Kaiser sein Reich, in das er gelegentlich hinüberfuhr. Jacques I., dieser Narr mit dem Napoleonkomplexen, entwickelte überhaupt eine staunenswerte Energie. Wie alle Narren nahm er eben sein Amt sehr wichtig. In Spanien kaufte er zwei abgetakelte Kriegsschiffe und zusammte sie: das war seine Flotte. Dann warb er Soldaten an, was ihm kein Mensch verbieten konnte, denn schließlich kann man für Geld alles haben. Diese Soldaten aber steckte er in prachtvolle Uniformen. Er selbst ließ sich hinfort nur noch in großer Gala sehen, mit einer von Orden übersäten Brust und einer stattlichen Leibwache. Die „Hofdiete" in Las Palmas gewannen eine gewisse Berühmtheit. Nun machte auch die Kaiserin mit. Und während man speiste, ertönte Musik, erschollen Gesänge und fächelten schöne morgenländische Mädchen den Gästen Kühlung zu. Diesen Festen folgte sich dann eine Parade des saharischen Heeres anzuschließen, wobei Seine Majestät jeweils sehr freigebig mit Orden um sich warf.

Das Einzige, was einfach nicht klappen wollte, war die Sache mit der Anerkennung seines Kaiserreiches und seines Kaisertums durch die Großmächte. Seine Botschafter und Kuriere schrieben verzweifelte Episteln. Vor allem Frankreich machte ihm Schwierigkeiten. Der Kriegsminister in Paris erbrestete sich sogar, den Kaiser ganz gewöhnlich als Jacques Lebaudy anzureden und ihn in einem Brief aufzufordern, schleunigst seiner Dienstpflicht als gemeiner Soldat zu genügen.

Seine Majestät war über dieses Schreiben besonders empört. Er gab seinem Oberhofmarschall, der gleichzeitig als Oberhofstaatsanwalt fungierte, den Befehl, gegen den Pariser Minister einfach ein Verfahren wegen Majestätsbeleidigung einzuleiten. Aber in Paris schien man eben Bretter vor der Stirne zu haben. So wild auch das Blut in den kaiserlichen Adern tobte, und so viele Noten und Telegramme man auch absandte — die Leute in Paris hatten kein Einsehen. Nun behaupteten sie sogar noch, das Gebiet, das der Kaiser für sich erobert hatte, gehöre schon länst zu Frankreich. Da riß dem Monarchen der Geduldsfaden. Kurz entschlossen brach er alle „diplomatischen Beziehungen" zu seinem einstigen Mutterland ab und schickte an den französischen Ministerien eine Depesche, die nur ein Wort enthielt: „Schuft!"

Immerhin — die Welt hatte ihren Spaß und ihre Sensation . . .

Auch Kaiser Jacques I. sollte eine Sensation nicht erspart bleiben, als er nach zwei Jahren intensivster Regierungstätigkeit im Jahre 1905 wieder einmal auf das afrikanische Festland hinüberzog, um seiner Hauptstadt Troja einen Besuch abzustatten. Da mußte er nämlich zu seinem Schrecken und zu seinem Entsetzen die Entdeckung machen, daß Troja inzwischen zerstört worden war.

Troja war nicht mehr! Ilions Feste war gefallen! Heimtückische Feinde hatten Stadt und Reich wider alles Völkerrecht mit einem Krieg überzogen, die mühsam aufgebauten Wohnstätten verbrannt und die Bevölkerung in die Gefangenschaft verschleppt. Weniger romantisch ausgedrückt, war Folgendes passiert: Ein Araberscheich hatte sich über Troja hergemacht und die ganze Besatzung der Hauptstadt des Kaisers der Sahara, bedeutet, man lege absolut keinen Wert auf seine weitere Anwesenheit in England, und es sei wohl das Beste, er beehre ein anderes Land mit seiner Anwesenheit.

So etwas durfte sich Seine Majestät natürlich nicht ein zweites Mal bieten lassen. Empört und entrüstet befahl Jacques I. daß seine Kuffer gepackt würden, und schon wenige Tage später schüttelte er den Staub Englands von den kaiserlichen Füßen . . .

„Wehe mir, daß ich zu spät geboren bin"

Jacques Lebaudy dürstet nach Rache. Er will die bayerischen Völkerrechtsbrecher und Friedensschänder ihrer gerechten Strafe zuführen.

Mit seiner eben ausgelösten Eskorte von fünf Matrosen eilt er in Eilmärschen an die Küste und schifft sich nach seiner neuen Residenz, nach Las Palmas, ein. Von dort gehen alsbald grimmige Botschaften durch die Welt, nach Ost und West, nach Nord und Süd. Der Kaiser wirbt um Bundesgenossen. Für ihn herrscht Kriegszustand. Diesem Umpen von einem Araberscheich wird er es schon zeigen. Proklamation auf Proklamation erscheint im Staatsanzeiger. Er wirbt neue Soldaten an: Nur wer die Macht hat, hat auch das Recht!

Aber nun sagt eine Enttäuschung die andere! Vor allem Frankreich, dem dieser Narr die kunstvoll gesponnenen Fäden der Marokkopolitik zu zerstören im Begriff ist, hat sich zum Handeln entschlossen. Paris setzt sich mit Madrid in Verbindung — dem „kleinen Zuckerbäcker" soll endlich das Handwerk gelegt werden. Madrid reagiert. Die Mannschaften der kaiserlichen Yacht werden unsanft aufgefordert, sofort den Dienst bei dem „Landesverräter Lebaudy" zu quittieren und umgehend nach Frankreich zurückzukehren, wenn sie sich nicht strafbar machen wollen. Als seine Majestät eines Morgens in Las Palmas aufwacht, ist jedenfalls — auch seine Flotte nicht mehr. Die Matrosen haben den Wink aus Paris verstanden und sind mit dem Schiff heimgefahren. Wenige Tage später werden auch die beiden alten Kriegsschiffe, die als saharische Flotte im Hafen von Las Palmas, also im spanischen Oberheitsgewässer, unter Dampf lagen, von Spanien konfisziert, unter der Vorgabe, daß die Schiffspapiere nicht in Ordnung seien. Einen entwaffneten Kaiser — von dem man sogar zu behaupten wagte, er existiere gar nicht.

„Wehe mir, daß ich zu spät geboren bin. Ich werde noch an der Nichternheit dieses Jahrhunderts zerbrechen!" so stöhnte der unglückliche Napoleon der Sahara.

Aber noch gab er den Kampf längst nicht auf. Im Gegenteil. Er delegierte eine prunkvolle Gesandtschaft mit Beigen von Material an den Schiedsgerichtshof im Haag, wo er eine Klage wegen des an ihm begangenen Völkerrechtsbruches anhängig zu machen gedachte. Aber schon damals haben eben scheinbar die internationalen Schiedsgerichte nicht viel getaugt und in entscheidenden Augenblicken versagt. So wurde die Gesandtschaft des Kaisers der Sahara im Haag nicht einmal empfangen. Die Abgesandten wurden nur photographiert und interviewt. In sämtlichen Zeitungen der Welt erschienen die Bilder.

Der Traum des Kaiserreiches in der Sahara seien zerstoben. Eines Morgens schiffte sich also Kaiser Jacques I. mit seiner Kaiserin Marquerite — von allen verlassen — in Las Palmas ein und dampfte ab.

„Der Kaiser" in London

Im Spätherbst desselben Jahres landete der so unfanft aus der Sahara hinausbeförderte Kaiser mit der Kaiserin zu kurzem Aufenthalt in Hamburg. Aber die Hansestadt schien ihm zu nüchtern. Jedenfalls verließ er sie rasch wieder und siedelte nach London über, wo er sich alsbald wieder einen Hoftaat zulegte, denn auch im Exil muß ein Kaiser wissen, was eines Kaisers würdig ist. Auf der Straße und in der Oeffentlichkeit erschien er nur in Balegenes Geldes, sondern auch seines Kaisertums notariell bealaubigt wurde.

Mit der Kaiserin war das jedoch nach wie vor so eine Sache. Sie war zwar dem hohen Gemahl auch in das Exil nach Amerika gefolgt, aber erst nachdem sie sich vergewissert hatte, daß die märchenhaften Lebaudy-Millionen — trotz der beträchtlichen Einbußen — immer noch nicht ganz verpulvert waren. Dort in Amerika ließ es sich im übrigen an der Seite des Kaisers um so besser leben, als Lebaudy — bei dem inzwischen offensichtlich das Blut und die Tüchtigkeit seines Vaters, des ehemaligen Zuckerbäckers, zum Durchbruch gekommen waren — sich höchst erfolgreich an der Börse betätigte und manchen fürstlichen Gewinn einstrich. Aber Jacques I. war mit seiner Gemahlin seinerseits nicht zufrieden. Sie ließ es seiner Meinung nach noch immer an der Würde fehlen, die ihrer hohen Stellung zukam.

Spuk auf der Fünften Avenue

Die Jahre rauschten weiter dahin, in Narrheiten, Phantastereien und Kaiserträumen. Trotzdem hatte Europa inzwischen Seine Majestät Jacques I., den Kaiser der Sahara von eigenen Gnaden, längst vergessen. Der Lorizont der Politik verschmierte sich zusehends. Oesterreich hatte Bosnien und die Herzegowina annektiert. Deutschland und Frankreich aber waren sich beinahe über Marokko in die Haare geraten. Italien kämpft in Tripolis. Der erste Balkankrieg bricht los. Der zweite folgt bald darauf. Tiefer und tiefer hangen die Wolken. Und dann krachen die verhängnisvollen Schüsse von Serajewo — und die Welt steht jählings blutrot in Flammen. Feind auf Feind fällt über Deutschland her. Das ist man in der Wilhelmstraße in Berlin, im Auswärtigen Amt, schon gewöhnt. Aber trotzdem schütteln dann eines Tages — es war noch im Jahre 1914 — die alten Geheimräte im Berliner Auswärtigen Amt die Köpfe:

„Wieder eine neue Kriegserklärung — und gar aus Amerika!"

„Wie bitte . . . ?!"

„Jawohl, aus Amerika. Aus Long Island. Dahier aus dem Kaiserlichen Palast „Phönix".

Mit einem Wort — der Kaiser der Sahara, Jacques I., hat Deutschland den Krieg erklärt!

„Das ist aber denn doch . . .! — Aber nun sagen Exzellenz bloß . . . was soll denn das heißen — Kaiser der Sahara?!"

Der alte Geheimrat mit dem guten Gedächtnis klärt seinen jungen wißbegierigen Legationsrat auf, — und an diesem Tag herrschte im Auswärtigen Amt in Berlin trotz der Schwere der Stunde wieder einmal Fröhlichkeit und heitere Ausgelassenheit.

Jacques I. hat tatsächlich in aller Form die „diplomatischen Beziehungen" zum Deutschen Reich abgebrochen und Deutschland den Krieg erklärt. Trotz aller Entrüstungen, die Sie Frankreich erlebt hat, schein sein Traum doch in Erfüllung gehangen zu sein. Er nimmt seinen Krieg gegen Deutschland sogar blutig ernst. Allen seinen Freunden und Vertrauten wird wieder einmal erschreckend deutlich, daß bei Lebaudy der Cäsarenwahnsinn ausgebrochen ist. Auf Schloß „Phönix" in Long Island werden die Karten und Generalstabswerke gewälzt. Gleichzeitig wird der europäische Kriegsschauplatz mit Nadeln und mit Fähnchen abgesteckt — Jacques Lebaudy, der Exkaiser der Sahara, hat scheinbar seine Talente als Feldherr entdeckt, wie sie zu einem Napoleon je schließlich auch gehören. Von Schloß „Phönix" gehen auch durch geheimnisvolle Kanäle große und kleine Summen an die Zeitungen, zu dem Zweck, Propaganda für ein Eingreifen Amerikas in den Weltkrieg zu machen. Aber die Amerikaner machen nicht so recht mit. Lebaudy ist enttäuscht. „Diese Yankees haben ja weder Ideale noch Temperament", erklärt er. Er ist entschlossen, nicht weiter zu warten, sondern vollendete Tatsachen zu schaffen und Amerika auf diese Weise in den Krieg hineinzuzwingen.

So erlebt New York eines Tages seine Sensation. In Straßland und Faschingsmäßig, hat die Riesenstadt ein einziges Gelächter war. Mitten durch den brausenden Verkehr, mitten über die Fünfte Avenue wälzte sich ein Zug, wie ihn New York noch nie erlebt hatte. Voraus ein Trommler- und Pfeiferkorps. Die Flöten schrillten, und die Kalbsfelle dröhnten. Dahinter folgte eine stattliche Kapelle, die schneidig Marschmusik spielte. Hierauf folgte auf einem strahlend weißen Roß ein Mann im goldstrotzender Uniform. Auf seinem Haupt balancierte ein Zweispitz, der merkwürdige Aehnlichkeit mit der Kopfbedeckung eines gewissen Napoleon Bonaparte besaß, und um die Brust hatte der Reiter ein breites Ordensband geschlungen. Hinter dem Mann auf dem weißen Roß aber wehte, von einem herkulischen Neger getragen, eine Fahne, die in weißem Feld drei goldene Bienen zeigte. Und hinter der Fahne zog das Heer. Hunderte von Menschen in bunten Uniformen und mit allen möglichen Waffen ausgerüstet. Sie sangen, daß es in den Straßen nur so krauste:

„Laß dröhnen es so fern wie nah:
Gott schütze den Kaiser der Sahara!"

Der ganze Aufzug wurde zu beiden Seiten von stimmenwütigen Ausrufern begleitet, sowie von Klebekolonnen, die überall an den Häusern Plakate festmachten, mit einem merkwürdigen Wappen geschmückt, auf dem man einen pflügenden Ackermann zwischen zwei zürnenden Löwen wahrnehmen konnte.

„An die große amerikanische Nation!"

Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ich rufe Euch auf zum Vernichtungskrieg gegen die friedensbrecherischen Mittelmächte Europas! So Ihr Euch um mein Banner schart, bin ich bereit, Euch in den gerechten Krieg zu führen, in dem es anwendem gilt, auch mein Reich zurückzuerobern, das mir Treulosigkeit und Völkerrechtsbruch geraubt haben!

Es lebe Jacques I., der Kaiser der Sahara!

So ging es unter Roßegestampf, Paukendröhnen, Blechmusikgeschmetter, Gesang und

(Schluß nächste Seite.)

Das Schloß auf Long Island

Jacques Lebaudy, der vertriebene Kaiser der Sahara, wandte sich nach Amerika.

Zwei Jahre lang hat man nach der Abreise aus England nichts mehr von ihm gehört, bis dann eines Tages in Long Island bei New York die Kunde von einem merkwürdigen Fremden auftauchte, der sich dort ein prachtvolles Schloß aufbauen ließ, das Geld mit vollen Händen hinauswarf und im übrigen mit dem ernsthaften Anspruch auftrat, als Kaiser der Sahara zu gelten. Der „kleine Zuckerbäcker von Paris" hatte demnach seinen Narrentraum noch immer nicht ausgeträumt. Nur machte er eben diesmal die andere Hälfte des Globus mit seinen Phantastereien unsicher — drei Hurras für Jacques I., den Kaiser der Sahara!

Die amerikanischen Behörden werden informiert, und der Kaiser läßt sich interviewen: „Allerdings", erklärt er, „wir haben dem schmutzigen und treulosen Europa den Rücken gekehrt, weil es dort weder mehr Gerechtigkeit noch Ehre gibt. Wir vertrauen unser kaiserliches Geschick fortan der großen und gerechten Nation der Vereinigten Staaten an, in der Ueberzeugung, hier vor allen Verfolgungen und Verleumdungen sicher zu sein. Im übrigen haben wir nie daran gedacht, auch nicht einen Augenblick, unsere Ansprüche auf unser Kaiserreich der Sahara aufzugeben!"

So etwas durfte sich Seine Majestät natürlich nicht ein zweites Mal bieten lassen. Empört und entrüstet befahl Jacques I. daß seine Kuffer gepackt würden, und schon wenige Tage später schüttelte er den Staub Englands von den kaiserlichen Füßen . . .

Das Schloß auf Long Island

Jacques Lebaudy, der vertriebene Kaiser der Sahara, wandte sich nach Amerika.

Zwei Jahre lang hat man nach der Abreise aus England nichts mehr von ihm gehört, bis dann eines Tages in Long Island bei New York die Kunde von einem merkwürdigen Fremden auftauchte, der sich dort ein prachtvolles Schloß aufbauen ließ, das Geld mit vollen Händen hinauswarf und im übrigen mit dem ernsthaften Anspruch auftrat, als Kaiser der Sahara zu gelten. Der „kleine Zuckerbäcker von Paris" hatte demnach seinen Narrentraum noch immer nicht ausgeträumt. Nur machte er eben diesmal die andere Hälfte des Globus mit seinen Phantastereien unsicher — drei Hurras für Jacques I., den Kaiser der Sahara!

Die amerikanischen Behörden werden informiert, und der Kaiser läßt sich interviewen: „Allerdings", erklärt er, „wir haben dem schmutzigen und treulosen Europa den Rücken gekehrt, weil es dort weder mehr Gerechtigkeit noch Ehre gibt. Wir vertrauen unser kaiserliches Geschick fortan der großen und gerechten Nation der Vereinigten Staaten an, in der Ueberzeugung, hier vor allen Verfolgungen und Verleumdungen sicher zu sein. Im übrigen haben wir nie daran gedacht, auch nicht einen Augenblick, unsere Ansprüche auf unser Kaiserreich der Sahara aufzugeben!"

So etwas durfte sich Seine Majestät natürlich nicht ein zweites Mal bieten lassen. Empört und entrüstet befahl Jacques I. daß seine Kuffer gepackt würden, und schon wenige Tage später schüttelte er den Staub Englands von den kaiserlichen Füßen . . .

Sind „Seine Majestät" noch normal?

Wiederum droht ein herber Schicksalsschlag. Lebaudy hatte in Paris nämlich noch Verwandte, zu denen er allerdings keine Beziehungen mehr unterhielt, weil sie ihm die Anrede und den Titel „Majestät" verweigert hatten. Diese gleichen Verwandten hatten nun inzwischen den Antrag gestellt, Jacques wegen notorischer Verschwendungssucht zu entmündigen und ihn überhaupt für verrückt zu erklären. Selbstverständlich nahmen sich die amerikanischen Behörden im Auftrage französischer Gerichte der Sache an, und so wurde Lebaudy auf seinen Geisteszustand hin untersucht. Drei amerikanischen Professoren scheinen jedoch Leute gewesen zu sein, die Sinn für Humor hatten, jedenfalls erklärten sie den Kaiser für normal, wenn auch für „ein wenig überspannt" . . .

Diese Angelegenheit seines gefunden Menschenverstandes hat Seine Majestät übrigens mit gelassener Würde über sich ergehen lassen. Die Hoffnungen auf eine Erbschaft der Pariser Verwandten wurden dadurch gründlich zerstört, daß die Kaiserin Marquerite Se. Majestät inzwischen ein Töchterchen geschenkt hatte, daß den schönen Namen „Jacqueline, Prinzessin von Troja" erhielt und von Lebaudy als die einzig rechtmäßige Erbin nicht nur seines Geldes, sondern auch seines Kaisertums notariell bealaubigt wurde.

Mit der Kaiserin war das jedoch nach wie vor so eine Sache. Sie war zwar dem hohen Gemahl auch in das Exil nach Amerika gefolgt, aber erst nachdem sie sich vergewissert hatte, daß die märchenhaften Lebaudy-Millionen — trotz der beträchtlichen Einbußen — immer noch nicht ganz verpulvert waren. Dort in Amerika ließ es sich im übrigen an der Seite des Kaisers um so besser leben, als Lebaudy — bei dem inzwischen offensichtlich das Blut und die Tüchtigkeit seines Vaters, des ehemaligen Zuckerbäckers, zum Durchbruch gekommen waren — sich höchst erfolgreich an der Börse betätigte und manchen fürstlichen Gewinn einstrich. Aber Jacques I. war mit seiner Gemahlin seinerseits nicht zufrieden. Sie ließ es seiner Meinung nach noch immer an der Würde fehlen, die ihrer hohen Stellung zukam.

Spuk auf der Fünften Avenue

Die Jahre rauschten weiter dahin, in Narrheiten, Phantastereien und Kaiserträumen. Trotzdem hatte Europa inzwischen Seine Majestät Jacques I., den Kaiser der Sahara von eigenen Gnaden, längst vergessen. Der Lorizont der Politik verschmierte sich zusehends. Oesterreich hatte Bosnien und die Herzegowina annektiert. Deutschland und Frankreich aber waren sich beinahe über Marokko in die Haare geraten. Italien kämpft in Tripolis. Der erste Balkankrieg bricht los. Der zweite folgt bald darauf. Tiefer und tiefer hangen die Wolken. Und dann krachen die verhängnisvollen Schüsse von Serajewo — und die Welt steht jählings blutrot in Flammen. Feind auf Feind fällt über Deutschland her. Das ist man in der Wilhelmstraße in Berlin, im Auswärtigen Amt, schon gewöhnt. Aber trotzdem schütteln dann eines Tages — es war noch im Jahre 1914 — die alten Geheimräte im Berliner Auswärtigen Amt die Köpfe:

„Wieder eine neue Kriegserklärung — und gar aus Amerika!"

„Wie bitte . . . ?!"

„Jawohl, aus Amerika. Aus Long Island. Dahier aus dem Kaiserlichen Palast „Phönix".

Mit einem Wort — der Kaiser der Sahara, Jacques I., hat Deutschland den Krieg erklärt!

„Das ist aber denn doch . . .! — Aber nun sagen Exzellenz bloß . . . was soll denn das heißen — Kaiser der Sahara?!"

Der alte Geheimrat mit dem guten Gedächtnis klärt seinen jungen wißbegierigen Legationsrat auf, — und an diesem Tag herrschte im Auswärtigen Amt in Berlin trotz der Schwere der Stunde wieder einmal Fröhlichkeit und heitere Ausgelassenheit.

Jacques I. hat tatsächlich in aller Form die „diplomatischen Beziehungen" zum Deutschen Reich abgebrochen und Deutschland den Krieg erklärt. Trotz aller Entrüstungen, die Sie Frankreich erlebt hat, schein sein Traum doch in Erfüllung gehangen zu sein. Er nimmt seinen Krieg gegen Deutschland sogar blutig ernst. Allen seinen Freunden und Vertrauten wird wieder einmal erschreckend deutlich, daß bei Lebaudy der Cäsarenwahnsinn ausgebrochen ist. Auf Schloß „Phönix" in Long Island werden die Karten und Generalstabswerke gewälzt. Gleichzeitig wird der europäische Kriegsschauplatz mit Nadeln und mit Fähnchen abgesteckt — Jacques Lebaudy, der Exkaiser der Sahara, hat scheinbar seine Talente als Feldherr entdeckt, wie sie zu einem Napoleon je schließlich auch gehören. Von Schloß „Phönix" gehen auch durch geheimnisvolle Kanäle große und kleine Summen an die Zeitungen, zu dem Zweck, Propaganda für ein Eingreifen Amerikas in den Weltkrieg zu machen. Aber die Amerikaner machen nicht so recht mit. Lebaudy ist enttäuscht. „Diese Yankees haben ja weder Ideale noch Temperament", erklärt er. Er ist entschlossen, nicht weiter zu warten, sondern vollendete Tatsachen zu schaffen und Amerika auf diese Weise in den Krieg hineinzuzwingen.

So erlebt New York eines Tages seine Sensation. In Straßland und Faschingsmäßig, hat die Riesenstadt ein einziges Gelächter war. Mitten durch den brausenden Verkehr, mitten über die Fünfte Avenue wälzte sich ein Zug, wie ihn New York noch nie erlebt hatte. Voraus ein Trommler- und Pfeiferkorps. Die Flöten schrillten, und die Kalbsfelle dröhnten. Dahinter folgte eine stattliche Kapelle, die schneidig Marschmusik spielte. Hierauf folgte auf einem strahlend weißen Roß ein Mann im goldstrotzender Uniform. Auf seinem Haupt balancierte ein Zweispitz, der merkwürdige Aehnlichkeit mit der Kopfbedeckung eines gewissen Napoleon Bonaparte besaß, und um die Brust hatte der Reiter ein breites Ordensband geschlungen. Hinter dem Mann auf dem weißen Roß aber wehte, von einem herkulischen Neger getragen, eine Fahne, die in weißem Feld drei goldene Bienen zeigte. Und hinter der Fahne zog das Heer. Hunderte von Menschen in bunten Uniformen und mit allen möglichen Waffen ausgerüstet. Sie sangen, daß es in den Straßen nur so krauste:

„Laß dröhnen es so fern wie nah:
Gott schütze den Kaiser der Sahara!"

Der ganze Aufzug wurde zu beiden Seiten von stimmenwütigen Ausrufern begleitet, sowie von Klebekolonnen, die überall an den Häusern Plakate festmachten, mit einem merkwürdigen Wappen geschmückt, auf dem man einen pflügenden Ackermann zwischen zwei zürnenden Löwen wahrnehmen konnte.

„An die große amerikanische Nation!"

Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ich rufe Euch auf zum Vernichtungskrieg gegen die friedensbrecherischen Mittelmächte Europas! So Ihr Euch um mein Banner schart, bin ich bereit, Euch in den gerechten Krieg zu führen, in dem es anwendem gilt, auch mein Reich zurückzuerobern, das mir Treulosigkeit und Völkerrechtsbruch geraubt haben!

Es lebe Jacques I., der Kaiser der Sahara!

So ging es unter Roßegestampf, Paukendröhnen, Blechmusikgeschmetter, Gesang und

(Schluß nächste Seite.)

Wandernder Zuschauerraum

Die Gestaltung der Zuschauerräume für größere Massenveranstaltungen hat die Architekten aller Zeiten und Länder vor ganz besondere Aufgaben gestellt. Noch heute erleben wir als Zeugen einer großen Vergangenheit, wie hervorragende Baukünstler vor vielen Jahrhunderten dem Schaubedürfnis ihrer Zeitgenossen durch monumentale Bauten Rechnung getragen haben. Beim Besuch eines der Bauten, des Amphitheater von Verona, hat Goethe originelle Gedanken darüber entwickelt, wie man solche für die Unterbringung großer Zuschauermengen dienenden Baulichkeiten gestalten soll. Seine Ideen gipfeln in der Forderung, der Zuschauerraum möge so einfach wie möglich geformt werden, damit „sein Zierrat das Volk selber werde". Er hat damit ein Ziel umrissen, das nur schwierig zu erreichen ist, weil das Baumaterial so nicht um seiner selbst willen da ist, sondern das Gewicht einer oft vielausendköpfigen Menschenmenge zu tragen hat.

Schaut man sich nach den geeigneten Baustoffen um, so findet man, daß unter allen Bauelementen das Stahlrohr bei geringsten Abmessungen und Gewichten die größte Festigkeit hat. Das ist ohne weiteres verständlich, weil Stahl schon an sich eine vielfach höhere Festigkeit als alle anderen Baustoffe hat und weil dazu noch die Form eines Rohres, die uns die Natur selbst in vielfältigen Beispielen für feste und doch leichte Konstruktionen hinstellt, an sich besonders günstig ist. Tatsächlich kann man mit Stahlrohren Großtribünen aufbauen, die ein Mindestmaß an Baustoff, sowohl nach Menge wie nach Gewicht, erfordern. Solche Tribünen lassen sich daher auch einfach auf- und abbauen und an andere Orte versetzen, sie werden zu „fliegenden Zuschauerräumen".

Für derartige Tribünen besteht in heutiger Zeit ein wachsendes Bedürfnis; sportliche Ver-

Ein Zuschauerraum im Werden

Großtribünen aus Stahlrohr, wie man sie jetzt bei Massenveranstaltungen häufiger antrifft, überraschen immer wieder durch die Durchsichtigkeit und Leichtigkeit ihres ganzen Aufbaues. (Werkbild)

anstaltungen aller Art, Massenkundgebungen usw. lassen es wünschenswert erscheinen, größeren Zuschauermengen geeignete Unterbringung mit guter Sicht zur Verfügung zu stellen. Was der Stahlrohrbau in dieser Hinsicht zu leisten vermag, hat aus einem praktischen Beispiel hervor. Es handelte sich bei einer sportlichen Veranstaltung darum, in kürzester Zeit auf einem Rasen, auf dem keine Fundamentierung möglich war, drei Tribünen für insgesamt 12000 Personen zu erbauen, und zwar in einer Ausführung, die rasch wieder entfernt werden sollte. Man wählte die Stahlrohrbauweise und baute aus genormten Einzelteilen eine Mitteltribüne für 6400 Personen und zwei Seitentribünen für je über 3000 Personen auf. Die Mitteltribüne wurde als Stehtribüne ausgebildet, sie war 100 Meter lang, fünf Meter hoch und fast 13 Meter tief. Die beiden Seitentribünen waren Sitztribünen mit 19 Sitzreihen und einer Länge von 80 Meter. Alle drei Tribünen konnten mit 110 Mann Belegschaft in jeder Schicht in rund 50 Arbeitsstunden fortigsagen schlüsselfertig aufgeführt werden.

Da solche Stahlrohrbauten aus gleichartigen Bauelementen errichtet werden, kann man sie völlig zerlegen und wiederverwenden. Das setzt voraus, daß alle Verbindungen der Rohre untereinander sich rasch wieder lösen lassen, und zwar so, daß die Rohre nicht beschädigt werden. Es gibt heute für diese Zwecke Spezialkupplungen, durch deren Verwendung man in der Lage ist, die Gerüstteile beliebig oft an den verschiedensten Stellen wieder zu verwenden, ohne daß sie irgendeinem Verschleiß unterworfen wären.

Aehnliche Gerüstbauten benutzt man auch, um Türme und andere hohe Bauwerke einzurüsten. Sie sind nicht nur technisch bemerkenswert, sondern wirken auch elegant und verblüffen durch die schwingende Leichtigkeit ihrer ganzen Konstruktion.

Leuchtendes Blut

Chemie weist neue Wege für die Aufklärung von Kapitalverbrechen — Viele Wochen alte Blutspuren werden sichtbar gemacht — Licht, das ohne Lampe leuchtet

Bei der Aufklärung von Kapitalverbrechen spielt oft der Nachweis von Blutspuren eine ausschlaggebende Rolle. Aus der Art und der Richtung der Blutspuren am Tatort lassen sich oft wesentliche Einzelheiten der Tat feststellen. Der Gerichtschemiker hat es dabei verhältnismäßig leicht, wenn es sich um frische Blutspuren handelt. Liegt jedoch die Tat bereits längere Zeit zurück, so haben die Spuren gewöhnlich durch die Einwirkung der Wärme, der Sonnenbestrahlung, der Befeuchtung, durch Einflüsse der Unterlage — Erdboden, Stein, Gras, Laub — und durch chemische Umwandlung des Blutfarbstoffes eine derart starke Veränderung ihrer Beschaffenheit und Farbe erfahren, daß sie sich nur schwer noch auffinden lassen. Hinzu kommt, daß sie den Eintrocknungsrückständen von Farblösungen, roten Fruchtsäften, Tabaksbeichel, Pilzsaften oder Rostüberzügen ziemlich ähnlich sehen und daher leicht übersehen oder verwechselt werden können.

Trotz dieser Schwierigkeiten hat die Gerichtschemie eine ganze Reihe von Arbeitsweisen zur Verfügung, die es gestatten, auch verwitterte, eingetrocknete, mehrfach befeuchtete und verstreute Blutspuren noch mit Sicherheit nachzuweisen. Allerdings handelt es sich dabei um ziemlich verwickelte Verfahren, die mit kleinsten Stoffmengen, mit dem Mikroskop und vor allem mit dem Spektroskop, also auf optischem Wege, arbeiten. Neuerdings ist es nun gelungen, ein Verfahren aufzufinden, das sich durch besondere Einfachheit auszeichnet und dabei den Vorteil hat, alte Blutspuren anzuzeigen, ohne dadurch die weitere chemische und optische Untersuchung der aufgefundenen Spuren zu behindern.

Das neue Verfahren, das kürzlich von Dr. W. Specht in der „Angew. Chemie" beschrieben worden ist, geht auf eine Beobachtung zweier Forscher, Gleu und Pfamstiel, zurück, wonach ein aus dem Blut im Lauf der Alterung abgespaltener Stoff, das Hämatin, imstande ist, bestimmte chemische Lösungen zu einem intensiven Leuchten zu veranlassen. Man kennt diese Art des Leuchtens vom Glühwürmchen her, bei dem sich offenbar ähnliche chemische Vorgänge abspielen. Dem Chemiker sind solche Leuchtreaktionen in größerer Zahl bekannt. Sie haben alle eines gemeinsam, daß beim Zusammenbringen bestimmter Chemikalien in Lösung eine eigenartige, im Dunkeln sehr intensive Leuchterscheinung eintritt, die den Eindruck erweckt, als ob die ganze Lösung ein einziger mild strahlender Leuchtkörper wäre.

In genau gleicher Weise beginnen nun auch Blutspuren im Dunkeln aufzuleuchten, wenn man sie mit einer bestimmten Lösung — es handelt sich um eine Lösung von Soda, Wasserstoffsuperoxyd und einem speziellen Abkömmling der Phthalsäure — zusammenbringt. Spritzt man diese Lösung mit einem Zerstäuber auf eine Stelle, auf der sich alte Blutspuren befinden, so tritt im Dunkeln ein etwa 15 Minuten lang dauerndes blaues, intensives Leuchten auf, das jeden einzelnen Blutspritzer genau sichtbar werden läßt. Man kann den Lichteffekt durch abermaliges Bespritzen mit der Versuchslösung wiederholt hervorrufen.

Besonders bemerkenswert an dem neuen Verfahren ist, daß es vor allem auf alte Blutspuren anspricht. Frische Spuren lösen nur ein geringes Leuchten aus, eingetrocknete Spuren hingegen rufen ein helles, blaues, langdauerndes Leuchten hervor. Der Grund liegt darin, daß im wesentlichen das bei der Alterung des Blutes entstandene Hämatin das Leuchten hervorruft. Weiter ist wichtig, daß der neue Nachweis spezifisch ist, das heißt, nur durch Blutspuren hervorgerufen wird und nicht durch andere Stoffe irgendwelcher Art. Weder Erd-, Gesteins-, Holz- und Metallteile, weder Gras und Laub, noch Milch-, Stärke-, Kaffeeflecke, Tapeten, Leder, Gewebe, Oele, Pilzkulturen usw. sind imstande, den Leuchteffekt hervorzurufen.

Schließlich habe die ausgedehnten praktischen Erprobungen, denen man das neue Verfahren unterworfen hat, ergeben, daß die Spuren auch dann noch sichtbar werden, wenn sie durch lang andauernden Regen verwaschen sind und mit dem bloßen Auge gar nicht mehr wahrgenommen werden können. Spuren auf Laub, Gras, Erdboden und Gestein, die völlig unsichtbar geworden waren, leuchteten beim Bespritzen mit der Lösung im Dunkeln genau so stark auf wie die noch sichtbaren Spuren. Berücksichtigt man noch, daß nach dem neuen Verfahren auch ausgedehntere Tatorte rasch besprüht und auf Spuren abgesucht werden können, so erweist sich im ganzen dieser neue Blutnachweis als eine wichtige und wertvolle Bereicherung, die die Kriminalistik durch die Chemie erfahren hat.

I. H.

Die Blitzemacher von Selb

Im „Hochspolthaus" der Porzellanstadt Selb besitzt Deutschland eine Forschungsstätte, die ihresgleichen in ganz Europa sucht.

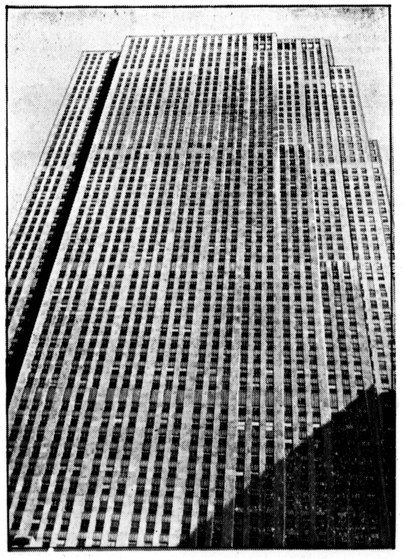
Wenn man in Selb, dem freundlichen mittelfränkischen Städtchen im östlichen Fichtelgebirge, einen Jungen auf der Straße fragt, was er einmal werden möchte, dann kann es einem passieren, daß man zur Antwort bekommt: „Na, Blitzemacher halt, wie mein Vater!" Nun gehört das Fichtelgebirge gerade zu jenen Ländern Deutschlands, die auf Grund ihrer Bodenformation am meisten zu Gewittern neigen, und es gibt auch in Selb sicher keinen Menschen, dem angesichts der zuckenden Blitze, die drohend aus den Wolken herniederfahren, nicht bänglich ums Herz werden würde. Wozu also diese gefährlichen Feuerzeichen des Himmels noch künstlich erzeugen?

Aber in Selb verdienen sich tatsächlich viele Menschen ihr täglich Brot durch — Gewitter, allerdings nur solche, die gebändigt sind und zwischen meterdicken Mauern zur Entladung kommen. Wir meinen das „Hochspolthaus" in Selb, eine deutsche Forschungsstätte, die in Europa ihresgleichen sucht, in der jene Porzellangebilde auf Herz und Nieren geprüft werden, die wir als Isolatoren alle kennen, und deren Dienst zum Schutze der Menschen und zur Beherrschung riesiger elektrischer Energien unschätzbar ist.

Selb ist die „Stadt der weißen Erde", des Porzellans, von der alle elektrischen Schutzvorrichtungen, von den Telegraphenglocken bis zu den riesigen Hochspannungsisolatoren ihre Reise in die Welt antreten. Von ihrer einwandfreien Beschaffenheit hängt alles ab, Leben und Gesundheit des Menschen ebenso, wie die Sicherheit seiner Werke und Anlagen. Man kann es daher verstehen, daß kein Porzellanstück, das einmal den Kräften der Elektrizität Widerstand bieten soll, Selb verlassen darf, bevor es nicht im Hochvoltbaus auf Biegen und Brechen geprüft worden ist. Hohe Durchschlagsfestigkeit, Druck-, Zug-, Biege- und Schlagfestigkeit sind die mindesten Voraussetzungen, die solche Porzellanglocken erfüllen müssen.

Stockdunkle Nacht herrscht in dem seltsam gekannten Gebäude, das mit seinen massiven Quadern und Pfeilern sich über die Giebel erhebt, nirgends erblickt man ein Fenster, durch das das Tageslicht dringen könnte. In einem riesengroßen Saal, dem Versuchsraum des Hochvolthauses, stehen überall geheimnisvolle Apparate von gewaltigen Größen und eigenartigen Formen, haushohe Transformatoren, für eine Spannung von einer Million Volt eingerichtet. Doktlupferkugeln im Gewicht von mehr als 10 Zentnern und mit einem Durchmesser von nahezu 2.50 Meter warten nur auf ein Kommando, um in der nächsten Sekunde schon unter ohrenbetäubendem Krachen Tod und Verderben auszusenden.

Aber die ungeheueren Kräfte, die hier im Dienste der Wissenschaft erzeugt werden, können sich nicht wie in der freien Natur ungehindert austoben, hier werden sie gezwungen, dem Menschen dienstbar zu sein, der hinter gepanzerten Wänden dem Spiel der Kräfte interessiert zusieht. Nur ein Druck auf einen der vielen Hebel am großen Schalttisch genügt, und schon springt durch die Meßleitungen aus Panzerrohr ein Funke, ein greller, mächtiger Blitz erhellt den Raum mit gleißendem Licht, rasselnd und donnernd überspringt er eine von der Decke herabhängende Kette von Porzellan-Isolatoren. Die Prüfungskandidaten haben in diesem Moment schon einen Teil ihres schweren Examens bestanden, sie haben bewiesen, daß sie selbst höchsten Spannungen ihren Widerstand entgegensetzen. Befriedigt nicken die „Blitzemacher von Selb" . . .



Steinerne Symphonie

Wolkenkratzer in der Rockefellerstadt von ew York

„Ich bin der Kaiser der Sahara!" (Schluß)

Gebrüll die Fünfte Avenue hinunter. Der gesamte Verkehr stockte, und die ganze New Yorker saßen sich an den Kopf, weil sie nicht genau wußten, ob sie schliefen oder wachten. Dann ist aber der wilde Spuk auf der Fünften Avenue jählings zerstoben. Eine starke Kette von Schutzmannschaften stellte sich dem Zug entgegen. Die Beamten zogen ihre Gummiknüppel und drangen auf das Heer des Kaisers der Sahara ein. Sogar die Feuerwehr wurde eingesetzt. Ganze Niagarafälle von heißem Wasser ergossen sich aus den Schläuchen. Und schon wankte das Heer des Kaisers. Auch Seine Majestät Jacques L. der Erkaiser der Sahara, glitt von seinem stolzen weißen Roß herab. Er sank in die Arme eines Polizeioffiziers, der ihn gleich dabehielt und für verhaftet erklärte. Das war das Ende des saharaischen Feldzuges. Es war auch das Ende Jacques L., denn nun wurde Jacques Lebaudy unverzüglich in eine Kaltwasserheilanstalt übergeführt . . .

Epilog

Aus der Heilanstalt wurde Lebaudy verhältnismäßig rasch wieder entlassen. Er kehrte auf sein Schloß „Rhonie" in Long Island zurück. Aber nun wurde es wirklich still um ihn. Was sich eigentlich in den fünf Jahren, die er noch leben sollte, abgespielt hat, hat man nie genau in Erfahrung gebracht. Margarete Pelliere, seine Kaiserin, hat später unter ihrem Eid ausgesagt, daß in jener Zeit der Verfolgungswahn bei Jacques Lebaudy vollkommen zum Ausbruch gelangt sei, worunter sie entsetzlich gelitten habe. Sie sei ihres Lebens nicht mehr sicher gewesen, und so habe sie denn eines Tages in Notwehr zur Waffe greifen müssen. In dem Palast in Long Island hat sich diese Tragödie abgespielt. Als die Polizisten und später, nachdem die Schüsse gefallen waren, die Aerzte, Polizisten und Detektive herbeieilten, war es bereits zu spät. — Jacques Lebaudy hatte sein phantastisches Leben bereits ausgehaucht. Ein Narr, der über ein Jahrzehnt lang mit seinen Napoleonsträumen die Welt in Atem und Spannung gehalten hatte, war erschossen worden . . .

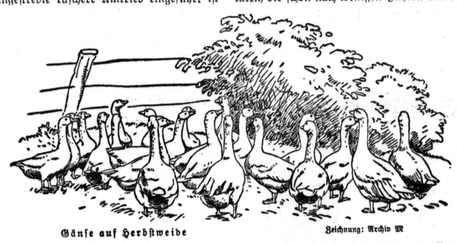
Marguerite Pelliere stand noch im gleichen Jahr — es war das Jahr 1919 — unter der Anklage des Mordes vor dem Gericht der Stadt Nassau im Staate New York. Aber sie wurde freigesprochen. Gleich nach ihrem Freispruch begann sie um die Hinterlassenschaft Jacques Lebaudys zu prozessieren. Ausnahmsweise dachte sie diesmal wohl weniger an sich selbst als an ihre Tochter Jacqueline, die „Prinzessin von Troja". Es ging um ein Barvermögen von immerhin noch 12 Millionen Dollar und um umfangreiche Liegenschaften sowohl in Nordamerika als auch in Frankreich. In Amerika wurde der Prozeß gewonnen, in Frankreich verloren. Trotzdem gelangten Marguerite Pelliere und Jacqueline Lebaudy in den Besitz einer gewissen Summe, die ihnen ein auskömmliches Leben sicherte. Die Erkaiserin der Sahara ist erst in diesem Jahre gestorben. Sie fiel einem Bootsunglück in der Nähe von Long Island zum Opfer.

— Ende —

Haus, Hof und Garten

Brauchen wir Gänse- und Entenmast?

Der Verbrauch an Geflügelfleisch betrug im Jahre 1935 in Deutschland 1,2 kg je Kopf der Bevölkerung. Obwohl diese Menge, gemessen am Gesamtfleischverbrauch von 46,1 kg, nicht hoch ist, konnte sie nur zu knapp zwei Drittel aus eigener Erzeugung gedeckt werden. Der Rest wurde als lebendes oder geschlachtetes Geflügel aus dem Ausland bezogen und stellte einen Wert von 31 Millionen Reichsmark dar. Diese beträchtliche Einfuhr — sie macht 1935 etwa ein Drittel des Wertes alles eingeführten Fleisches aus — fordert geradezu eine Steigerung der Geflügelfleischerzeugung heraus. Diese wird automatisch dann eintreten, wenn auch in den bäuerlichen Geflügelhaltungen erst der angestrebte rascheren Umtrieb eingeführt ist und Landgänsen durchgeführt und den auf Bauernhöfen üblichen Haltungsverhältnissen angepaßt war. Lediglich die Fütterung wächst der ersten Lebenswochen war, den damaligen Möglichkeiten entsprechend, etwas eiweißreicher. Im übrigen werden durchaus befriedigende Zunahmen erzielt; wenn man in den ersten Wochen Weizenkleie und Gersten- oder Haferschrot mit dickflüssiger Magermilch und reichlich Grün (Brennessel, Löwenzahn) vermengt und langsam steigende Gaben gekochter Kartoffeln zugesetzt. Junggänse lassen nach dem ersten Rupfen im Alter von 10 bis 13 Wochen, also nach Abschluß der Hauptentwicklung, fast ausschließlich mit Grün oder auf Stoppelweide ernähren. Bei mangelhaftem Auslauf oder



Gänse auf Herbstweide Zeichnung: Archiv M

Da die Weide bereits knapp ist, erhalten die Tiere jetzt neben einem Körnerfutter noch Runkelrüben zum Verzehr

kurz nach dem Rupfen empfiehlt es sich, abends etwa 250 g gekochte Kartoffeln, 60 g Körner oder Hühnermischfutter und 100 g Magermilch beizugeben. Sobald im Herbst die Weide knapp wird, kommen neben dem Körner- oder Mischfutter lediglich Runkelrüben zum Verzehr. Sie werden sehr gern — in Mengen von 2 bis 2,5 kg je Tag — genommen und eignen sich sowohl zur Vor- als auch zur Hauptmast; zur Hauptmast allerdings in geringeren Mengen und mit steigendem Körner- oder Schrotanteil.

Bei dieser Art der Fütterung erhält man zwar keine ausgesprochen Fettgänse, wohl aber gut befleischte Tiere, deren Fleischqualität durch eine Schlußmast mit reinem Hafer noch verbessert werden kann. Das Stopfen und Rudeln der Gänse zwecks Erzielung von viel Fett und großen Lebern ist eine Tierquälerei und als solche verboten.

Zur Fleischleistung kommen nun noch ganz beachtliche Federmengen hinzu. Mauserungänse können während des Sommers zwei- bis dreimal. Mäuserupfen sogar drei- bis viermal gerupft werden. Es ist bekannt, daß das Tierschutzgesetz nur die Entnahme reifer Federn, d. h. solcher, deren Kiel feinerlei Flüssigkeit mehr enthält und zum Ausfallen geneigt sind, erlaubt. Einschließlich der beim Schlachten anfallenden Federn werden also im Laufe des Jahres, je nach Schlupfzeit und Größe der Gänse, 300 bis 600 g Federn gewonnen, davon etwa ein Sechstel Daunen sind. Für saubere, gute Gänsefedern (Federn und Daunen gemischt) werden beim Verkauf an Private 0,80 bis 10 RM je Kilo erzielt. Es leuchtet ein, daß bei diesen Preisen die Kosten für das Beifutter — ausschließlich Grün, das keine Geldaufwendungen erfordert — fast ganz aus den Einnahmen für die Federn bestritten werden können. Jedenfalls ist die Gänsehaltung nicht nur eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit, sondern im Bauernbetrieb ist sie bei richtiger Handhabung auch unbedingt wirtschaftlich.

Die Mast der Ente läßt sich auf zweierlei Art betreiben. Entweder wir setzen die Entenküken sofort auf ein stark Wachstum förderndes Futter und treiben damit Jungtier- oder Fleischmast, oder wir lassen die im Frühjahr und Sommer geschlüpften Entchen bei geringerer Fütterung bis zum Herbst langsam heranwachsen und geben dann den ausgewachsenen Tieren noch kurze Zeit ein fettbildendes Futter, treiben also Fettmast. Die erste Methode hat den Vorteil, daß die Tiere, je nach Rasse, nach neun bis zwölf Wochen das Freifutter dann noch gering ist und die Tiere von Frühjahr bis Herbst, wenn auch nur kleinen täglichen Beifuttermengen, über Wasser gehalten werden müssen. Es sei deshalb für die Entenmast unter geeigneten Verhältnissen folgender Rat gegeben: Frühbruten rasch mästen und ablegen; dann sind die Preise noch gut. Spätbruten das Freifutter ausnutzen lassen und im Herbst und Anfang Winter nachmästen.

Entchen in den ersten Lebenswochen zwar etwas langsamer, holten aber dann auf und erreichten bei der Schlachtreife im Alter von zehn Wochen sogar etwas höhere Endgewichte als die Jungtiergruppe mit einheitlichem Mischfutter. Wer diese Art der Entenmast betreiben will, hält am besten die das ganze Jahr über legende amerikanische Pekingente, die Reichwüchsigkeit mit der Möglichkeit, zu verschiedenen Jahreszeiten brüten zu können, verbindet.

Bei der zweiten Mästungsart können die Jungenten während der Wachstumszeit vorhandenes Freifutter ausnutzen, das sie auf Aeckern und Wiesen, auf Wasserläufen usw. finden. Ihre Fütterung kann sich deshalb da, wo genügend Freifutter vorhanden ist, wesentlich billiger gestalten. Es bleiben dann in der Hauptsache die Aufwendungen für das spätere Mastfutter, das aus Kartoffeln, Gerstenschrot und Magermilch bestehen kann. Trotzdem ist diese Mastart für Frühbruten nicht zu empfehlen, da das Freifutter dann noch gering ist und die Tiere von Frühjahr bis Herbst, wenn auch nur kleinen täglichen Beifuttermengen, über Wasser gehalten werden müssen. Es sei deshalb für die Entenmast unter geeigneten Verhältnissen folgender Rat gegeben: Frühbruten rasch mästen und ablegen; dann sind die Preise noch gut. Spätbruten das Freifutter ausnutzen lassen und im Herbst und Anfang Winter nachmästen.

Praktischer Ratgeber

Feldsalat. Wer möchte nicht auch während des Winters einen leicht anzubauenden, vorzüglich schmeckenden und dabei so gesunden Grünsalat genießen? Ich glaube, bei der heutigen vernünftigen Einstellung zur Ernährung ein jeder. Darum wollen wir jetzt schon Vorsorge für die kältere Jahreszeit treffen und Feldsalat aussäen. Er gedeiht auf jedem Boden und stellt auch sonst gar keine besonderen Ansprüche. Die Aussaat erfolgt von Anfang August bis in den Oktober hinein und kann breitwürfig oder in Reihen vorgenommen werden. Im Winter bedeckt man die Herbstsaaten von Feldsalat mit Fichtenreisig oder Streustroh, Strohmatten oder auch mit Mistbeetfenstern nicht des Gefrierens wegen, sondern um zu jeder Zeit ernten zu können. Als empfehlenswerte Sorten sind zu nennen „Dunkelgrüner vollherziger" und „holländischer breitblättriger" Feldsalat, der auch den Namen Rapünzchen, Nüßchen, Ackersalat führt; er kann den ganzen Winter hindurch den gewöhnlichen Salat ersetzen. Er ist daher besonders wertvoll für den Kleingartenbesitzer. Dr. Hubmann.

Der Messingkäfer hat seinen Namen nicht daher, daß er Metalle, insbesondere Messing, zerstört, wie immer noch behauptet wird. Dazu sind seine Freßwerkzeuge viel zu schwach. Dieser Wohnungsschädling führt seinen Namen vielmehr auf die messingglänzende Behaarung seines Körpers zurück. Dr. J.

Zeichnung: Archiv M

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung: (21). Weiß (9): Kf8; Dd1; Lg1 u. f5; Tg6; Sd7 u. f7; Bb4 u. c4. — Schwarz (12): Kc6; Da1; Lf3; Sa4 u. b7; Ba6, c5, c7, f6, g2, g4 u. g7.

Silbenwechselrätsel.

Rasttag — Stikport — Viereck — Effchtal — Standstein — Haustür — Buchdruck — Waldlaub — Stuhlbein — Marktkorb — Raubbau — Postamt.

Die erste Silbe vorstehender 12 Wörter — je ein einsilbiges Wort — soll durch eine der nachstehenden in der Weise ausgewechselt werden, daß die Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, einen empfehlenswerten Aufenthalt für den Urlaub nennen.

Aly — Eck — Ei — Eis — Erz — Fest — Fisch — Inn — Not — Recht — Strand — Ur.

Silbenrätsel.

Aus den 38 Silben:

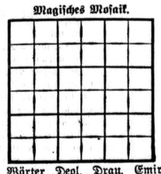
an — as — ei — fe — he — derff — dre — e — er — erd — feh — ge — ge — ger — hand — in — la — land — leu — lin — list — lot — ne — ner — rer — ri — rin — sau — ß — ste — ßie — ter — tro — ur — ve — we — werk — ze

sind 13 Wörter mit folgender Bedeutung zu formen:

1. westfälische Gebirgslandschaft. 2. Musiker. 3. gewerbliche Erzeugung. 4. mittelalterliches eidliches Friedensversprechen. 5. geologische Bezeichnung. 6. scherzhafte Umgestaltung eines Gedichtes. 7. Glaubenseiferer. 8. Supvenschlüssel. 9. Feldherr unter dem Großen Kurfürsten. 10. Nebenfluß der Leine. 11. altgriechischer Ort. 12. Straßenräuber. 13. männlicher Personennname.

Nach richtiger Bildung ergeben die Wörter in der ersten und vierten Buchstabenreihe — beidemal von oben nach unten gelesen — eine Mahnung an die Ausflügler.

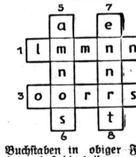
Magisches Mosaik.



Die Wörter Deol, Draw, Emir, Ende, Kamp, Mort, Ried, Sued sind in je eines der Vierfelder-Quadrate vorstehender Figur — das mittlere Quadrat bleibt frei — derart einzustellen, daß nach richtiger Einstellung die äußeren je 6 Felder der Figur folgende Wörter ergeben:

Waagerecht: oben: Lederstreifen; unten: Stadt in Frankreich. — Senkrecht: links: Wohlriechende Blume; rechts: Stadt in Italien.

Leistenrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Sb4—b5, a4×b3. 2. Dh5—f1 matt. a) 1. . . . , Kc4×b5. 2. Dh5×b5 matt. b) 1. . . . . Sb5 beliebig. 2. Tb3—e3 matt. c) 1. . . . . e4—e3. 2. Dh5—h1 matt.

Kreisrätsel: 1. Diaet. 2. Rache. 3. Braut. 4. Grube. 5. Stirn. 6. Matte. 7. Gneis. 8. Biber. 9. Gnade. 10. Bimse. 11. Esche. 12. Woche. 13. Chile. 14. Gruben. 15. Hitze. — Der hat gut Rat geben, dem es wohlgeht.

Denksportaufgabe

Problem „Regenschauer": Man beginnt mit dem obersten schwarz geranderten Feld (ein dann nach rechts herum alle Buchstaben auf den Feldern mit schwarzem Rand, dann die auf den Feldern mit gestricheltem Rand und zuletzt die übrigen. Das ergibt: Erst der Regen lernt uns den Sonnenschein schätzen."

Streichrätsel: Mat(ſch). St(umpf. Lid(o). Ko(m)te (Winkel. Vike(r) K(lippe Halſ(ter. Kohl(e). Mol(l)e. Wun(d)e. — Stoppelfeld.

Zweisilbige Scharade.

Eine fährt man mit der andern,
So geschwind kann niemand wandern;
Wenn die zwei verbunden sind,
O da geht's erst recht geschwind.
Zwar bezahlt man dann die Reise
Stets mit einem höhern Preise.
Doch gehalten wird nicht viel.
Und man kommt sehr bald ans Ziel.

Rösselsprung: Was Bogen und Sehne einander, / Sind Mann und Weib einander. / Sie beugt ihn, doch gehorcht sie Sie zieht ihn, und doch folgt sie, / Nutzlos beide ohne einander. (Longfellow.)

Zum Waschen und Zum Reinemachen nimm die bewährten Henkelsachen: Persil · Henko · Sil · iMi · ATA

Kindermund

Der kleine Fritz hat bei Bekannten sein Buch liegen lassen. Man findet darin einen Zettel mit einer Anzahl Mädchennamen. Gefragt, was diese Namen zu bedeuten haben, antwortet er: „Die alle muß ich noch verhauen."

*

„Was ist an einem Messer der wichtigste Teil?"

Allgemeines Nachdenken. Die Anschauungen sind offenbar verschiedener Art.

„Also, Fritz", fragt der Lehrer weiter, „wozu hat sich dein Vater ein Taschenmesser gekauft?"

Fritz: „Weil er einen Proppenzieher braucht."

*

Der kleine Hans ist recht unordentlich. Eines Abends kommt seine Mutter in sein Zimmer. Als sie sieht, daß ihr Söhnchen im Bett ist, seine Sachen aber alle auf dem Fußboden liegen, fragt sie pädagogisch: „Ich möchte bloß wissen, wer seine Sachen nicht zusammenlegte, bevor er ins Bett ging?" Nachdem Hänschen unter die Bettdecke gekrochen war, antwortete er: „Adam, Mutti!"

„Schrecklich! Hier steht in der Zeitung, daß ein Mann seine Frau und sich selbst erschossen hat!"

„Furchtbar . . . wen hat er denn zuerst erschossen?"

„Ja, davon steht nichts drin!"

(Söndagsn.)

Dann allerdings!

Die Zwillingsbrüder stehen vor dem Lehrer.

„Ihr habt ja den Aufsatz über „Unser Kanarienvogel" Wort für Wort gleichlautend geschrieben!" wirft er ihnen vor.

„Ja, Herr Lehrer, das ging nicht anders!" sagte der eine.

„Wieso denn?"

„Wir haben doch nur einen Kanarienvogel zu Hause!" (Neue J. J.)

Geschäft

„Junge, wozu brauchst du die Mäuse? Gestern hast du doch erst eine geholt?"

„Die lege ich meiner Tante Anna in die Stube, und dann ruft sie mich, daß ich sie wegschaffe, und dafür kriege ich fünfzig Pfennig."

*

Ein Junge kommt in eine Destillation, stellt eine Flasche auf den Tisch und sagt: „Für dreißig Pfennig Schnaps und siebzig Pfennig zurück, mein Vater bringt morgen die Mark!"

*

Hans ist sieben Jahre alt. Eines Morgens will er nicht in die Schule. Die Mutter mahnt.

„Nein", sagte der Junge, „der Lehrer ist nicht da. Er hat gestern gesagt: „Genug für heute, morgen fahre ich fort!"

„Herr Lehrer, kann man auch bestraft werden für etwas, was man nicht gemacht hat?"

„Nein, mein Junge!"

„Dann ist's gut, ich habe nämlich meine Schularbeiten nicht gemacht!"

Füttern verboten

Die kleine Liselott ist mit ihrer Mutti im Zoologischen Garten gewesen. Seitdem hat sie den heißen Wunsch, einen richtigen lebendigen Affen zu haben.

„Aber Kindchen, daran ist gar nicht zu denken! So ein Äffchen ist sehr teuer und braucht besonderes Futter, das auch wieder Geld kostet."

„Ach, Mutti, da nehmen wir einfach eins von denen, die nicht gefüttert werden dürfen."

Im Zeitalter des Radios

Großvater war zu Besuch gekommen. Nach dem Essen setzte er sich in einen Sessel und hielt sein Mittagsschläfchen. Das ging nicht gerade geräuschlos ab. Die kleine Petra hatte lange mit sichtlichem Mißfallen dem Schnarchkonzert zugehört, und als ihre Mutter hereinkam, stand sie vor dem Großvater und drehte mal an dem einen, mal an dem anderen Westenknopf.

„Was machst du da?" flüsterte die Mutter streng. „Du darfst Opa nicht stören!"

„Ach Mutti", antwortete Petra, „an welchem Knopf muß ich denn drehen, um etwas anderes einzustellen?" (Oslo Illustrerte.)

Bessere Aussichten

„Sagen Sie mal Minna, warum gehen Sie eigentlich von uns fort?"

„In meiner neuen Stellung habe ich bessere Aussichten, gnädige Frau!"

„Höheren Lohn?"

„Nein, aber aus dem Vorderzimmer kann ich auf den Infanterieübungsplatz sehen und vom Hinterfenster aus auf die Artilleriekaserne!" (Svenska Dagbladet.)

Zirkus

„Wie kommt es eigentlich, daß Bill Elefantenbändiger geworden ist?"

„Na, zuerst hatte er einen Flohzirkus, aber dann wurde er kurzsichtig!" (Hemma.)

Kleine Anleitung

Jochen hatte ein Ferkel gekauft und einen Waschzober. Auf dem Nachhauseweg traf er Lisbeth, und sie gingen zusammen aus dem Dorf hinaus. Er mit dem Ferkel unter dem rechten und dem Zober unterm linken Arm. Sie mit einem Funkeln in ihren blauen Augen. Als sie auf einen einsamen Landweg kamen, rannte Lisbeth auf einmal schnell voraus.

„Nanu", rief Jochen, „was soll denn das? Warum läufst du denn auf einmal weg?"

„Nun", kicherte das Mädchen, „hier ist es so einsam, und ich hatte Angst, du würdest mir einen Kuß geben!"

„Was, so wie ich hier bin, mit dem Ferkel und dem Zober unter den Armen?"

„Nun", meinte Lisbeth, „ich dachte, daß du vielleicht das Ferkel hinsetzen und den Zober darüberstülpen würdest . . ."

(Illustrert Familienblad.)

Der Bravste

Vater: „Nun sagt mir mal, Kinder, wer letzte Woche am artigsten war und alles getan hat, was die Mutter wollte?"

Der kleine Gino: „Das warst du, Papa!" (Gazzettino Illustrato.)

Unerwartete Schlußfolgerung

Der kleine Paolo hat sich mit der Gouvernante verzankt.

„Und jetzt", sagt die Mutter, nachdem sie ihn zurechtgewiesen hat, „gehst du zum Fräulein und gibst ihr einen Kuß!"

„So!" meint Paolo, „Damit ich dann eine Ohrfeige von ihr kriege wie der Papa?!"

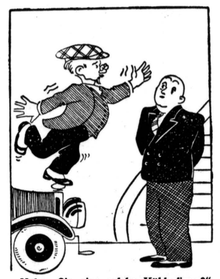
(Marc Aurelio.)

Mißtrauen

„Ich verstehe nicht, Mama", sagte die jungverheiratete Frau, „was du gegen Adalbert hast! Er hat doch gestern sogar Klavier gespielt, als du bei uns warst!"

„Gewiß hat er das", sagte die Schwiegermutter, „den Trauermarsch, als ich kam und die Zubehörtüre, als ich ging!"

(Humorbladet.)



„Haben Sie eine solche Kühlerfigur?" (Zeichnung: Siegert)

„Ich wünschte nur, daß Vater mal zu Hause bleiben würde, um zu sehen, wie du dich benimmst, wenn er nicht zu Hause ist!"

Gegenfrage

„Wie alt ist denn Ihr Regenschirm?!"

„Sechs Jahre . . ."

„Was, sechs Jahre!? Und nicht größer als mein Regenschirm?"

„Wie alt ist denn Ihre Regenschirm?!" (Söndagsnisse Strix.)

Immer Geschäftsmann

„Sind Sie bereit," fragte der Richter, „die Schimpfwörter zurückzunehmen, die Sie dem Kläger an den Kopf geworfen haben?"

„Ich bedauere, Herr Richter, antwortete der Kaufmann Franke, „aber ich nehme prinzipiell niemals etwas zurück. Dagegen erkläre ich mich bereit, wenn der Kläger es wünscht, die angewandten Schimpfwörter gegen andere umzutauschen!" (Karikaturen.)

Der Alkohol

„Wenn du nicht so viel trinken würdest", sagte die Frau zu ihrem Mann, „dann wärest du vielleicht schon Bürovorsteher oder gar Prokurist!"

„Schon möglich, Liebling — aber sieh mal, wenn ich etwas getrunken habe, fühle ich mich mindestens so wie ein Generaldirektor!"

(Hjemmet.)

Beschwerde

Rekrut Müller hat sich darüber beklagt, daß es zum Mittagessen Sand in der Suppe gehabt hat.

„Müller", antwortet ihm der Unteroffizier, „sind Sie Soldat geworden, um dem Vaterland zu dienen oder um über die Suppe zu klagen?"

„Um dem Vaterland zu dienen, Herr Unteroffizier, aber nicht, um es aufzufressen!"

(Cato Illustrerte.)

Nach dem Heiratsantrag

„Warum weinst du denn, mein Engel? Habe ich dich mit meiner Frage erschreckt?"

„Oh nein, Geliebter", schluchzt sie leise, „das ist es nicht! Ich weine vor Freude. Mama hat immer gesagt, ich würde nicht mal einen Esel als Bräutigam bekommen, so dumm wäre ich. Und nun habe ich doch einen bekommen!" (Dagens Nyheter.)

Unser Peter

„Mutti, darf ich rausgehen und spielen?"

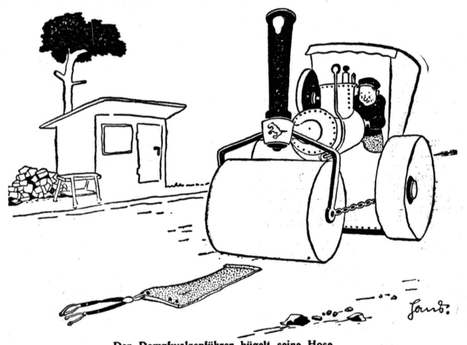
„Mit den zerrissenen Hosen?"

„Nein, mit dem kleinen Mädchen von gegenüber!" (Morgenbladet.)

Der gute Wille

Mit dem Motor war etwas nicht in Ordnung. Der Fahrer mußte aussteigen und die Sache untersuchen. Er hatte bald die Ursache gefunden, ging in das nächstliegende Häuschen und fragte die alte Frau, die ihm öffnete, ob sie zufällig etwas Öl im Hause hätte. Es wäre ganz gleich, was für welches — er könnte sich schlimmstenfalls sogar mit Rizinusöl behelfen.

„Leider habe ich keins da", antwortete die alte Frau hilfsbereit, „aber Sie können stattdessen Karlsbader Salz bekommen, das habe ich im Hause!" (Allers Familj Journal.)



Der Dampfwalzenführer bügelt seine Hose (Zeichnung: Hans)

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „O-B-V". Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. **O. Blocherer Augsburg II/29**

Damenbart Radikal beseitigung läßt Haare durch die weltbekannte Rat-Wax-Tax-Kraftur. Kerstl. empfohl. u. ärztlich erprobt. Reichspatentamtl. Wz. 468 506 Gold. Medaille. Grand Prix Brüssel 1935, London 1935. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses) Alleinkur RM 8.75, kurz RM 3.85, f. geübte Frauen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. **Helwaka G. m. b. H., Köln 114**

Pfarrer Kneipp's Tannensaft Tannenblüten-Lungenbalsam ist das hervorragende Mittel bei schwer. Brust- u. Lungenspitzenkatarrh, sowie Bronch.-Katarrh. Der hohe Gehalt a. Kalk u. Kieselsäure bringt Heilung u. Vermehrung d. Appetits. Abn. d. Fiebern u. d. Schweißbildung. Die große Flasche RM. 2.-. Kneippsachverständiger kostenlos durch: **Kneippmittel-Zentrale Kneippapotheke Würzburg**

Warum nicht in diesem Sommer ein neues Fahrrad? Wir machen Ihnen bestimmt ein gutes Angebot. **E.&P.Stricker** Fahrradfabrik **Brackwede-Bielefeld 565**

OHR-SCHUTZ ist WOHLTAT durch schalldurchl. Ohrpfropfe **„AKUSTIKA"** bei Taubheit, Krankheit, beim BADEN, i. Berol 1 in Apoth. / Drog. 30 u. 90 Pfg.

Herdfeger bewährt ergiebig - billig

Graue Haare Verschwinden wieder. Prämiiert mit goldener Medaille. Broschüre kostenlos durch Wilhelm Barres G.m.b.H. Bad Pyrmont

Bis 2400.- RM führt. Einnahme durch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzbrut u. ert. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 12

30j., blond. Mädel, häusl., m. Ausst. w. **Ehe** m. kath. Herrn in gut. Pos., Ang. u. Nr. 7/175 an „Der 7. Tag", Paderb.

Die Heilung quälender Katarrhe die Tag und Nacht zum Husten reizen, muß die Beseitigung des Entstehungsherdes der Atmungsgeschleimhaut und deren Festigung gegen die Krankheitserreger zum Ziel haben. — Das ist es, worauf die großen Erfolge des „Glipbolcalin", auch gegen ganz hartnäckige und veraltete Erkrankungen der Atmungsorgane bei Jung und Alt beruhen. „Glipbolcalin" hilft von Grund auf, vor allem durch die Art und Stärke seines gewebefestigenden Gliftrium-Kalziumgehaltes. — „Glipbolcalin" ist von Professoren, Ärzten, Kranken erprobt und anerkannt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Glipbolcalin" und lassen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 84 Tabl. RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenl. u. unverbindl. Zusend. d. interess. illustrierten Aufklärungsschrift S 305 v. Dr. phil. nat. Strauß.

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet.

Anzeigenpreise Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn. Hannover 3504

Kleine Anzeigen in unserer Zeitung haben nachweisbar besten Erfolg und - **kosten nicht viel!**

Nähmaschinen von **Ritter** besonders gut Ab **124.-** RM **Ritter** Paderborn (Dom gegenüber)

Die weltberühmte **HOHNER** Lagen zehlt Gratis Katalog mit 150 Abb. und Teile-Preisen **LINDBERG** Größtes Harmonika-Versand-Haus **MNCHEN** Kaufingerstraße 15

Seit fast 100 Jahren kaufen Hunderttausende ihre **Herren- und Damenstoffe** nach unserer großen Kollektion über 1000 Originalmuster). Auch erstklassige Wäschestoffe, Teppiche, Brücken, Bettumrandungen und Vorlagen sowie Steppdecken. Verlangen Sie kostenlos Benusterung unter Angabe des Verwendungszweckes. Jahresproduktion! **W. Michovius** Coltbus 129 k Seit 1843 Lieferant zahlreicher Uniformstoffe

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Katholische Ehe- anbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. diskrete, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung, in 16 Wochen wurden uns wieder 190 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit, Anerk. vornehm. Einrichtg. und Arbeitsweise. **Neuland-Verlag R.** Herne i. W. Mühlenstraße 7

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 2. Vj. 37: 29 353. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 4 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

8. Jahrg. – Nr. 39 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 26. September 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 65 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Was gibt's Neues?

Der erste Gedanke beim Morgenkaffee, die erste Frage im Büro, an der Werkbank, die Unterhaltung am Mittagstisch, das Gespräch am Abend bei den Freunden — über allem steht ausgesprochen oder nicht die gleiche Frage: „Was gibt's Neues?" Drei Worte, die immer aufs neue die Gedanken bewegen, uns nicht loslassen und uns treiben, die aber auch aufs deutlichste beweisen, wie sehr der Mensch, jeder von uns mit dem innerlich verbunden ist, was um ihn herum vor sich geht, was geschieht, ohne daß er vielleicht etwas davon weiß oder ohne daß er etwas dazu tun kann, oder aber was auf seine ganz persönliche Stellungnahme wartet, was sein Ja oder Nein verlangt. Es mag viel kleinlicher Kram sein, den man da erfährt, wenn man sich mit dieser Frage umhört, bei seinem Nachbar etwa oder seinem Gegenüber, es mag viel nebensächliches und sinnloses Geschwätz sich dabei in Umlauf setzen, viel Ehrabschneiderei und Böswilligkeit, aber viel Gutes und Großes tritt da auch an einen heran, was einem das Herz froh und traurig macht. Aber das alles kommt doch nur aus dem kleinen und engen Kreis der wenigen Menschen, die man kennt und mit denen man täglich spricht. Es mag eine Zeit gegeben haben, die sich in dieser Enge und Beschränktheit wohlfühlte; wer das aber von unserer Zeit noch behaupten wollte, würde es noch toller treiben als jener sattsam bekannte Hase, der von nichts wußte. Nein, unsere Zeit hat alle Mauern und Zäune niedergerissen, die den Menschen in Winkelseligkeit begraben, sie hat die Tore aufgestoßen, die den Weg freigeben zu allen Volksgenossen und den Blick weiten auf das ganze Vaterland und auf die weite Welt. Durch den Rundfunk können wir alle Stimmen der Welt in unserem Zimmer versammeln, Flugzeuge, die nah über unser Haus fliegen, kommen geraden Wegs aus fernen Ländern, und was wir heute in Hamburg schreiben, kommt morgen schon in München in die Hand des Empfängers. Wir sehen: alle Entfernungen sind verkürzt, alle Weiten zusammengerückt, und von überall her kommt alle Stunden Neues, das so viel entscheidender ist und schwerer wiegt als die Erzählungen der Nachbarin. Und das alles will man doch erfahren, will darum wissen, will seine Zeit sehen und verstehen, will doch nicht an ihr vorbeileben! Man fühlt sogar die Verantwortung, wissend zu sein, um mithelfen und mitgestalten zu können. Man sucht dann nach einem Freund, der einem alles getreulich berichte, vermittle und erkläre. — Es gibt aber nur einen, und das ist die Zeitung!

„Die Zeitungsleserin" / Zeichnung von Otto Kubel — Bavaria-Verlag, Gauting vor München

Sie kommt jeden Tag zu dir ins Haus. Schon beim Kaffeetisch liegt sie für dich bereit, dich in allem zu unterrichten. Ueber Nacht, während du mollig in den Federn lagst, waren Hunderte von Händen in Bewegung, zu schreiben und zusammenzustellen, zu setzen und zu drucken, zu verpacken und dir ins Haus zu bringen, damit der liebe Leser, wenn er aufwacht, gleich alles weiß, was im Ort geschehen ist, in der Stadt und im Land, was im Vaterlande, was in der Welt vor sich gegangen ist. Alles findet man sorgsam registriert und kommentiert. Man sieht die großen Zusammenhänge und lernt den Gang der Dinge verstehen. Man kann mitreden und mithelfen zu tun, was jeden Tag auch das Vaterland von uns fordert. Aus der Zeitung erkennen wir diese Notwendigkeit. Sie ist die Mittlerin zwischen der Zeit und uns, zwischen dem Volk und uns, sie ist die Schule, in die wir alle gehen müssen, um immer wieder Neues hinzuzulernen.

Aber die Zeitung will ja nicht nur unterrichten, aufklären, mitteilen. Sie will als guter Freund auch in den Stunden der Stille, der Muße und der Ausspannung bei dir sein. Sie will dich unterhalten und zerstreuen. Darum trägt sie jeden Tag das Wort der Dichter und Schriftsteller ins Volk, weiß vielerlei Interessantheiten aus aller Herren Länder und bringt nicht zuletzt mit gutem Humor viel Lachen und Fröhlichkeit in dein Haus. Und für die Ruhestunden des Sonntags bringt sie dazu noch die Sonntagszeitung mit, die aus allen Lebensgebieten in Wort und Bild zu berichten weiß. Sie erzählt von der Schönheit und dem Brauchtum der Heimat, von allem was sie schafft zu gemeinsamem Wohl, von fernen Ländern und von Abenteuern und von vielen anderen Dingen noch.

Darüber muß man einmal ruhig nachdenken; denn in der Hast des Tages werden wohl die allerwenigsten Leser abzuwägen versuchen, wieviel Arbeit und Fleiß und wieviel wertvoller Gehalt in einer Zeitung steckt. Gott ja, was ist denn schon eine Zeitung! Die kommt alle Tage, man sieht hinein, freut sich über dies und jenes, aber am nächsten Tage ist ja schon alles wieder alt und die Zeitung ist nichts als Papier. Und

man vergißt, daß trotzdem die Schriftleiter, die Setzer und Drucker, alle Angestellten des Verlages ihre ganze Arbeitskraft auf jede Nummer verwenden. — Da ist es schon viel leichter zu bemängeln und geringzuschätzen; der eine möchte dies, der andere jenes viel ausführlicher behandelt wissen, manche halten etwas für überflüssig, was anderen sicher wertvoll ist. Die Zeitung will zwar zu jedem sprechen, jedem etwas sein und geben, aber sie kann es doch nur im Rahmen der großen und allgemeinen Sendung, die sie ins Volk hat. Man muß das einmal erlebt haben, wie in der Familie die Zeitung von Hand zu Hand wandert, um zu ermessen, wievielen Ansprüchen die Zeitung gerecht werden muß und auch gerecht wird. Der Vater, die Mutter, die Söhne, die Töchter und schließlich auch die Großeltern, alle suchen sie etwas für sich zu lesen, und alle finden sie und sind zufrieden. Dort bleibt die Zeitung über Generationen der gern gesehene Gast, der liebe Freund im Haus.

Man sieht, es ist von Vorteil, mit diesem Freund sich gut zu halten. Er wird es lohnen auf vielerlei Art. Je enger du dich an ihn schließt, desto vertrauter wird er auch dir werden. Du wirst ihn schließlich nicht missen mögen in deinem Hause, denn jedem in der Familie ist er ja teuer geworden. Und wer immer zu dir kommt und dich fragt: „Was gibt es Neues?", du wirst unterrichtet sein von den Dingen, die um dich vorgehen, so wie es heute von jedem Deutschen verlangt wird. Und der Nutzen — ist ganz auf deiner Seite!

Lk.

Der junge Patriot / Erzählung von Hans Bethge

Ein klarer, goldgelber Oktobermorgen flutete mild durch den Park von Schönbrunn, es war im Jahre 1809. Vor dem Schloß marschierte Napoleons Garde auf mit Musik und in großer Uniform. Der Kaiser, der im Schloß wohnte, hatte Parade befohlen.

Die Truppen in ihren schönen blinkenden Uniformen ordneten sich zu einem riesigen Rechteck. Es war ein Strahlen und Fluten in der Sonne: goldene Tressen, Degenkniffe, frisch geputzte Flinten, schimmernde Helme, Offiziere zu Pferd sprengten hin und her, bunte Schabracken an den Flanken der Gäule. Dann stand alles stramm, stumm und erwartungsvoll.

Eine wogende Volksmenge drängte sich in geringem Abstand um die Truppen und schaute zu. Nicht weit von jener Stelle, wo die Generale versammelt waren, nahe beim Schloß, stand ein Jüngling unter der Menge, in dessen Augen es sonderbar leuchtete. Er stand schneidend da, mit aufs äußerste gespannten Mienen, durch die zuweilen ein leichtes nervöses Zucken lief. Er war schlank und aufrecht. Sein schmales Gesicht war blaß, und wer es näher angesehen hätte, der hätte mit Schrecken ein ernstes, wildes, trotziges Aufbegehren darin erkannt. Aber niemand wurde auf ihn aufmerksam, niemand kannte ihn.

Vom Turme der Schönbrunner Kirche schlug es zehn. Eine leichte Bewegung ging durch die Gruppe der Generale, einige von ihnen blickten noch einmal prüfend zu ihren Truppen hinüber, dann waren die Augen auf die Schloßtür gerichtet.

Die Tür öffnete sich. Die Musik begann schmetternd die Marseillaise. Der Kaiser erschien auf der Terrasse, neben ihm General Rapp, hinter ihm die strahlende Eskorte. Der Kaiser trug einen grünen Waffenrock mit schwarzem Dreispitz. Unter der Tür hielt er einen Augenblick inne und ließ die Augen schweifen, fühl, scharf. Er sprach ein flüchtiges Wort zu Rapp, der sich verneigte. Dann schritt er langsam die Treppe hinab, an deren Fuß sein Schimmel wartete.

Ehe Napoleon zu Pferde stieg, hatte er noch eine kurze Unterredung mit General Junot. Während dieser Unterredung geschah etwas Peinliches. Jener blasse blonde Jüngling durchbrach blitzschnell die Kette der absperrenden Truppen. Ehe ihn jemand hindern konnte, stürzte er auf die Stelle zu, wo der Kaiser stand. Er schwang eine Waffe in der erhobenen Linken, die Rechte ballte er krampfhaft in der Tasche. Natürlich drang er nicht bis zum Kaiser vor, die Fäuste einiger breitschultriger Gardisten packten ihn. Man riß ihm die Hand aus der Tasche, sie hielt einen Dolch umklammert, den man schnell zu Boden schlug.

Ein Offizier trat herzu.

„Seid Ihr wahnsinnig?", fragte er mit gedämpfter Stimme.

Der Blonde schwieg, sein Atem jagte, er biß die Lippen zusammen, aus denen alles Blut gewichen war.

„Fesselt ihn!", sagte der Offizier energisch und gereizt.

Dem Kaiser war der kleine Auflauf nicht entgangen.

„Was war das?", fragte er.

„Offenbar ein Verrückter", erwiderte Rapp.

Der Kaiser sah noch einmal mit stechendem Blick dorthin, wo man den Jüngling wegführte.

„Ich wünsche Bericht", sagte er ruhig. Dann ritt er auf seinem Schimmel mit der feuerroten Schabracke die Front ab. Die Posaunen klangen, die Degen blitzten in den Fäusten der Offiziere, die Standarten wehten, die Sonne lag wie zur Feier eines Sieges auf den Uniformen der Garde. Ein herrlicher, glanzvoller Tag.

Am Nachmittag kam Rapp zur Audienz. Nach Erledigung des Dienstlichen legte er dem Kaiser den Dolch auf den Tisch, dazu das Schriftstück, das man dem Jüngling abgenommen hatte. Der General machte kurz die nötigsten Erklärungen. Der Kaiser schüttelte verwundert den Kopf, dann versenkte er sich in das Schriftstück. Es war eine Flugschrift „An die deutschen Völker", das sogenannte Gentzsche Manifest, das von Schmähungen gegen den Imperator strotzte und alle guten Deutschen mit bewegten Worten aufrief, sich gegen die Tyrannei Napoleons zu erheben.

„Ein gefährliches Dokument", sagte der Kaiser gekränkt und erhob sich. Er trat ans Fenster, sah eine Weile in den rotgelben Park, wo dunkle Vögel über die Taxushecke flogen, und sprach dann über die Schulter zu Rapp:

„Ich will mit dem Burschen reden."

Der General gab sofort Befehl zur Schloßwache hinab, wo sich der Gefesselte in Gewahrsam befand. Als dieser hörte, er sei zum Kaiser befohlen, war er einen Augenblick verwirrt. Er hatte erwartet, daß man ihn kurzerhand auf einem Kasernenhof erschießen würde.

Zwei Garden führten ihn hinauf. Napoleon schritt ernst im Zimmer auf und ab, die Arme auf der Brust verschränkt. Er warf einen flüchtigen Blick auf den schmalen Lockenkopf, der ihm nicht schlecht gefiel, und fragte, während er seine Wanderung fortsetzte:

„Wie heißt Ihr, woher stammt Ihr?"

„Ich bin Deutscher", erwiderte der Gefragte mit fester Stimme, „ich heiße Friedrich Staps und bin Student, meine Vaterstadt ist Naumburg."

„Warum wolltet Ihr mich töten?"

„Um meinem Vaterland zu dienen, Sire. Jeder gute Deutsche, der mit dem Schicksal seines Landes fühlt, wünscht, daß Ihr aus dieser Welt verschwindet. Ihr habt Vasallen aus uns gemacht, wir atmen in Deutschland die Luft des Kerkers."

„Ihr seht den Tyrannen in mir, weil Ihr meine Absichten mißverstehtt. Ich will die Einheit und den Frieden Europas."

„Und Ihr schufet die Knechtung Deutschlands", entgegnete der Student mit entschiedener Stimme.

„Ihr seid ein Kind, kurzblickend, verständnislos. Ich spüre kein Bedürfnis, mich in Diskussionen mit Eurer Unvernunft einzulassen. Ihr habt Euer Leben verwirkt."

„Ich weiß es", entgegnete der Student.

„Ihr seid irregeleitet, verblendet durch alberne Schriften wie diese, die Ihr mir entgegengeschwenkt habt. Ich will Euch laufen lassen, wenn Ihr Eure Tat bereut. Ihr seid jung und seht so aus, als hättet Ihr das Zeug, ein brauchbarer Mensch zu werden. Versprecht Ihr, daß Ihr in Zukunft diese Dummheiten lassen wollt?"

Ein stolzes Lächeln flog über das Gesicht des Studenten.

„Niemals", sagte er.

„Wie?", fragte der Kaiser entsetzt. „Ihr bereut nicht?"

„Nein, Sire, ich bereue nur, daß ich nicht klug genug vorging. Soll ich Euch belügen? Das nächste Mal soll es besser gelingen — falls Ihr mich freilaßt!"

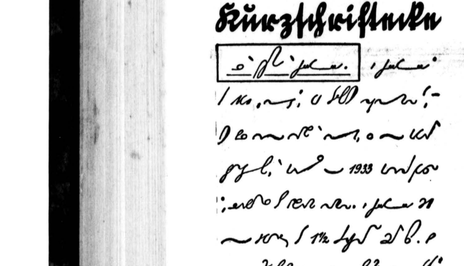
„Ihr seid wahnsinnig!", sagte der Kaiser und stampfte erregt mit dem Fuß. „Ich habe Euch heraufkommen lassen, weil ich die Absicht hatte, Euch zu begnadigen, wenn Ihr Vernunft annehmt. Ihr seid ein Wirrkopf, ein verrückter Phantast. Leute wie Ihr sind äußerst gefährlich. Ich will Euch sagen, was Ihr verdient. Ihr zwingt mich dazu."

Er winkte ab, und man führte den Deutschen hinaus. Der Kaiser trat noch einmal für kurze Zeit an das Fenster, gedankenvoll, die Hände auf dem Rücken, dann setzte er sich bequem an den Schreibtisch.

„Rapp", sagte er, „wenn es viele von dieser Art gibt, bin ich verloren. Er hatte schöne Augen und ein offenes Gesicht. Schade um ihn."

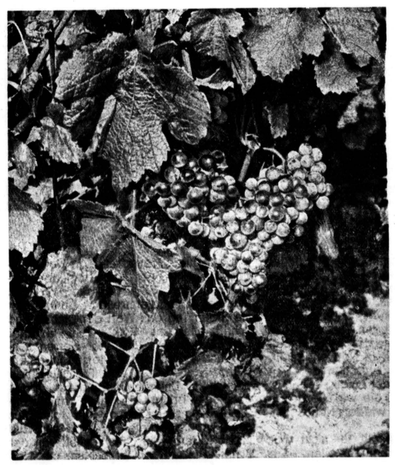
In der Frühe des nächsten Morgen hörten die Leute draußen in der Au eine knatternde Salve aus der Gegend der Schießgräben herüberschallen. Sie ahnten nicht, daß sie auf das Herz eines jungen deutschen Patrioten gerichtet war.

Kurzschriftlinks



Aus der Geschichte der Zellwolle

Die Zellwolle ist nicht etwa „neu", wie vielfach angenommen wird, und auch durchaus kein Kind der Not, sondern ein bewährter Spinnstoff, der bereits vor 1933 bekannt gewesen ist, allerdings unter anderem Namen. Die Zellwolle hat eine Entwicklung von 1½ Jahrzehnten hinter sich. Durch eine deutsche Firma ist die Zellwolle unter dem Namen „Vistra" auf dem Weltmarkt bekannt geworden. Bald begannen auch ausländische Unternehmer sich dafür zu interessieren. So entstanden in England, Italien, Amerika und Japan Zellwollfabriken, obwohl es in diesen Ländern durchaus nicht an natürlichen Spinnstoffen fehlt. Etwa im Jahre 1933 hatte sich der neue Spinnstoff soweit durchgesetzt, daß auch andere Firmen zur Herstellung von Zellwolle übergingen. Ihre Erzeugnisse erschienen dann unter den verschiedensten Bezeichnungen auf dem Markt.



Früchte des Frohsinns!

Die Weinzeit ist da

(Pressephoto, Zander-K.)

Dies nebenbei

Hundert Polizisten fahnden mit größtem Eifer nach dem „Fälscherkönig" Clyde Derrick, der der New Yorker Polizei einen Streich gespielt hat, über den alles lacht, so ernst die Sache an sich ist. Der Mann, auf den jetzt die Riesenjagd in den Staaten New York und New Hersey veranstaltet wird, hat seit einiger Zeit das ganze Land mit falschen Banknoten und Kreditbriefen überschwemmt. Obwohl er überall gesucht wurde, hatte er sich den Verfolgungen entziehen können, bis es endlich zwei Polizisten, die einige Tage seine Spur verfolgt hatten, gelang, ihn an dem Schalter einer Provinzbank aufzufinden und zu verhaften. Stolz auf ihren Fang ließen die beiden Vertreter des Gesetzes Derrick in ein Polizeiauto steigen, nicht ohne daß sie ihn vorher sorgfältig auf Waffen untersucht hätten. Sie setzten sich auf den Vordersitz und ließen dem Banditen den Rücksitz. Kaum aber hatte der Wagen die Tore der kleinen Stadt verlassen, um in voller Geschwindigkeit zum New Yorker Gefängnis zu fahren, als die beiden Polizisten plötzlich Derrick sagen hörten: „Achtung, wenn ihr euch rührt, seid ihr tot!" Als sie sich umdrehten, sahen sie tatsächlich, wie ihr Gefangener einen großen Revolver auf sie gerichtet hielt. Derrick war ihnen bekannt als ein Mann, der nicht scherzt, und Widerstandleisten hätte für sie den Tod bedeutet. Dem Polizisten am Steuer blieb nichts übrig, als zu gehorchen und wie der Bandit es befahl, in schnellstem Tempo weiterzufahren. Eine wahnsinnige Fahrt begann. Der Wagen sauste mit einer Geschwindigkeit von über 120 Kilometern in der Stunde durch die nächste Stadt, während die Verkehrspolizisten, als sie den Polizeiwagen erkannten, nichts eiligeres zu tun hatten, als jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen.

Da fing der Motor des Autos an zu klopfen. Derrick machte sich sofort klar, daß fast kein Benzin mehr im Behälter war, und er wußte sich zu helfen. Die Polizisten ständig weiter mit dem Revolver bedrohend, ließ er den Wagen an einer Tankstelle halten. Während der Tankwart den Behälter mit Benzin füllte, kamen einige Neugierige heran, um sich das Polizeiauto anzusehen. Der Bandit steckte darauf die Rechte mit der Waffe in die Hosentasche, aber so, daß die Spitze auf die Polizisten gerichtet blieb, und diese wagten sich nicht zu rühren. Als das Tanken fertig war, wobei der Benzin obendrein von einem Polizisten bezahlt werden mußte, fuhr das Auto mit den Dreien ab. Nach einigen Kilometern ließ Derrick wieder halten und befahl den beiden Polizisten auszusteigen. Es war bereits Nacht. Nachdem er den beiden noch den Befehl gegeben hatte, sich zu entfernen, ohne sich ein einzigesmal umzusehen, setzte er sich an das Steuer und verschwand mit Blitzesgeschwindigkeit.

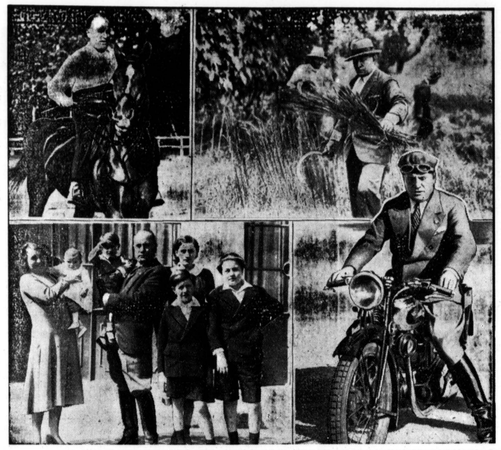
Erst in der Morgendämmerung kamen die beiden Polizisten zum nächsten Ort, wo sie ihre Vorgesetzten benachrichtigen konnten. Derrick war schon viele Meilen weit entfernt. Wenn er auch für ein höchst gefährlichen Gangster gehalten wird, so hat er doch den Ruf, Damen gegenüber sehr höflich und galant zu sein. Vor einiger Zeit hatte er eine sehr schöne blonde Manicure entführt, die dann seine Helferin wurde und die jetzt im Gefängnis sitzt.

*

Der geheime Briefwechsel des Zaren Nikolaus II. von Rußland, der alle Briefe umfaßt, die der letzte Romanow an seine Mutter geschrieben hat, und auch deren Antworten enthält, ist in den russischen Staatsarchiven entdeckt und von der Sowjet-Regierung verkauft worden. Ein englischer Verleger, dessen Name noch nicht bekannt ist, hat das Recht der Veröffentlichung des Briefwechsels erworben. Die Uebersetzung der Briefe, die einen starken Band bilden werden und deren Erscheinen noch vor Ende dieses Jahres angekündigt wird, ist bereits in Arbeit. Man ist in London auf das Erscheinen dieses Briefwechsels, der mehrere hundert Briefe enthält und fast das ganze Leben des unglücklichen Herrschers umschließt, sehr gespannt, da versichert wird, daß viele dieser Briefe sensationelle Enthüllungen über den russisch-japanischen Krieg, über die Beziehungen zwischen Petersburg und London und über die Anfänge des Weltkrieges enthalten. Es ist auch der einzige Briefwechsel des Zaren, der unversehrt erhalten ist; bisher kannte man von ihm nur einige handschriftliche Briefe an die Zarin und Bruchstücke eines Tagebuches. Welcher Preis für den jetzt ans Licht gekommenen Briefwechsel mit der Zarin-Mutter bezahlt worden ist, ist nicht genau bekannt; es heißt nur, daß er sehr hoch gewesen ist.

*

Aus Istanbul wird berichtet, daß einige Fischer in der Nähe einer Insel im Marmara-Meer ein seltsames Meerungeheuer gefangen haben, das jetzt auf dem Fischmarkt ausgestellt wird. Es ist fünf Meter lang und hat einen Umfang von vier Metern, ferner hat es, wie in den Berichten versichert wird, einen „Löwenkopf" und an den Seiten dieses Kopfes zwei riesige Flossen; eine dritte löffelförmige Flosse befindet sich auf dem Rücken. Die Fischer haben zwei Stunden mit dem Ungeheuer kämpfen müssen, ehe sie es überwältigen und an Land bringen konnten.



Mussolini

der Duce des faschistischen Italien

besucht den Führer

und das nationalsozialistische Deutschland

In diesen Tagen wird Deutschland und vor allem die Reichshauptstadt ganz im Zeichen des Besuches des italienischen Staatsoberhaupts Mussolini stehen.

Rechts: Der Duce bei einer seiner leidenschaftlichen Reden, durch die er das italienische Volk immer wieder zu großartigen Leistungen anspornte.

Links: Mussolini als Privatmann. Unten links: Der Duce mit seiner Gattin Rachele und seinen fünf Kindern. Ferner sieht man den Duce als Reiter. Ein weiteres Bild zeigt ihn als landwirtschaftlichen Fachmann bei der Prüfung der Getreideernte. Und auf dem Bild unten rechts zeigt er sich als gewandter Motorradfahrer.

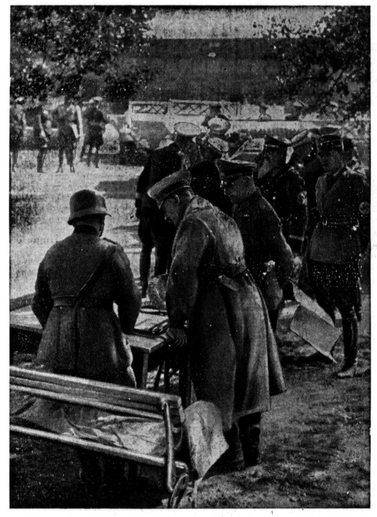
(Zander-K.)

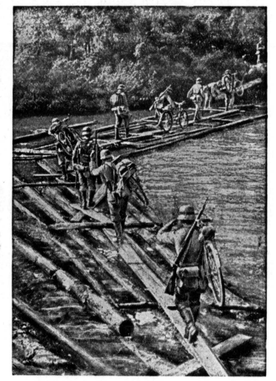
„Luftangriff auf Berlin"

Die große Luftschutzwoche, die in fast ganz Norddeutschland durchgeführt wird, nahm in der Reichshauptstadt ihren Beginn mit einem Luftangriff und Fliegeralarm, der die gesamte Bevölkerung in die Schutzräume zwang.

Die Attachés der fremden Mächte
verfolgen auf dem Wilhelmplatz den Fliegerangriff.

Von den großen Herbstmanövern





Auf schwankendem Notsteg
geht die Infanterie über die Alle (Ostpreußen)
(Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

Der Führer im Manöver-Gelände
Der Führer und oberste Befehlshaber der Wehrmacht traf auf dem Manövergelände in Mecklenburg ein und begab sich sofort zu den Truppen, wo ihn unser Bild mit Generaloberst Freiherr von Fritsch beim Kartenstudium zeigt

„Corrida" gewann den „Großen „Preis der Reichshauptstadt"

In Anwesenheit führender Männer des Staates, der Partei und der Diplomatie wurde am Sonntag auf der schönsten Galopprennbahn Deutschlands in Hoppegarten das 100 000-Mark-Rennen um den „Großen Preis der Reichshauptstadt" gelaufen. Das französische Pferd Corrida konnte dabei einen glänzenden Sieg vor Sturmvogel, Amerina und Abendfrieden erkämpfen. Von links nach rechts: Der Präsident des Union-Clubs, Botschafter von Papen, der französische Rennstallbesitzer und Eigentümer der Siegerin Corrida, Boussac, Reichsminister Dr. Goebbels, Botschafter Francois-Poncet und der Polizeipräsident, Graf Helldorf. (Scherl-Bilderdienst, Zander-K.)

Die Rotunde niedergebrannt

Dieser Schreckensruf durcheilte ganz Wien. Eines der Wahrzeichen der Donaustadt, der größte Bau der Wiener Weltausstellung von 1873, der heute noch als Messepalast diente, war in Brand geraten und wurde binnen kurzer Zeit bis auf die Grundmauern vernichtet. (Zander-K.)

Englischer Zerstörer — Ziel eines bolschewistischen Bombenüberfalls

Der britische Zerstörer „Fearleß" (im Bilde) wurde in der Nähe des an der atlantischen Küste gelegenen Hafens Gijon von einem Flugzeug angegriffen, das sechs Bomben abwarf. Nach den bisherigen Meldungen haben die Bomben ihr Ziel verfehlt und weder Menschenleben gefordert noch Sachschaden angerichtet. (Pressephoto, Zander-K.)

Der zerschossene Bahnhof von Hangschau →

Ein Blick auf die Ruinen des Bahnhofs von Hangschau, der durch japanische Bomben vollkommen zerstört wurde. (Associated Preß, Zander-K.)

Der „Große Dessauer"

Besuch bei dem neuen Großflugzeug der Junkerswerke

Wenn heute eine Firma von dem Weltruf der Junkerswerke mit einem neuen Großverkehrsflugzeug durch eine Einladung an die deutsche Presse vor die Oeffentlichkeit tritt, so ist dies nicht nur für die deutsche, sondern auch für die Weltverkehrsbelange ein Ereignis ersten Ranges. Viel zu wenig weiß der Binnendeutsche, wieviel in den bitteren Nachkriegsjahren die unverwüstlichen Junkers-Ganzmetall-Flugzeuge in allen Erdteilen von dem unbesiegbaren deutschen Glauben an eine bessere Zukunft Zeugnis abgelegt haben. In zwanzig Ländern der Welt fliegen heute Junkers-Ganzmetall-Eindecker, über die weiten Wälder und Weizensteppen Kanadas ebenso, wie über die Urwälder von Siam und die 6000 Meter hohen jetzt schon auf einer ganzen Reihe von Linien bemerkbar gemacht hat und der mit den bisherigen Typen nicht mehr bewältigt werden kann.

In der wirklich sehenswerten Lehrlingsschau der eindrucksvollen Werke, mit deren Namen sich heute jedem Deutschen der Begriff deutscher Fluggeltung in der Welt

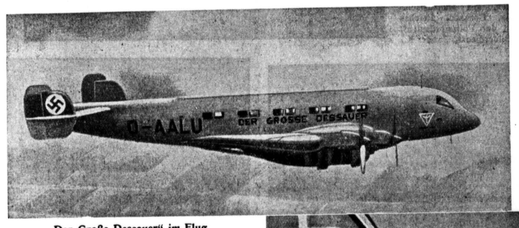
Diese Aufnahme vermittelt einen guten Eindruck von der wuchtigen Größe des neuen Riesenvogels, der aber trotz seiner Ausmaße durchaus schmissig und elegant wirkt. Ein Meisterwerk deutschen Flugzeugbaues! (Werkfoto)

„Der Große Dessauer"
Das neue deutsche viermotorige Großraum-Verkehrsflugzeug, Junkers Ju 90 für 40 Fluggäste. Gewicht des Flugzeuges 21 bis 23 to. Maximale Geschwindigkeit mit Junkers-Jumo-211-Motoren 400 km/Std. Reisegeschwindigkeit 350 km/Std. (Werkfoto)

Anden von Bolivien. Sie sind aus dem modernen Luftverkehr wegen ihrer Sicherheit, Stabilität und Wirtschaftlichkeit nicht mehr fortzudenken.

Die Junkerswerke überraschen uns jetzt mit einem neuen Großflugzeug mit vier Motoren, das nicht weniger als 40 Passagieren Raum bieten wird. Wir hatten in Dessau Gelegenheit, uns von der Inneneinrichtung dieses bahnbrechenden neuen Typs und seinen Flugeigenschaften zu überzeugen. Man erinnert sich vielleicht noch in ganz Deutschland des Aufsehens, das einst der Typ „G 38", die „Hindenburg", die heute täglich ihre 30 Passagiere trägt, erregte. Aus diesem Typ der „G 38" ist die neue „Ju 90" entwickelt worden. Sie verführt durchaus in sich jene Flugeigenschaften, die die „Ju 52" in der ganzen Welt zum bahnbrechenden Pionier des Fernverkehrs gemacht hat. Sieht man die mächtige Maschine mit ihrem Gewicht von 23 Tonnen vor sich, so fällt vor allem der massive Kabinenraum am meisten in die Augen. Man ist bei der „Ju 90" weniger dem Rat-Alleinflugantrieb der „Hindenburg" gefolgt, als der Type „Ju 52". Der Kabinenraum ist größer und geräumiger als im Doppeldeckflugzeug, die Ausstattung innen hebt sich in Bequemlichkeit der Sessel, der Schallabdämpfung, der Belüftung, der Beheizung, der Beleuchtung, der Belüftung in nichts einem Eisenbahnwagen nach. Selbstverständlich wird eine Küche für die stete Bewirtung sorgen. Zwei Piloten und ein Bordfunker sitzen zusammen, getrennt vom Passagierraum, im Kopf der Maschine, dessen Schaltbretter mit den verblüffenden Sicherheitseinrichtungen eines modernen Flugzeuges immer wieder von neuem Erstaunen erregen.

Vergleicht man die letzten großen Junkerstypen, so stellt die „Ju 90" einen mächtigen Schritt vorwärts dar. Sie trägt 40 Fluggäste gegenüber den 30 der „G 38" und den 17 der „Ju 52". Sie besitzt dagegen die erstaunlich hohe Reisegeschwindigkeit von 350 Kilometer in der Stunde gegenüber den nur 200 Kilometer der „G 38" und den 250 Kilometer der „Ju 52". Die Höchstgeschwindigkeit des neuen Verkehrsflugzeuges, von dem zwei Schwesterflugzeuge bereits im Bau sind, erreicht 411 Kilometer pro Stunde. Damit wird die Deutsche Luftfahrt die erstaunlich schnellen auch den großen Fernverkehrsstrecken den Anbrang an Passagieren zu bewältigen, der sich



„Der Große Dessauer" im Flug (Weltbild, Zander-K.)

verbindet, erhielten wir einen bleibenden Eindruck von der Aufwärtsentwicklung der Werke. Der Vorsicht auf Schnelligkeitsrekorde, das Streben nach Sicherheit, Rentabilität, Dauerhaftigkeit und Wirtschaftlichkeit hat den Werken 32 internationale Rekorde eingetragen. Es haben alle Flugzeugfirmen der Welt mehr oder weniger von den Pionierleistungen in Dessau gelernt. Heute noch fliegen in vielen Ländern Typen, die im Jahre 1919 geschaffen sind. Die „Ju 52" galt lange Zeit hindurch als die unbestritten sicherste und wirtschaftlichste Luftmaschine im internationalen Flugverkehr. Wir zweifeln nicht daran, daß die neue „Ju 90" mit ihren ungewöhnlichen Ausmaßen, ihrer ausgezeichneten Reisegeschwindigkeit und dem berühmten ruhigen, vibrationsfreien Flug der Junkersmaschinen binnen kurzem international den gleichen Ruf genießen wird, wie die „Ju 52". Wir wollen auch darüber nicht vergessen, daß heute bei der sprunghaften Steigerung des internationalen Luftverkehrs, der Ueberwindung der Ozeane durch neue Fernverkehrslinien mindestens ebenso viel, wenn nicht alles, von der Schaffung flugsicherer, wirtschaftlicher Maschinen abhängt, wie von den heldenhaften Einzelleistungen der von uns bewunderten Luftpioniere und Piloten.

Der Roboter im Funkraum

Eine Erfindung, die für die Schiffahrt bedeutungsvoll ist

Es ist häufig vorgekommen, daß ein Schiff in Seenot oder ein Flugzeug über dem Ozean SOS-Rufe aussandte, die nicht gehört wurden. Wohl befanden sich andere Schiffe in der Nähe der Hilferufenden, aber die kleineren Dampfer können es sich nicht leisten und haben auch nicht genügend Personal, um alle vierundzwanzig Stunden des Tages hindurch einen Funker zu beschäftigen.

Zu Zukunft aber wird kein SOS-Ruf auf dem Ozean mehr unerhört verhallen, wenn die Erfindung des berühmtesten Radiofachmannes der Vereinigten Staaten, Charles Jackson Pannill, erst Gemeingut der Völker geworden ist. Charles J. Pannill war der erste Amerikaner, der von der Regierung eine Lizenz als Radiooperateur erhielt. Er war auch Zeuge des ersten drahtlosen Signals, das der in diesem Jahre verstorbene Marconi über den Ozean sandte. Er hat später mit Marconi zusammen gearbeitet und sich als Präsident der amerikanischen „Radiomarine-Corporation" große Verdienste um die Verbesserung des Schiffs-Radios erworben. Unzählige Erfindungen hat er auf diesem Gebiet gemacht, vielleicht ist seine jüngste Schöpfung, von der hier die Rede ist, die bedeutendste von allen.

Pannill hat einen „Roboter" konstruiert, einen mechanischen Funker, der den Funker aus Fleisch und Blut in seiner Freizeit ersetzt und es möglich macht, daß auch Schiffe, die nur einen Funker an Bord haben, eine vierundzwanzigstündige Radiowache einführen können. Freilich nimmt der mechanische Funker nur den wichtigsten aller Rufe, die auf See ausgesandt werden, entgegen: den SOS-Ruf. Auf alle übrigen Nachrichten reagiert er nicht. Er ist so konstruiert, daß er nur in Augenblicken höchster Gefahr, wenn es Menschenleben zu retten gilt, in Aktion tritt. Es handelt sich um einen Radioempfänger, der, ohne daß man ihn bedient, sofort eine Alarmanlage betätigt, wenn er einen SOS-Ruf von irgendwoher auffängt. Diese Alarmanlage, ein System von Glocken und Lichtern, weckt nicht nur den Funker, der sich nun sofort an seinem Apparat mit dem in Not befindlichen Schiff verständigen kann, sondern auch den Kapitän, und gibt dem Wachhabenden auf der Kommandobrücke ein Zeichen, daß mit einer bevorstehenden Richtungsänderung des Fahrkurses zu rechnen ist.

Der Funker eines kleinen Schiffes kann sich also nach seinem Tagewerk ruhig zur Ruhe begeben und an seine Stelle den mechanischen Funker einschalten. Sollte in der Nacht irgendwo ein Schiff in Not geraten und um Hilfe rufen, so wird der Roboter am Radio sogleich nach Eintreffen des ersten SOS-Rufes ganz automatisch die Alarmanlage betätigen, die das ganze Schiff in Bereitschaft setzt. Der Funker weiß, wenn die Glocke ertönt und das rote Licht an seinem Bett aufflammt, daß er sofort an den Apparat eilen muß. Denn irgendwo befinden sich jetzt auf dem Ozean Menschen in Not, die Hilfe brauchen. Auf diese Weise erreicht man, daß auch kleinere Schiffe bei Tag und bei Nacht jeden SOS-Ruf hören. Die amerikanische Regierung, die dieser Erfindung höchste Aufmerksamkeit schenkt, wird schon in nächster Zeit eine Reihe von Schiffen damit ausstatten.

Ein Kabinenabteil der „Ju 90"
Die Maschine, deren Rumpf die Größe eines D-Zug-Wagens hat, besitzt fünf solcher Abteile, ferner eine Reihe von Nebenräumen, wie Garderobe, Anrichte, Gepäck- und Toilettenraum. (Weltbild, Zander-K.)

Der erste Kaiser der Welt

Cajus Julius Caesar Octavianus Augustus,

Sieger von Actium und Gründer des Römischen Imperiums

Zu seinem 2000. Geburtstage am 23. September 1937

In diesen Tagen schicken sich die Stadt Rom und das italienische Volk an, den 2000. Geburtstag des Mannes zu feiern, der der Schöpfer des ersten Imperium Romanum gewesen ist, und der in seiner Gestalt durch den für ihn geschaffenen Titel Imperator zum ersten Male und für alle weltgeschichtliche Zeit den Begriff des Imperiums prägte. Cajus Julius Caesar Octavianus Augustus Imperator, der erste Kaiser der Welt, war auch zugleich der Kaiser der Weltwende, er war Erbe und Vollstrecker einer alten Welt und der Begründer einer neuen, deren geschichtliche Auswirkung sich auch auf unsere deutsche Heimat erstreckte. Aus Anlaß des Besuches Mussolinis, des Gründers des II. Imperiums, in Deutschland, wird das deutsche Volk mit ganz besonderem Interesse an der Feier des Geburtstages des Kaisers Augustus Anteil nehmen.

„Im Himmel herrschet, glauben wir, Juppiter:
Sein Donner kommt von dannen! Ein Erdengott
Ist uns August: er unterwarf dem
Reich die Briten und wilden Perser."

So sang einst der Sänger von Venusia, Quintus Horatius Flaccus, das große Lob des Kaisers Augustus, und er kündet weiter und erzählt symbolisch von jenem Römer, der durch die offenen Tore auf die Felder schreitet, um hier zu pflügen und Aecker wieder aufzubauen, die ihm die eigenen Landsleute zuvor verwüsteten. Und nicht nur Horaz, Seneca, Sallust, Virgil, Ovid, Livius und andere große Dichter und Geschichtsschreiber damaliger Zeit offenbaren uns in ihren Werken die Größe des ersten römischen Kaisers, auch Cicero, „der letzte seiner Freunde", hebt in seinen Reden die Tugenden dieses großen Octavianus Augustus hervor.

Was uns Deutschen, uns Abendländern im Regierungswerk des Kaisers Augustus von so überragender Bedeutung erscheint, ist sein Verdienst um die Errettung der abendländischen Kultur. Denn hätte er nicht mit seinem Feldherrn Agrippa den wohl tapferen, aber schwachen, wollüstigen Antonius und die ehrgeizige, fesselnde Ptolemäerin Kleopatra im Kampf um die Alleinherrschaft besiegt, so würde sich das ganze östliche zerfallende und kränkelnde Geistesleben über das weströmische Reich mit Spanien, Gallien, Germanien und Britannien ergossen haben. Augustus' Wollen galt nur dem einen Ziel: „res publica restituenda", der Aufrichtung einer starken Staatsgewalt zur Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung. Gerade in diesem Ziele, das nur durch den Frieden unter den Völkern bedingt ist, erblicken die großen Mächte Deutschland und Italien eine geschichtliche Parallele.

*

In jenen unglücklichen Tagen an den Iden des März im 712. Jahre seit der Gründung Roms und im 44. Jahre vor Christi Geburt, als „eine Bande, bestehend größtenteils aus Schwachköpfen und einigen Ehrgeizigen, sich zusammentat, um den einzigen Mann, der in die heillos zerrüttete Welt Ordnung, Frieden und Behagen zu bringen imstande war, Gaius Julius Caesar, am hellen Tage in der Kurie meuchlerisch zu überfallen", befand sich der 19-jährige August fernab von Rom, im epirotischen Apollonia, um hier mit seinem Freunde Agrippa Studien zu betreiben. Ueber diesen verabscheuungswürdigen Meuchelmord schrieb selbst Cicero, der den Caesar so hasste, daß die Tat wohl mit Mannesmut, aber mit knabenhaftem Plan ausgeführt sei, denn man hätte nicht vorausbedacht, was nach der Tat geschehen solle. So wurde der größte Diktator des Römerreiches der geniale Staatsmann, Advokat, Schriftsteller und Feldherr wie ein räudiger Hund, von 23 Dolchstichen durchbohrt, an der Säule seines Erzeinides Pompejus niedergestochen. Und da begannen ein Aufruhr und ein Morden, ein Bürgerkrieg und später jene greulichen Tage der Proskriptionen, wie sie schändlicher und schmählicher kaum je noch in der Geschichte eines Volkes vorgekommen sind.

Mitten in diesem Aufruhr übernahm Octavius das Erbe seines Großoheims. Zwar war er nicht so genial und nicht solch ein Feldherr wie sein Adoptivvater Caesar, aber doch klüger, weiser und berechnender, wie es eben seine Lebensdevise war: „Festina lente", „Eile mit Weile". Und diese natürliche Anlage der Klugheit ließ Octavianus zu jenem Augustus werden, der in seinem Wandel von einem blutdürstigen Triumvirn zu einem weisen, wohltätigen Fürsten uns heute noch als ein Rätsel erscheint.

Durch zahllose Kämpfe mit den Konsuln und Rivalen Lepidus, Brutus, Cassius, Pompejus und Antonius einte er das zerrissene römische Reich. An dem Tage von Actium konnte Octavianus von sich behaupten, daß er der unbeschränkte Herr der Welt sei. Denn durch diesen seinen Sieg beendete er nicht nur den grässlichen Bürgerkrieg, brachte nicht nur die letzte selbständige Macht, Aegypten, unter den Einfluß des Westens, sondern auch Frieden und Einheit dem Weltreich. Diese Tat, die politisch von so ungeheurer Bedeutung für die geschichtliche Entwicklung des Abendlandes wurde, erfuhr so erkennen wir heute, durch die großzügige Verleihung des römischen Bürgerrechtes an alle unterworfenen, auch die kaffernfremden Völker in ihren völkischen und kulturellen Auswirkungen eine wesentliche Einschränkung. Die völkische Kraft des arischen römischen Kernvolkes mußte naturgemäß unterminiert und verdorben werden. Damit aber war, wie der Verlauf der Geschichte gelehrt hat, dem Imperium schon der Todeskeim mitgegeben. Gerade in diesem Punkte offenbart sich der grundlegende Unterschied zwischen dem ersten Imperium des Augustus und dem zweiten Imperium, das nach 2000 Jahren Mussolini wiederaufrichtete, der sofort nach der Eroberung Abessiniens durch strenge Erlasse für die Reinerhaltung des italienischen Kernvolkes Sorge trug.

Dann kam die große Aufbauperiode, das goldene, augusteische Zeitalter. Der Janustempel, der infolge der Kriegswirren viele Jahrzehnte lang geöffnet war, wurde geschlossen und Ruhe und Ordnung kehrten wieder ein. Nachdem Octavianus der Titel eines „imperator" und „princeps senatus" verliehen war, nachdem er ein Jahr später den Beinamen Augustus empfangen hatte und zum „potestas tribunicia" auf Lebenszeit ernannt worden war, da begann im Jahre 731 (23) für ihn das Prinzipat und für das Römische Reich die große Zeit des Aufbaues, der Erfolge und der Blüte. Augustus wurde „pontifex maximus", und damit besaß er sowohl die höchste weltliche als auch geistliche Macht. Sein Streben zu dieser Macht war nicht so sehr für ihn der Drang nach Alleinherrschaft gewesen, sondern nur der eine Wille, die Wiederherstellung zu vernichten zum Wohle des Staates und des ganzen römischen Imperiums. Wegen seiner ausgesprochenen Milde, Güte und Leutseligkeit erhielt er auch die ehrende Bezeichnung „pater patriae", Vater des Vaterlandes.

Wie großzügig und gutmütig er war, das beweisen neben den vielen Begnadigungen, die uns die Geschichte übermittelt, auch Männer wie Seneca und Ovid, der selbst von Augustus verbannt war und von ihm fast, daß er ein zum Strafen langsamer und zum Belohnen schneller Fürst gewesen sei. Sollten jedoch Octavianus heute noch von manchen die Proskriptionen zum Vorwurf gemacht werden, jene unseligen Zustände, denen auch der große Cicero zum Opfer fiel, so darf man ihn allein nicht verantwortlich dafür machen, denn er bildete ja mit Antonius und Lepidus das Triumvirat.

Eins der hauptverdienste, die sich Augustus um den Bestand des römischen Volkes erwarb, war die Förderung der Erziehung des jungen Römers und der Römerin zur Arbeit und Einfachheit, wobei er selbst mit gutem Beispiel voranging. Noch mehr aber galt des Augustus Wohlwollen der gesamten Literatur und Kunst, denn er wußte nur zu wohl, daß die Förderung der Dichter für ihn und das Volk auch politisch wertvoll war. So hielt er den Virgil um Fortsetzung seiner Aeneis an, jenem Epos von den Irrfahrten des Trojaners Aeneas, und dem Horaz gab er den Auftrag zum vierten Buch seiner Oden. Als Augustus einmal einige Satiren des venusischen Sängers zu Gesicht kamen, so schreibt Sueton, worin seiner nicht in geringsten gedacht war, beklagte er sich darüber: Wisse, ich bin böse auf dich, daß du dich in Aufsätzen von der Art nicht hauptsächlich mit mir unterhältst. Fürchtest du etwa, es werde dir bei der Nachwelt zur Schande gereichen, wenn es bekannt wird, daß ob wir vertraulich miteinander umgegangen wären? Darauf erschien folgende Ekloge, die so beginnt:

Da Du, Caesar, die Last so vieler und großer
Geschäfte trägst
Und Italiens Wohl durch Waffen gründest, durch Sitten
Und Gesetze vermehrst, so würd ich am blühenden
Staate freveln,
Wenn ich die Zeit durch lange Geschwätze dir raubte.

Da Augustus sehr wohl den Wert der Wissenschaft erkannte, ließ er zur Allgemeinbildung zwei öffentliche Bibliotheken anlegen, und Rom wurde zu einem Kulturzentrum, aus denen Kreise heute noch Männer wie Virgil, Horaz, Propers, Ovid, Livius, Seneca und viele andere mehr unser humanistisches Geistesleben beeinflussen und auf die wir mit Verehrung und Bewunderung schauen. Verlagsbuchhändler wie Atticus, der beste Freund Ciceros, traten auf. Auch eine Art Stenographie, die sogenannten tironischen Noten, kannte man schon. Die „acta populi Romani diurna", eine Staatszeitung, brachte innen- und außenpolitische Nachrichten, die zwar einfach und kurz gefaßt, aber jedem zugänglich waren.

Doch nicht nur die Literatur entwickelte sich zur Blütezeit, sondern auch, wie Schiller schreibt, „mit der Civilisirung der Monarchie begann für Rom und mit Italien eine Nachblüte der italienischen Kunst. Seit der Kaiserzeit ging die hellenische Kunst auf den Westen über. Diese Kunst zeigte Augustus in seinen Prachtbauten aus Marmor, besonders in den nahtreichen Tempeln mit ihren Dekorationen und Malereien, in dem Bau der „Fora" usw. Auch die plastische Kunst entwickelte sich mit der Baukunst und schuf solche Werke, wie es unser Bild zeigt, nämlich die Statue des Augustus aus der Villa der Livia ad Gallinas. Ueber die kulturelle Blütezeit berichten noch heute die Ausgrabungen von Pompeji, die uns in ihren Malereien, Mosaikgebilden und in Ausgüssen aus der Poesie, dem Tanz, der Musik und dem Gesang wertvolle Beschäftiger und Künder des großen goldenen augusteischen Zeitalters geworden sind.

Standbild des Kaisers Augustus (Vatikanisches Museum)

*

Man kann an dieser Stelle nicht umhin, ein Werk zu nennen, das uns in diesem Jahre der Heiligenstädter Dr. Franz Anton Rehrmann in seinem ausgezeichneten Werk „Kaiser Augustus" schenkte. Mit der ganzen Liebe zum humanistischen Studium und der wahren Objektivität eines Geschichtlers führt uns Dr. Rehrmann das Ideal eines genialen und sozialen Friedensfürsten vor Augen. Was sein Werk besonders wertvoll macht, ist die direkte Wiedergabe der Quellen der damaligen Geschichtsschreiber und die vergleichende Schau, die in der geschichtlichen Betrachtung interessante und lebensnahe Hinweise und Ausblicke auf unser politisches Denken und unsere nationale Aufbauarbeit gewährt. Deshalb mag am Schluß das Facit stehen, das Dr. Rehrmann in seiner Augustusbiographie zieht:

„Augustus war als Staatsmann größer denn als Mensch, als Staatsmann größer denn als Dichter, in der inneren, als in der äußeren Politik, in der ihm das Feldherrentalent fehlte. Sein Großoheim Caesar war in der äußeren und innern Politik ein Genie. Als Mensch besaß Augustus viele gute Charaktereigenschaften, aber auch viele gegenteilige, von denen die Härte und Grausamkeit nicht zur Substanz seiner Natur gehörte, sondern nur ein Akzidens war, über das er selbst später sich vor dem Senate und Volke entschuldigte. Aber auch trotz seiner Fehler muß die Nachwelt dem ersten römischen Kaiser volles Lob spenden, wie die Mitwelt es getan hat . . ."

Wir bewundern im 20. Jahrhundert noch an dem Tage seines 2000jährigen Geburtstages, am 23. September 1937, seinen großen staatsmännischen Geist. Durch diesen und durch seine restitutio rei publicae (Wiederherstellung des Staates) hat Augustus, was der Dichter Horaz so fehnlichst für seine Person wünschte, sich ein Denkmal gesetzt:

„Sieh mein Denkmal, ich schuf's dauernder als Metall,
Prächtig ragt es hinauf über der Könige
Pyramiden, des Nordens Wut und gefräßiger
Regen schadet ihm nicht, auch die vergängliche
Zeit, Jahrtausende selbst lassen es unversehrt."

Bruno Harlinghausen.

Das „Forum Romanum" nach einer Rekonstruktion (Bilder: 2 Archiv)

Im Banne von Rhodos

Einst Johanniterfestung – heute moderner italienischer Stützpunkt

Von unserem Sonderberichterstatter Dr. Rudolf Vogel

Erlebnisreiche Mittelmeerfahrt in den italienischen Dodekanes

Letzte Begegnung mit Freiherrn von Gablenz

„Wo liegt denn eigentlich Rhodos?" Dies ist stets die erste Frage, die uns nach der Rückkehr von einer Reise zu den 14 italienischen Inseln an der kleinasiatischen Küste zwischen Kleinasien und Griechenland vorgelegt wird. Außer dem gern, meistens aber falsch angebrachten klassischen Zitat: „Hic Rhodos, hic salta" weiß man in Europa sehr wenig von Rhodos und den benachbarten Inseln, am allerwenigsten, daß Italien im Ägäischen Meer seit 1911 14 Inseln besitzt. Von diesen 14 Inseln, zu denen auch die durch die Apokalypse des heiligen Johannes berühmte Insel Patmos gehört, ist Rhodos mit 1400 Quadratkilometern die größte, fruchtbarste und schönste, aber strategisch nicht die wichtigste! Man kann auf dem Seeweg und auch auf dem Luftwege nach Rhodos fahren. Die mächtige Propaganda der italienischen Luftfahrtgesellschaft „Ala Littoria" stützt sich auf die zahlreichen italienischen Mittelmeerhäfen und besitzt in Rhodos dank seiner strategischen Lage einen ausgezeichneten Stützpunkt für die Fahrten nach dem Orient und nach Aegypten. In Rhodos war es auch, wo wir an einem Abend mit der Junkersmaschine und ihrem Führer, dem Luftbansdirektor Freiherrn von Gablenz, zusammentrafen, der von Rhodos aus zu dem verhängnisvollen Pionierflug nach China über Damaskus, Bagdad, Teheran, Kabul aufbrach. Wir sehen ihn noch klein, hager, sonnverbrannt zusammen mit seinen langen beiden Gefährten, Flugkapitän Untucht und Oberfunker Kirschhoff, in weißen Uniformen in der Hotelhalle des Hotels „Dell Terme" stehen. „Hals- und Beinbruch", rief ich den Dreien noch zu, als sie in den Fahrstuhl traten, um sich früh am Abend zu Bett zu legen, denn es ging am nächsten Morgen bereits um 8 Uhr weiter. Ob wir sie je wiedersehen werden, diese tapferen und tüchtigen drei Männer, die vielleicht jetzt in der Hochgebirgswildnis des Pamir-Plateaus herumirren? . . .

Was das Flugzeug von Brindisi aus in 6 Stunden schafft, dazu brauchen wir mit dem Eildampfer der „Adriatica"-Linie Caletea von Venedig aus über vier Tage. Eine Fahrt auf einem Liniendampfer bringt stets ganz andere Eindrücke, verschafft einem eine viel tiefere Kenntnis vom wirklichen Leben und Treiben im Mittelmeer, als der gut organisierte, behagliche Schub auf einem der großen Vergnügungsdampfer. Als einziger Reichsdeutscher an Bord inmitten eines bunten Mischmaschs von Levantinern, Griechen, Arabern, Aegyptern, Italienern, Franzosen und Engländern in der ersten und zweiten Klasse bemerkt man recht eindringlich, daß die gesellschaftliche Sprache des Vorderen Orients immer noch das Französische ist. Aber fast alle Mitreisenden sprechen neben einer orientalischen Sprache auch italienisch und englisch. Eine Verständigung fällt also relativ leicht, nur, daß man sich beizeiten daran gewöhnen muß, sofort von einer Sprache in die andere hinüberzuwechseln, eine Technik, die erheblich leichter angezeignet werden kann, als das Wechseln von Kleingeld in sechs verschiedene Währungen. Der Wetteifer der italienischen Linien mit den konkurrierenden französischen erzeugte ein Ueberangebot an kulinarischen Genüssen auf den Etiltinien, an denen selbst verwöhnte Passagiere nicht ungerührt vorübergehen. Welch ein Aufgebot an Eleganz bei den Frauen! Welch ein Snobismus bei den Männern! Die besondere Atmosphäre des Orients breitet sich schon hinter Brindisi auf dem Schiff aus. 45 Grad im Schatten vermitteln eine schwache Vorstellung von den Freuden, die den Reisenden im Hochsommer in diesen Breiten erwarten. Die herrliche, stets gleichbleibend starke Seebrise, Tag und Nacht aus Nordosten brausend, macht allerdings die abendlichen Stunden beim Bordfino, an der Bar zusammen mit Männern der verschiedensten Rassen und Sprachen, mit Waffenhändlern, Aerzten, Baumwollexporteuren, Diplomaten unter dem sternenklaren Himmel des Südens zu einer schönen Erinnerung. Wohl dem allerdings, der nicht beim nächtlichen Temperatursturz seine wollene Unterwäsche vergessen hat, und der Versuchung widerstand, von den herrlichen Früchten früh, mittags und abends ein Zuviel zu sich zu nehmen! Anfälle von Hitzekäuschen und Magenkoliken beim schroffen Temperaturübergang von Norden nach Süden gehören auf Hin- und Rückfahrt beinahe zur Tagesordnung . . .

Die Johanniterfestung

Wenn am frühen Morgen das Schiff sich der Zinnen von Korinth nähert, steht auch der phlegmatischste Aegypter mit der deutschen Kamera und dem Ferngläs bewaffnet an der Reeling. Zum dritten Male fuhren wir nun schon durch diesen dramatisch engen und hohen Felseinschnitt eine halbe Stunde lang, von einem Schlepper gezogen, der den südlichsten Teil von Griechenland von der Halbinsel trennt. Dann die Gluthölle im verräucherten Pyräus, der Hafenstadt in Athen. Selten sahen wir soviel abwrackreife alte Kähne beieinander wie hier, selten aber auch eine solche Betriebsamkeit. „Warum konnten denn eigentlich diese Griechen alle anderen Linien unterbieten und inmitten der Weltkrise von 1931 bis 1934 200 000 Tonnen Schiffsraum hinzukaufen?" fragte ich auf der Rückreise einen Großindustriellen, der seit 6 Jahren in Athen wohnt. „Wenn Sie der Mannschaft nur ein Oberdeck zum Schlafen, eine Melone, ein wenig Käse, verpälten Wein und Brot zum Essen geben, den Kahn von Rost zerfressen lassen, keine Versicherung bezahlen und für das Schiff selbst ein paar lächerliche tausend Mark aufzubringen haben, wenn Sie es irgendwo in England oder Norwegen kaufen, — dann verdienen Sie immerhin noch ganz schön daran!" Welch eine Hochkonjunktur für die griechische Trampschiffahrt der Spanienkonflikt mit sich brachte und bringt, ist ja innerhalb durch die Enthüllungen aus Frankreich und England zur Genüge bekannt geworden . . . Am Morgen des 5. Tages leuchtet in einem eigentümlichen rötlichen Schimmer der Morgensonne am Horizont ein für orientalische Verhältnisse geradezu üppig bewalteter Bergrücken aus einem wirklich tiefblauen See auf. Nach zwei Stunden weiße Häuser am Horizont. Eine Welle von Erregung, von Spannung, geht selbst durch diese verwöhnten Passagiere, die alljährlich mehrfach diese Reise machen: Die Stadt der Rosen, die mächtigste Festung des Mittelalters, Rhodos, taucht aus den Fluten! Dieser erste Eindruck von der Seeseite her in der Morgensonne bleibt immer unvergeßlich: Die phantastischen Kuppeln der modernen Prunkhotelbauten am Badestrand, die spitzen Minaretts von 14 Moscheen über der Altstadt, der machtvoll hingelagerte venezianisch-orientalische Bau des Gouvernementsgebäudes direkt an der See, der Masteuwirrwarr von hundert Segelschiffen, die unmittelbar vor uns ankern, wohlerhaltenen Mauern rings um das Hafenbecken und die Altstadt. Und Palmenzipfel dazwischen, leuchtende Blumenrabatten, weiße Dampfer und Boote, ein unvergleichlich klarer blauer Himmel und dahinter die dunkle Silhouette von Bergen, die bis zu 1200 Metern aufsteigen! Die erste Fahrt mit dem Automobil durch den Gassenwirrwarr der Altstadt, unzählige Torbogen, mittelalterliche Bauten, der Wechsel zwischen brennendem Sonnenlicht auf weißen Mauern und nachtschwarzen Schatten in dunklen Gewölben kann auch ein skeptisches Gemüt verwirren. Unzweifelhaft, diese Stadt wirkt wie ein Rausch, ein unwahrscheinlicher Traum! Erst später sieht man, daß der erste Schein nicht getrogen hat. Wohl nirgendwo an den Mittelmeerküsten baute man unter einer einheitlichen, zielbewußten Planung eine ehrwürdigere Stätte der Vergangenheit so mit dem Neubau einer eleganten, beinahe luxuriösen Badestadt zu einem einheitlichen Ganzen zusammen! Hinter Rhodos steht der bewußte Wille des faschistischen Italiens, die alte Johanniterstadt zum Aushängeschild italienischen Kultur- und Geltungswillens im östlichen Mittelmeer mit dem Blick auf den Vorderen Orient zu machen.

Sage, Geschichte und Gegenwart

Von jenen Jahrhunderten rhodesischer Segeltung, von der berühmten Philosophenschule, die ein Cäsar besuchte, von dem schwunghaften Seehandel, den herrlichen Bauten vor Christi Geburt stehen heute nur noch einige Reste von Aquädukten, spärliche Kapitäle. Dabei gehörte Rhodos zu den blühendsten Handelsplätzen im römischen Reiche, denn die Tonwaren von Rhodos in allen Größen und Formen genossen als das beste Oel- u. Weinverpackungsmaterial hatten einen hohen Ruf. Die langen Jahrhunderte byzantinischer Herrschaft gingen spurlos vorüber. Genuesische Admirale hissen um 1300 zuerst die abendländische Flagge wieder über der Stadt, bis auf Weisung des Papstes sich die nach hartnäckigen Kämpfen aus Jerusalem, Akkon und Cypern vertriebenen Johanniterritter 1308 Rhodos, die umliegenden Inseln und die gegenüberliegende kleinasiatische Küste erobern. Die zwei Jahrhunderte der Herrschaft der Johanniterritter bis 1522 prägten nicht nur Rhodos, sondern auch den umliegenden Inseln ihren Stempel auf. Die unaufhörlichen Kämpfe mit den Seeräuberflotten, den Arabern und Türken zwangen den Orden, alle von ihm beherrschten Orte so schwer wie nur irgendmöglich zu befestigen. Von Akkon über Famagusta auf Cypern, Rhodos bis nach Leros hinauf kann man die Spuren dieser Befestigungskunst der Ordensritter verfolgen, die unter der glühenden Sonne des Orients mit Hilfe italienischer und französischer Festungsbaumeister beinahe unzerstörbare Werke schufen. Ein vierfacher Mauerring, heute noch begehbar und wohlerhalten, mit gigantischen Mauern und Wällen bewehrte nicht nur die Stadt, sondern vor allem auch den Hafen. Die letzten Befestigungsarbeiten wurden kurz vor den beiden großen Belagerungen 1480 und 1522 geschaffen. Ein halbes Jahr verteidigte sich 1522 der Orden heldenhaft gegen ein Heer von hunderttausend Türken unter der persönlichen Leitung von Soliman, dem Prachtliebenden. Jener militärisch knappe, aber desto eindrucksvollere Bericht, den der heldenhafte letzte Johannitergroßmeister von Rhodos 1480 Pierre d'Aubusson an den Kaiser richtete, gibt noch heute ein erschütterndes Bild von den Leistungen dieses Ordens im Dienste des Christentums und der abendländischen Kultur gegen die Türken. Hätten Karl V. und Franz I. und die Venezianer damals die erbetenen Galeeren mit dem so dringend gebrauchten Pulvervorrat den Johannitern zur Hilfe gesandt, die Türkengefahr hätte niemals ihren Schrecken, der in der Nähe des Fensters an der Wand angebracht war. Sofort fuhr er damit zu Sopron, der ihn ob seiner Geschicklichkeit lobte und das Blatt aufs sorgfältigste durchsah.

„Interessant, sehr interessant!" wiederholte er mehrmals. „Damit haben wir den Beweis, daß sich jemand in dem leeren und unbesetzten Abteil 106 aufgehalten hat!"

„Wir ist nicht ganz klar", meinte Danieli, „warum das Blatt überhaupt entwendet worden ist!"

„Verdunkelungsabsicht, natürlich — der Täter rechnete damit, daß der Mord erst bei der Ankunft in Budapest entdeckt werden würde. Und dann wäre es für ihn vorteilhaft gewesen, wenn die Namen der Schlafwageninsassen überhaupt nicht mehr hätten festgestellt werden können. Vielleicht wäre der eine oder andere doch in der Lage gewesen, etwas auszusagen; eine Beobachtung etwa, die auf die wahre Spur des Mörders führen konnte. Aber ich werde das noch herausfinden, verlassen Sie sich darauf!"

Der Polizeichef behandelte Danieli plötzlich viel liebenswürdiger als am Vormittag. Der Detektiv fühlte sich auch sichtlich geschmeichelt und erwiderte höflich:

„Ich bin von Ihren Fähigkeiten durchaus überzeugt. Wenn Sie meine bescheidene Mitwirkung bei der Erforschung des Verbrechens nicht ablehnen wollen, dann . . ."

„Aber durchaus nicht! Ihre Tätigkeit ist mir willkommen — je rascher der Fall geklärt wird, desto besser. — Sie wissen, man trampelt immer gleich bei der Polizei herum, wenn die Aufklärung nicht so schnell wie möglich erfolgt. Hoffentlich gelingt es uns bis morgen früh . . ."

Danieli teilte diesen Wunsch, verabschiedete sich und stellte weitere Erkundungen an, fuhr in das Büro der Wetter Chronik, suchte den Oberst auf, die Marchesa, die beiden Artisten und zog sich am Abend todmüde in sein Hotelzimmer zurück. Doch schon nach wenigen Minuten störte man ihn: Doktor Zorn wurde gemeldet, trat gleich darauf ein und sagte höflich:

„Entschuldigen Sie, Herr Danieli, daß ich Sie jetzt noch belästige — ich wollte Sie bereits zweimal sprechen, traf Sie aber leider nicht an."

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

„Ich . . ." der Dozent zögerte, „mir liegt sehr viel daran, daß die Klärung des Verbrechens bald erfolgt, damit Fräulein Wendland aus der Haft entlassen wird."

„Sie halten sie für unschuldig?"

„Unbedingt!"

„Und Sie bemühen sich, ihre Unschuld an den Tag zu bringen?"

„Allerdings."

„Und haben sich infolgedessen an eine Detektivin gewandt, die sich bei der Marchesa als Zofe einschmuggelte?" Danieli zwinkerte mit den Augen.

„Woher wissen Sie?"

„Das ist Nebensache."

„Ich habe eine Frage an Sie, Herr Danieli: Wie beurteilen Sie eigentlich den Fall?"

„Schwierige Sache, mein Herr. Hier laufen sehr viele Fäden ineinander, und sie zu entwirren, ist sehr, sehr schwierig."

„Verfolgen Sie eine bestimmte Fährte?"

„Darüber kann ich Ihnen noch nichts sagen."

„Sie kannten doch den Ermordeten." — Doktor Zorn wurde lebhaft und unterstrich seine Worte durch Gesten. „Sie haben ihn beobachtet und sich über seine Beziehungen und sein Verhalten unterrichtet . . ."

Es war dunkel geworden. Der Detektiv zog die Vorhänge vollends zu und knipste das Licht an, eine altertümliche Lampe, die sonderbar gelbliches Licht spendete.

„Sie sind der einzige", fuhr der Dozent drängend fort, „der vielleicht tiefer schauen kann — hinter die Kulissen. Es muß jemand geben, der ein besonderes Interesse an dem Tode des Bankiers hat. Ich lasse mich davon nicht abbringen . . ."

Schweigend sah der andere da, mit ernstem, sorgenvollem Gesicht, scharfe Linien um den Mund, die Augen hinter der Hornbrille halb geschlossen. Plötzlich klang seine Stimme: „Ja, ich könnte Ihnen vielleicht sagen, wer der Mörder ist . . ."

Doktor Zorn sprang auf, zitterte vor Erregung. „Ja? Sie wissen? Sagen Sie doch . . . wer . . . ich beschwöre Sie . . ."

„Es ist noch zu früh. Morgen . . . vielleicht. Uebermorgen . . . jedenfalls nicht heute."

„Können Sie denn die Beweise schaffen?"

„Ja, ich denke."

„Ist es schwierig?"

„Es ist . . . gefährlich." Danieli erhob sich. „Aber nun müssen Sie mich entschuldigen. Ich bin müde. Der heutige Tag hat mir sehr angelegt."

„Ich danke Ihnen." Doktor Zorn reichte ihm die Hand, blickte ihm fest in die Augen und setzte hinzu: „Ich vertraue Ihnen, Herr Danieli!" Dann verließ er das Zimmer.

Der Detektiv setzte sich wieder, zog eine Zeitung aus der Tasche, überflog die fettgedruckten Zeilen — sie enthielten bereits den Bericht von den Ereignissen des Morgens —, legte sie dann wieder beiseite und dämmerte vor sich hin, wurde aber plötzlich aufmerksam, er vernahm ein Geräusch, ein sonderbares Rascheln, sah, wie ein Briefumschlag durch den schmalen Spalt zwischen Tür und Fußboden hereingeschoben wurde — ein gewöhnliches blaues Kuvert, wie es die Geschäftsfirmen zu benutzen pflegen. Danieli schnellte auf, öffnete mit einem Ruck die Tür und sah hinaus — konnte aber niemanden mehr entdecken, rubig und völlig menschenleer lag der Hotelkorridor.

Vorsichtig entnahm er dem Umschlag eine ziemlich große Visitenkarte, deren Aufdruck ihn mit Tinte beschrieben war. Danieli las, las einmal, las ein zweites Mal, steckte Karte und Umschlag hastig ein, nahm seine kleine Reiseschreibmaschine und tippte zwei Zeilen auf einen Bogen, den er zusammenfaltete und auf den Tisch legte — packte dann in fieberhafter Eile seinen Koffer, nahm Hut und Mantel und eilte hinaus. Fuhr nach unten, zahlte seine Rechnung, überflog während des kurzen Wartens nochmals die Visitenkarte, trat dann durch die Pendeltür auf die Straße. Sties in eine dunkle Limousine, die anscheinend auf ihn gewartet hatte, und deren Tür sich wie von selbst für ihn öffnete.

Der Direktor, der Danieli mit ziemlicher Verwunderung beobachtet hatte, sah dem davonrasenden Wagen nach, konnte aber die Nummer nicht erkennen, da das hintere Schild — entgegen der Polizeivorschrift — nicht beleuchtet war.

*

„Merkwürdige Geschichte," sagte am anderen Morgen Sopron zu dem Untersuchungsrichter. „Der Detektiv spurlos verschwunden!"

„Der Italiener? Wie hieß er gleich?"

„Alberto Danieli. Er hatte ausdrücklich Weisung, die Stadt nicht ohne Genehmigung zu verlassen. Die Polizeibehörde in Rom war mit seinem Hierbleiben übrigens einverstanden, und gestern erklärte er sich noch bereit, an der Aufdeckung des Verbrechens mitzuarbeiten. Ich verstehe das nicht."

„Der Direktor vom Hotel Pannonia hat angerufen. Er steht übrigens selber draußen. Sie können ihn hören."

Auf ein Klingelzeichen hin ließ der Justizwachtmeister einen aufgekleideten Herrn in mittleren Jahren mit angegrautem Haar und kleinem Spitzbart eintreten.

„Sie sind der Hoteldirektor?" fragte Herr von Karczag.

Der Angeredete verbeugte sich. „Sällös, Direktor des Hotels Pannonia."

„Bei Ihnen hat dieser Herr Danieli gewohnt?"

„Allerdings. Der Herr kam gestern nachmittag, nahm das Essen ein und war dann den ganzen Nachmittag abwesend."

„Welches Zimmer bewohnte er?"

„Zimmer 19, erster Stock. Herr Danieli äußerte die Absicht, für mehrere Tage zu bleiben. Indem wünschte er, nicht gestört zu werden. Sehr begreiflich für einen Detektiv."

„So. Er hatte also anfänglich vor, sich länger aufzuhalten?"

„Ja. Eine derartige Bemerkung hat er fallen lassen. Um so mehr wunderte ich mich, als er gestern abend — kurz vor zehn — seine Rechnung verlangte und das Hotel verließ."

„Berichten Sie ausführlich! Wann kam Herr Danieli von seinen Erkundungen ins Hotel zurück?"

„Gegen 8 Uhr. Er begab sich sofort auf sein Zimmer, anscheinend hatte er bereits gegessen. Und gleich darauf kam ein Besucher zu ihm . . ."

„Ein Besucher?"

„Ja, dieser Herr hatte bereits vorher zweimal vorgesprochen, jedoch ohne den Detektiv anzutreffen."

„Wie hieß er?"

„Ein Herr — ja, ich erinnere mich — Dr. Zorn . . ."

„Aha. Und weiter . . ?"

„Er ging auf Danielis Zimmer und blieb vielleicht eine halbe, dreiviertel Stunde."

„Sahen Sie ihn wieder herunterkommen?"

„Na. Es muß etwa neun gewesen sein."

„Und dann?"

„Dann hatten wir im Hotel ziemlich Betrieb. Eine größere Reisegesellschaft traf ein, und es bereitete einige Schwierigkeiten, sie unterzubringen. Gerade als sich der Sturm gelegt hatte, erschien der Detektiv. Fertig angezogen, den Koffer in der Hand, und verlangte seine Rechnung."

„Haben Sie gefragt, ob er denn schon abreisen wolle?"

„Na. Darauf gab er keine Antwort. Er hatte es offenbar sehr eilig. Er muß eine sehr wichtige Nachricht erhalten haben."

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus zwei Gründen. Erstens hatte er, als er sich um 8 Uhr auf sein Zimmer zurückzog, nicht die Absicht, wegzugehen. Er wünschte nämlich, am anderen Morgen um 7 Uhr geweckt zu werden."

„Sing es nicht vielleicht mit dem Besuch Dr. Zorns zusammen?"

„Möglich. Aber dann, so nehme ich an, wäre er sofort, entweder mit Dr. Zorn oder kurz nach dessen Weggang, abgereist. Das war aber nicht der Fall. Ich vermute, daß er nachher noch eine besondere Mitteilung erhielt . . ."

„Wieso? War noch jemand bei ihm? Haben Sie jemand gesehen?"

„Gesehen nicht — wie ich eben schon sagte, hatten wir zwischen halb neun und halb zehn viel zu tun. Da kann sehr leicht jemand nach oben gegangen sein. Als Herr Danieli die Rechnung zahlte und auf das Herausgeben wartete, zog er nämlich einen aufgerissenen Briefumschlag aus der Tasche und entnahm ihm eine beschriebene Visitenkarte, die er in ziemlicher Hast durchlas und dann wieder zu sich steckte."

„Eine Visitenkarte?"

„Ungewöhnlich großes Format, ja. Sie war auf der einen Seite eng beschrieben. Lesen konnte ich natürlich nichts."

„Und dann ging er hinaus?"

„Na. Er stieg in eine dunkle Limousine, die mit unbeleuchteter Nummer fuhr."

„Seit wann stand das Auto vor Ihrem Hotel? — Sie müssen es doch bemerkt haben?"

„Leider nicht. Es wartete nicht direkt am Portal, sondern ein Stück weiter unten. Ich hätte es überhaupt nicht bemerkt, wenn ich nicht auf die Straße gegangen wäre."

„Das ist merkwürdig."

„Fand ich auch. Und da Danieli mit der Mordaffäre zu tun hat, hielt ich es für nötig, Sie zu unterrichten."

„Das war sehr richtig. Ließ Danieli nichts zurück; eine Mitteilung vielleicht?"

„Doch. Davon wollte ich jetzt gerade berichten. Dies fand man in seinem Zimmer." Der Direktor legte einen weißen Umschlag auf den Tisch. Herr von Karczag nahm ihn auf und las die maschinengeschriebene Adresse: „Für Herrn Dr. Zorn, Persönlich abzugeben."

„Herr Zorn wartet übrigens im Vorzimmer," sagte Sopron.

„Dann kommt er wie gerufen," meinte Herr von Karczag. „Wollen wir ihn hereinrufen lassen."

Der Dozent erschien sofort, grüßte und wollte sich erkundigen, ob es immer noch nicht gestattet sei, Fräulein Wendland zu besuchen. Der Untersuchungsrichter unterbrach ihn mit der Mitteilung, daß Danieli verschwunden sei.

„Verschwunden? Das kann doch wohl nicht sein. Ich war ja gestern abend noch bei ihm!"

„Eine Stunde später ist er abgereist."

„Das verstehe ich nicht. Er war doch so müde, wie er mir sagte, und bat mich zum Schluß, nicht länger zu bleiben. Ich nehme an, daß er sich sofort zu Bett legen wollte."

„Jedenfalls sehen Sie, daß er sich doch anders entschloß. Uebrigens hat er ein Schreiben für Sie hinterlassen — hier ist es."

Ueberrascht nahm Dr. Zorn den Brief, öffnete ihn und las vor:

„Sie können sich auf mich verlassen. Haben Sie Geduld." Unterschrift fehlte.

„Können Sie dies erklären?" fragte Herr von Karczag.

Dr. Zorn gab in großen Zügen die Unterredung wieder, die er mit Danieli gehabt hatte, und fügte hinzu: „Der Detektiv verfolgt wohl eine bestimmte Fährte. Die Sache sei gefährlich, hat er durchblicken lassen. Ich fand auch, daß er ungewöhnlich ernst aussah."

„Demnach ein unverantwortliches Gebaren," schimpfte Sopron. „Anstatt die Polizei einzuweihen und mit ihr gemeinsam vorzugehen, findet es dieser Herr aus Rom angebracht, völlig eigene Wege einzuschlagen. Damit er die Lorbeeren dann allein erntet. Blödsinn ist das. Wenn er in eine Falle geht und niemand weiß davon, ist er selber schuld."

„Wie meinen Sie das?" Der Untersuchungsrichter wunderte sich.

„Wie ich es sage, es sieht zum mindesten so aus. Man hat ihn aus dem Hotel gelockt — vielleicht ist er tatsächlich auf eine Spur gestoßen, aber der Täter und dessen Komplice sind wohl schlauer als Danieli meint. Das geheimnisvolle Schreiben — das sieht verflucht nach Entführung aus. Herr Danieli ist das Opfer einer ehrgeizigen Ungeschicklichkeit geworden."

„Glauben Sie wirklich?"

„Ich halte es jedenfalls für sehr wahrscheinlich."

„Aber der Brief an mich . . ." — Dr. Zorn deutete auf das Papier — „ausdrücklich heißt es da: Haben Sie Vertrauen! Ich glaube unbedingt an Danieli; er macht nicht den Eindruck, als ob er auf irgendeine plumpe Finte hereinfallen würde."

„Es war eben keine plumpe, sondern eine sehr feine Finte."

„Das wäre entsetzlich." Der Dozent schien sehr besorgt. „Wenn er wenigstens seine Beobachtungen nicht für sich behalten hätte! Er machte eine Andeutung, daß er den Namen des Mörders kenne oder wenigstens ahne, wer der Täter ist . . .! Und jetzt ist er verschwunden!"

„Immerhin," flocht Herr von Karczag ein, „liegt die Vermutung viel näher, daß Danieli eine bestimmte Fährte verfolgt und morgen oder übermorgen wieder auftaucht."

„Bei so kurzer Abwesenheit hätte er sein Hotelzimmer doch nicht aufzugeben brauchen! Er hat alles bezahlt — und nahm sein Gepäck mit!"

„Vielleicht will er den Schuldigen in Sicherheit wiegen. Wir wissen im Grunde gar nichts. Möglicherweise ist er ganz einfach unter anderem Namen in ein anderes Hotel gezogen, um von da aus weiter zu beobachten!"

„Auf jeden Fall hat er völlig verkehrt gehandelt. Die Polizei hätte er über seine Schritte unterrichten müssen. Sein Verhalten ist geradezu unerhört."

„Zuerst müssen wir nun nach ihm fahnden."

„Ich werde meine Leute sofort entsprechend anweisen. Veröffentlichen will ich Danielis Verschwinden vorläufig nicht. Es ist nicht ratsam, dem Publikum Stoff zu neuen Mutmaßungen zu geben. Wir haben da genug unerfreuliche Schwätzer . . ."

Sopron hatte die Rechnung ohne den Wirt — in diesem Falle ohne die Presse — gemacht: denn in dem meistgelesenen Mittagsblatt fand sich bereits folgende Notiz:

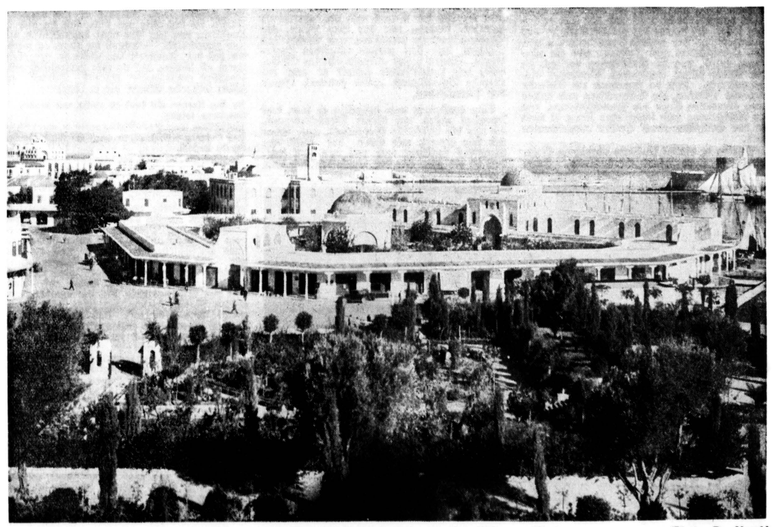
„Neues Ereignis in der Mordsache: Danieli spurlos verschwunden! Befindet er sich auf einer Fährte — oder ist er das Opfer eines Anschlags geworden? Wir wissen es nicht. — Aber die Budapester Polizei wird es wissen: wahrscheinlich arbeitet sie mit dem römischen Detektiv gemeinsam und hat sich von dessen Absichten genau unterrichten lassen, ihm wohl auch den nötigen Schutz zur Verfügung gestellt. Wir bitten um Aufklärung . . ."

Diese Notiz verdarb dem Chef der Kriminalpolizei trotz eines ausgezeichneten Mittagessens den Appetit. Anstatt ordentlich zuzugreifen, schimpfte er auf Verbrecher und ausländische Detektive.

*

Am selben Nachmittag ließ der Untersuchungsrichter Dagmar Wendland wieder vorführen; er hatte sich vorgenommen, diesmal zu einem positiven Ergebnis zu gelangen und begann die Vernehmung mit einer Art väterlicher Ermahnung:

„Fräulein Wendland, ich möchte Sie bitten, eindringlich bitten, mir die Wahrheit zu sagen! Sie schaden sich nur, wenn Sie unrichtige Angaben machen und Dinge zu verschleiern suchen, die wir doch aufdecken werden. Ich halte Sie —" er sprach nicht



Der großartige neue Basar mit Verkaufsständen am alten Hafen von Rhodos (Photo: Dr. Vogel.)

Stanley KLÄRT DEN FALL

Kriminalroman von Hanns Stehle

5. Fortsetzung

Seiner Bitte wurde entsprochen, allerdings zur Begleitung noch ein Inspektor mitgeschickt. Lange und sehr genau untersuchte und besah er jedes einzelne Abteil, suchte Wände und Fußböden ab, machte sich Notizen, ohne zu verraten, ob er neue Gesichtspunkte gefunden habe. In dem leeren Abteil 106, das unbewohnt gewesen war und dicht neben dem des Toten lag, gelang ihm dann eine wichtige Entdeckung. Er brachte das Blatt zum Vorschein, das die Namen der Schlafwageninsassen enthielt und dem Schaffner entwendet worden war; es fand sich, zu einer winzigen Kugel zusammengeknüllt in dem Aschenbecher, der in der Nähe des Fensters an der Wand angebracht war. Sofort fuhr er damit zu Sopron, der ihn ob seiner Geschicklichkeit lobte und das Blatt aufs sorgfältigste durchsah.

„Interessant, sehr interessant!" wiederholte er mehrmals. „Damit haben wir den Beweis, daß sich jemand in dem leeren und unbesetzten Abteil 106 aufgehalten hat!"

„Wir ist nicht ganz klar", meinte Danieli, „warum das Blatt überhaupt entwendet worden ist!"

„Verdunkelungsabsicht, natürlich — der Täter rechnete damit, daß der Mord erst bei der Ankunft in Budapest entdeckt werden würde. Und dann wäre es für ihn vorteilhaft gewesen, wenn die Namen der Schlafwageninsassen überhaupt nicht mehr hätten festgestellt werden können. Vielleicht wäre der eine oder andere doch in der Lage gewesen, etwas auszusagen; eine Beobachtung etwa, die auf die wahre Spur des Mörders führen konnte. Aber ich werde das noch herausfinden, verlassen Sie sich darauf!"

Der Polizeichef behandelte Danieli plötzlich viel liebenswürdiger als am Vormittag. Der Detektiv fühlte sich auch sichtlich geschmeichelt und erwiderte höflich:

„Ich bin von Ihren Fähigkeiten durchaus überzeugt. Wenn Sie meine bescheidene Mitwirkung bei der Erforschung des Verbrechens nicht ablehnen wollen, dann . . ."

„Aber durchaus nicht! Ihre Tätigkeit ist mir willkommen — je rascher der Fall geklärt wird, desto besser. — Sie wissen, man trampelt immer gleich bei der Polizei herum, wenn die Aufklärung nicht so schnell wie möglich erfolgt. Hoffentlich gelingt es uns bis morgen früh . . ."

Danieli teilte diesen Wunsch, verabschiedete sich und stellte weitere Erkundungen an, fuhr in das Büro der Wetter Chronik, suchte den Oberst auf, die Marchesa, die beiden Artisten und zog sich am Abend todmüde in sein Hotelzimmer zurück. Doch schon nach wenigen Minuten störte man ihn: Doktor Zorn wurde gemeldet, trat gleich darauf ein und sagte höflich:

„Entschuldigen Sie, Herr Danieli, daß ich Sie jetzt noch belästige — ich wollte Sie bereits zweimal sprechen, traf Sie aber leider nicht an."

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

„Ich . . ." der Dozent zögerte, „mir liegt sehr viel daran, daß die Klärung des Verbrechens bald erfolgt, damit Fräulein Wendland aus der Haft entlassen wird."

„Sie halten sie für unschuldig?"

„Unbedingt!"

„Und Sie bemühen sich, ihre Unschuld an den Tag zu bringen?"

„Allerdings."

„Und haben sich infolgedessen an eine Detektivin gewandt, die sich bei der Marchesa als Zofe einschmuggelte?" Danieli zwinkerte mit den Augen.

„Woher wissen Sie?"

„Das ist Nebensache."

„Ich habe eine Frage an Sie, Herr Danieli: Wie beurteilen Sie eigentlich den Fall?"

„Schwierige Sache, mein Herr. Hier laufen sehr viele Fäden ineinander, und sie zu entwirren, ist sehr, sehr schwierig."

„Verfolgen Sie eine bestimmte Fährte?"

„Darüber kann ich Ihnen noch nichts sagen."

„Sie kannten doch den Ermordeten." — Doktor Zorn wurde lebhaft und unterstrich seine Worte durch Gesten. „Sie haben ihn beobachtet und sich über seine Beziehungen und sein Verhalten unterrichtet . . ."

Es war dunkel geworden. Der Detektiv zog die Vorhänge vollends zu und knipste das Licht an, eine altertümliche Lampe, die sonderbar gelbliches Licht spendete.

„Sie sind der einzige", fuhr der Dozent drängend fort, „der vielleicht tiefer schauen kann — hinter die Kulissen. Es muß jemand geben, der ein besonderes Interesse an dem Tode des Bankiers hat. Ich lasse mich davon nicht abbringen . . ."

Schweigend sah der andere da, mit ernstem, sorgenvollem Gesicht, scharfe Linien um den Mund, die Augen hinter der Hornbrille halb geschlossen. Plötzlich klang seine Stimme: „Ja, ich könnte Ihnen vielleicht sagen, wer der Mörder ist . . ."

Doktor Zorn sprang auf, zitterte vor Erregung. „Ja? Sie wissen? Sagen Sie doch . . . wer . . . ich beschwöre Sie . . ."

„Es ist noch zu früh. Morgen . . . vielleicht. Uebermorgen . . . jedenfalls nicht heute."

„Können Sie denn die Beweise schaffen?"

„Ja, ich denke."

„Ist es schwierig?"

„Es ist . . . gefährlich." Danieli erhob sich. „Aber nun müssen Sie mich entschuldigen. Ich bin müde. Der heutige Tag hat mir sehr angelegt."

„Ich danke Ihnen." Doktor Zorn reichte ihm die Hand, blickte ihm fest in die Augen und setzte hinzu: „Ich vertraue Ihnen, Herr Danieli!" Dann verließ er das Zimmer.

Der Detektiv setzte sich wieder, zog eine Zeitung aus der Tasche, überflog die fettgedruckten Zeilen — sie enthielten bereits den Bericht von den Ereignissen des Morgens —, legte sie dann wieder beiseite und dämmerte vor sich hin, wurde aber plötzlich aufmerksam, er vernahm ein Geräusch, ein sonderbares Rascheln, sah, wie ein Briefumschlag durch den schmalen Spalt zwischen Tür und Fußboden hereingeschoben wurde — ein gewöhnliches blaues Kuvert, wie es die Geschäftsfirmen zu benutzen pflegen. Danieli schnellte auf, öffnete mit einem Ruck die Tür und sah hinaus — konnte aber niemanden mehr entdecken, rubig und völlig menschenleer lag der Hotelkorridor.

Vorsichtig entnahm er dem Umschlag eine ziemlich große Visitenkarte, deren Aufdruck ihn mit Tinte beschrieben war. Danieli las, las einmal, las ein zweites Mal, steckte Karte und Umschlag hastig ein, nahm seine kleine Reiseschreibmaschine und tippte zwei Zeilen auf einen Bogen, den er zusammenfaltete und auf den Tisch legte — packte dann in fieberhafter Eile seinen Koffer, nahm Hut und Mantel und eilte hinaus. Fuhr nach unten, zahlte seine Rechnung, überflog während des kurzen Wartens nochmals die Visitenkarte, trat dann durch die Pendeltür auf die Straße. Stieg in eine dunkle Limousine, die anscheinend auf ihn gewartet hatte, und deren Tür sich wie von selbst für ihn öffnete.

Der Direktor, der Danieli mit ziemlicher Verwunderung beobachtet hatte, sah dem davonrasenden Wagen nach, konnte aber die Nummer nicht erkennen, da das hintere Schild — entgegen der Polizeivorschrift — nicht beleuchtet war.

*

„Merkwürdige Geschichte," sagte am anderen Morgen Sopron zu dem Untersuchungsrichter. „Der Detektiv spurlos verschwunden!"

„Der Italiener? Wie hieß er gleich?"

„Alberto Danieli. Er hatte ausdrücklich Weisung, die Stadt nicht ohne Genehmigung zu verlassen. Die Polizeibehörde in Rom war mit seinem Hierbleiben übrigens ein

perte sich, fuhr dann entschlossen fort — „ja, ich halte Sie im Grunde für einen ehrlichen Charakter."

„Ich habe die ehrliche Absicht, nichts als die volle Wahrheit zu sagen. Ich habe auch gar nichts zu verheimlichen, Herr Untersuchungsrichter." Dagmar stand da, noch bleich und angegriffen, dennoch aufrecht und mit einem Ausdruck von Stolz und Selbstbewußtsein, der dem Richter nicht entging.

„Sie wollen also alles sagen?"

„Gewiß. Ich beantworte jede Frage."

„Nach bestem Wissen und Gewissen?"

„Ja."

Der Untersuchungsrichter rekapitulierte. „Sie müssen zugeben, schloß er, daß Sie sich sehr verdächtig gemacht haben. Es klingt recht unwahrscheinlich, daß Sie sich nur in der Tür geirrt haben wollen und dabei ausgerechnet das Abteil des Ermordeten betraten. Ich frage Sie deshalb heute noch einmal eindringlich: wollen Sie bei dieser Aussage bleiben?"

„Ja, dabei bleibe ich, denn es entspricht der Wahrheit."

„Sie mußten aber doch sofort merken, daß Sie sich geirrt haben! Wieso haben Sie sich denn überhaupt so genau umgesehen?"

„Aber das ist doch natürlich. Ich habe zweimal an die Tür geklopft, und als keine Antwort kam, trat ich ein, um nach der Marchesa zu sehen — ganz unwillkürlich war Besorgnis in mir aufgestiegen . . ."

„Was für eine Besorgnis?"

„Sie konnte ja krank geworden sein. Ich öffnete deshalb die Tür und wollte mich so schnell als möglich überzeugen."

„Und dann?"

„Dann sah ich den . . . den Ermordeten, und ich erschrak so sehr, daß ich mich zuerst überhaupt nicht von der Stelle bewegen konnte."

„Schließlich aber kamen Sie wieder zu sich . . ."

„Ja, ich schleppte mich zur Tür. Ich kann nicht beschreiben, wie mir zumute war. Ich glaube, daß ich auch einen Schrei ausgestoßen habe."

„Ja. Darauf wurde der Schaffner aufmerksam. Das ist also alles, was Sie im Abteil 105 getan haben wollen?"

„Alles."

„Sie haben nichts berührt? — Denken Sie genau nach . . ."

„Nein, was sollte ich denn berührt haben?"

„Dann können Sie sich wohl auch nicht erklären, wieso wir Ihre Fingerabdrücke" — der Richter betrachtete Dagmar eindringlich — „auf dem Glas des Toten gefunden haben?"

Dagmar stutzte, sagte dann aber sofort: „Nichtig, das Glas habe ich in der Hand gehabt."

„Sie widersprechen sich ja selbst. Eben ließen Sie mich glauben, Sie hätten nichts berührt!"

„Ich habe im Augenblick nicht an das Glas gedacht."

„So. Und wie erklären Sie sich diesen Umstand?"

„Sehr einfach. Auf den entsetzlichen Anblick wurde mir ganz übel. Unwillkürlich griff ich nach dem Glas, das — gerade zur Hand — auf dem Klapptischchen stand und halb mit Wasser gefüllt war . . ."

„Sie wollten trinken?"

„Ja. Aber es muß wohl eine ganz impulsive Bewegung gewesen sein: denn im nächsten Moment stellte ich das Glas wieder auf seinen Platz zurück. Hatte doch der Unbekannte daraus getrunken, der Mann, der vor mir in seinem Blute lag und so entsetzlich auslah . . ."

„Aha. Und da empfanden Sie Ekel?" — „Grauen, Herr Untersuchungsrichter, Grauen und Furcht und . . . ich weiß nicht mehr, was noch alles, ich war ja gar nicht mehr Herr meiner selbst . . ."

„Halt! Sie waren nicht mehr Herr über sich. Diese Angabe scheint bemerkenswert. Vielleicht waren Sie schon etwas früher nicht mehr Herr Ihrer selbst und haben Torcello im Affekt getötet, wie?"

Dagmar zitterte heftig, als sie den Kopf schüttelte und erklärte:

„Verdrehen Sie doch meine Worte nicht! Ich habe niemanden getötet. Ich bin nicht fähig, so etwas zu tun."

Herr von Karczag dachte nach, sowohl von Dagmars Einmurf beeindruckt zu sein, und fuhr in ruhigerem Ton fort:

„Wir wissen noch nicht alles. Aber es wird sich ja herausstellen. Im übrigen dürfen Sie sich nicht wundern, daß ich Ihre Angaben bezweifle; sie klingen wirklich zu unwahrscheinlich. Diese Geschichte mit dem Glas zum Beispiel . . ."

„Ja, ist denn das so unglaubhaft?"

„Wahrscheinlicher ist folgendes: Sie haben das Glas früher in der Hand gehalten, als Torcello noch am Leben war, und haben zusammen mit ihm getrunken!"

„Ich habe doch überhaupt nicht getrunken!"

„Torcello erwartete Besuch. Er hat beim Kellner Wein bestellt und zwei Gläser — bedenken Sie doch! — Und er hat seine Tür nicht verriegelt. Diese Tatsachen sind nicht abzustreiten."

„Nein, nein — Ihr Verdacht ist völlig unbegründet. Ich war doch die ganze Zeit bis zum Morgen, allein in einem Abteil . . ." „Und haben keine Zeugen dafür! . . . Es bleibt einfach unbegreiflich, daß Sie nicht zu Dr. Zorn zurückgekehrt sind! Statt dessen setzen Sie sich mit einem — wie Sie sagen — völlig fremden Mann, den Sie zwischen Tür und Angel kennengelernt haben — Madras nennt er sich — setzen sich also mit diesem zusammen in ein leeres Abteil und bleiben, als er geht, allein."

Dagmar senkte den Kopf.

„Sie können das nicht erklären." fuhr Herr von Karczag fort, „denn diese Erklärung müßte Sie belasten. Aber glauben Sie mir — es nützt Ihnen nichts, Sie verwickeln sich nur in Widersprüche und ausalen sich selbst. Sagen Sie doch die Wahrheit!"

„Alles, was ich ausgesagt habe, ist wahr. Ich brauche nichts hinzuzufügen."

„Wie lange haben Sie sich eigentlich in dem leeren Schlafabteil Nummer 106 aufgehalten?"

„Wie? . . . Ich?"

„Sie können ruhig zugeben, daß Sie es betreten haben."

„Nein, nein, das stimmt nicht! Was sollte ich denn dort getan haben?"

„Nun, es liegt sehr günstig, direkt neben Torcellos Abteil. Man konnte dort sehr gut warten und die geeignete Zeit abpassen."

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Dort fand sich auch, im Aschenbecher verborgen, das entwendete Verzeichnis der Schlafwageninsassen. Wissen Sie auch davon nichts?"

„Nein. Nicht das geringste."

„Hm. — Bleiben Sie auch dabei, mit dem verschwundenen Amerikaner in keinem Zusammenhang zu stehen?"

„Meine Angaben hierüber entsprechen ebenfalls der Wahrheit."

Eine Pause entstand. Die Luft im Gerichtssaal war trocken und benahm den Atem. Dagmar warf einen sehnsüchtigen Blick durch eines der Fenster und sah, daß der Himmel draußen heiter und blau war.

„Liegt Ihnen viel an Herrn Zorn?" fragte Herr von Karczag ganz plötzlich und setzte, als er keine Antwort erhielt, hinzu: „Er bemüht sich sehr um Ihre Befreiung. Er glaubt an Sie . . ."

Dagmar erstarrte. „Er glaubt an mich." Ihre Stimme zitterte leicht. „Könnte ich ihn . . . wohl einmal sehen?"

„Möchten Sie ihm etwas gestehen?" forschte der Untersuchungsrichter. Es schien, als ob er plötzlich einen Plan gefaßt habe. „Möchten Sie sich aussprechen? Haben Sie Vertrauen zu Ihrem Landsmann?" Lauernd sah er sie an.

„Ja," erwiderte sie.

„Wir wollen sehen, was sich tun läßt."

Darauf wurde Dagmar wieder abgeführt.

*

Am nächsten Morgen entstieg dem Expreßzug, der von Rom kam und pünktlich in Budapest einlief, ein langer, aufgeschossener Mensch in Paletot und Melone, in der Hand ein schwarzes Köfferchen; begab sich in sichtlicher Eile durch die Sperre und nahm eine Taxe. Fuhr durch die Stadt, ohne im geringsten auf die Umgebung zu achten, las eine Zeitung und immer wieder einen Artikel, der rot angekreuzt war. Als der Wagen hielt, bedeutete er dem Chauffer, zu warten, und verschwand mit langen Schritten im Büro der „Neuen Pester Chronik", wandte sich an einen der Schalterbeamten und verlangte laut:

„Ich möchte den Chef sprechen. Den Chef vom Hause."

„Wen darf ich melden?" wurde zurückgefragt, aber der Fremde lächelte von oben herab und sagte:

„Name tut nichts zur Sache. Ich komme in Angelegenheit des Mordes im Nachtexpreß."

Tatsächlich genügte diese Eröffnung, um ihm sofort die Tür des Privatbüros zu öffnen. Bratt schnellte mit allen Zeichen der Erregung von seinem Schreibtischsessel auf, fuchtelte mit den Armen und fragte hastig:

„Wer sind Sie? Was haben Sie zu sagen? Wissen Sie etwas von Mr. Stanley?"

Der Besucher ließ sich in Gemütsruhe auf einen Stuhl nieder, wischte von seinem linken Aermel ein Stäubchen und brummte:

„Gestatten Sie, daß ich vorläufig inkognito bleibe, ich halte es für besser. Ich möchte zuerst eine Frage an Sie richten." Er zog die zusammengerollte Zeitung aus der Tasche, entfaltete sie, zeigte auf eine fette Schlagzeile und las laut vor:

„Dreißigtausend Dollar Belohnung für denjenigen, der genaue Angaben zur Auffindung des verschwundenen Mr. Stanley macht oder den Mordfall im Nachtexpreß aufzuklären vermag."

Herr Bratt hüstelte. „Ja, ja — ich weiß."

„Stammt das Inserat von Ihnen?"

„Jawohl."

„Wer zahlt das Geld gegebenenfalls aus?"

„Wir natürlich, die Zeitung. Sie wissen doch sicher, das Mr. Stanley unser Verlagsinhaber ist."

„Ich weiß. Und deshalb bin ich gekommen."

„Können Sie sagen, wo Mr. Stanley sich befindet?" Bratt beugte sich atemlos vor Spannung näher.

„Leider weiß ich das noch nicht. Aber vielleicht komme ich noch drauf. Sie zahlen die Summe doch wohl auch aus, wenn lediglich der Mord aufgeklärt wird . . .?"

„Gewiß. Denn hat man erst den Mörder oder die Bande, die zu ihm gehört, dürfte damit auch Mr. Stanleys Entdeckung gelungen."

„Sie glauben, daß er beiseite geschafft wurde?"

„Sicher wird er gefangen gehalten. Ich wundere mich nur, daß noch kein Erpresserbrief in unsere Hände gelangt ist."

„Interessant!"

„Wie?"

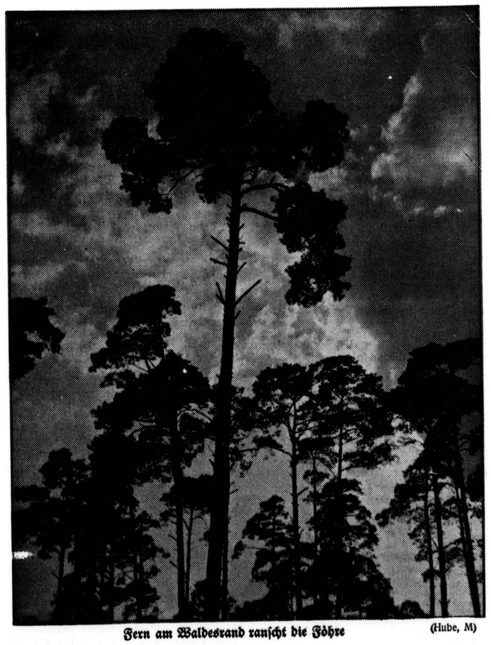
„Ich sagte: Interessant."

Bratt kniff, etwas mißtrauisch geworden, sein linkes Auge zusammen: „Warum sind Sie eigentlich nicht direkt zur Polizei gegangen?"

„Das hat seinen Grund. Ich verfolge eine gewisse Spur. Sie dürfen sich darauf verlassen. Ich nehme an, daß Sie verschiedene Beteiligte, das heißt Insassen des Schlafwagens, gesprochen haben. Zum Beispiel die Marchesa Orsimani . . ."

„Und?"

„Hier muß der Hebel angesetzt werden —"



Fern am Waldesrand rauscht die Föhre (Hube, M)

Der Fremde dämpfte seine Stimme. Bratt lachte jedoch laut heraus:

„Da sind Sie gründlich im Irrtum, mein Lieber, wenn Sie die Marchesa verdächtigen wollen. Das weiß ich nun zufällig ganz genau."

„Wieso?"

„Nun, weil eine Detektivin sich als Zofe verkleidet bei ihr eingeschlichen und ein ganz gründliches Fiasko erlitten hat."

„Eine Detektivin? Interessant!"

„Ja, sie handelte im Auftrag eines gewissen Herrn Dr. Zorn."

„Aha. Und die Adresse der Dame?"

„Die kenne ich nicht. Da müssen Sie sich schon an den Herrn selber wenden. Aber ich muß schon sagen, wenn das alles ist, was Sie wissen . . ."

„Es genügt, ich danke."

Der Herr erhob sich, ging hinaus, fuhr mit der Taxe in verschiedene Straßen, hielt mehrere Male und gelangte nach zwei Stunden endlich vor ein Gebäude, das ein Schild aufwies mit der Inschrift: Detektivinstitut „Mitz" — Direktion Bolvary. Einige Minuten später saß er der Tochter des Direktors, Fräulein Maritka, gegenüber, einer hübschen, rötlichblonden jungen Dame, in der die Zofe zu erkennen war, die sich bei der Marchesa eingeschmuggelt hatte.

„Ich hätte Ihnen schon längst sagen können, daß Ihr Vater mich sofort sagen können, daß Ihr Vater mich sofort sagen können, daß Ihr Vater mich sofort

Herbsttage
am Bodensee und im Schwarzwald

Von unserm Lk.-Schriftleitungsmitglied

In den Tagen vom 3. bis 12. September führte die Reichsbahndirektion Kassel eine ihrer großen Sonderfahrten durch, die etwa 500 Teilnehmer aus dem ganzen Direktionsbezirk an den Bodensee und in den Schwarzwald führte. Die Fahrtroute verlief: Kassel—Lindau (Friedrichshafen—Konstanz—Meersburg) —Donaueschingen—Titisee—Freiburg—Kassel. Ein Mitglied unserer Schriftleitung nahm als Gast der Reichsbahndirektion an dieser Fahrt teil.

Das deutsche Volk ist ein reiselustiges Volk geworden. Was früher nur das Vorrecht wohlhabender Kreise war, ist heute der glückliche Besitz aller. Gerade der letzte Sommer hat es eindringlich gezeigt: Beinah jeder Deutsche gehört heute zu dem großen Heer der Urlauber und Ferienreisenden, das immer neu auszieht, das schönste und größte sich zu erobern, was es auf dieser Erde gibt: die eigene deutsche Heimat. Keine Jagd auf „Sehenswürdigkeiten" ist das Reisen mehr. Wer heute in irgendeinen deutschen Gau reist, sucht alles, was an ihm groß und schön ist, was ihm sein Gepräge und seinen Reiz gibt: die Landschaft, die Menschen, ihre Arbeit, ihr Brauchtum, die Geschichte und die lebendige Gegenwart. Es ist ein Mitteilen und gegenseitiges Schenken, ein Sichkennenlernen und Verstehen, bei dem Einheimische und Fremde tiefinnerlich erfahren, daß sie alleramt deutsche Brüder sind. Und das ist der größte Gewinn, den bei aller Freude und Erholung eine Reise und ein Urlaub haben kann.

*

Manche meiner, eine lange Strecke mit der Bahn fahren, wäre langweilig. Nun, den ersten Tag der Sonderfahrt haben wir ausschließlich im Eisenbahnabteil zugebracht. Von Kassel bis Lindau ging die Fahrt fast ohne Unterbrechung durch, und niemandem, der die Augen recht aufgetan hat, ist es dabei langweilig geworden. In den Schnellzugwagen der Reichsbahn saß man automatisch und ließ die vielerlei Bilder des deutschen Landes an seinem Auge vorbeifliegen. Wie könnte man besser erfahren, von wie vielfältiger Schönheit die deutsche Heimat ist. Da haben wir die Lahn mit ihren freundlichen Bergen und Burgen, das bunte giebelreiche Bild der kleinen Bergstadt Marburg. Und dann kam Giessen und Frankfurt: man schaute in die Höfe und Räume vieler Fabriken und Industrien, der harte Schall der Arbeit kam bis zu uns ins Abteil. Und wir konnten glücklich der Brüder an der Werkbank denken, weil wir wußten, daß es auch für sie Tage gibt, an denen sie vom Zug aus ins deutsche Land schauen dürfen. Und wieder wechselte das Bild: Wir fuhren durch die Bergstraße, das deutsche Frühlings- und Sommerland, das in der schweren Fülle einer reichen Obsternte prächtig dalag. Stuttgart, die Stadt der Auslandsdeutschen, kam heran, herrlich in ein grünes Tal gebettet, und dann Ulm, dessen Münster hoch über der Donau auftaut. Und nun waren wir bald an das Ziel der Fahrt gelangt. Der Bodensee zeigte uns im Abendleuchten ein erstes Bild seiner Schönheit. — Als wir in Lindau ausstiegen, waren wir müde vom Schauen; aber der Tag war nicht „verfahren", sondern er hatte uns ein unvergleichliches Panorama deutschen Landes geschenkt.

*

Herbsttage am Bodensee sind immer voll herrlicher Erlebnisse und ungetrübten Ferienglücks. Strahlend stand milde Septembersonne über dem See, herbstlich verklärt leuchteten die Berge und das Land. Ausflüge und Spaziergänge füllten die Tage, und am Abend saß man fröhlich plaudernd im Kreis der Freunde und Bekannten beim Wein. Einen schönen Höhepunkt der Fröhlichkeit und Kameradschaftlichkeit schuf der Begrüßungsabend, der für die Teilnehmer des Kasseler Sonderzuges und für KdF.-Urlauber aus dem Gau Köln-Trier gemeinsam veranstaltet wurde. Da hielten sich und die Volksgenossen vom Bodensee in ihren herrlichen, farbigen Trachten vor, tanzten ihre Tänze und sangen ihre Lieder. Die Kinder der Berge sprachen so durch ihre ureigenste Art, durch ihr Brauchtum und ihre festliche Fröhlichkeit zu den Gästen aus Nord- und Westdeutschland. Diese Sprache konnte nicht mißverstanden werden, und so war bald das Band guter Kameradschaftlichkeit und fröhlicher Gemeinschaft um alle geknüpft.

*

Von den Ausflügen am Bodensee waren zwei von besonderer Eindringlichkeit: der Besuch der Zeppelin-Reederei in Friedrichshafen und die große Bodenseerundfahrt, die in Meersburg ihren Höhepunkt fand. Welcher Deutsche hätte es versäumt, die Stätte zu besuchen, an der Deutschlands neues Luftschiff LZ 130 nun seiner Vollendung entgegengeht, dessen stolzes Schwesterschiff LZ „Hindenburg" in Lakehurst einem so tragischen Unglück zum Opfer fiel.

Ein Wahrzeichen Freiburgs: Das alte Schwabentor

Wenn man die Halle betritt, bekommt man zunächst einen kleinen Schreck vor den riesigen Ausmaßen, in denen der neue Zeppelin erstehen soll. Schon ist das tausendstrebige, feinverspannte und komplizierte Gerüst zum größten Teil mit der silbrigen Außenwand überzogen, aber an der Stelle, wo die Kabinen eingebaut werden, hat man noch einen guten Einblick in das Innere des Luftriesen. Unserm Staunen und Verwundern kommt die freundliche Erklärung eines Führers zu Hilfe, der uns nun mit den wichtigsten Hinweisen in die Geheimnisse des Luftschiffbaues einführte. Was jeder von den Hunderten, die das Luftschiff sahen, hinterher sprach, war ein uneingeschränktes Lob auf die deutsche Arbeit, auf den Fleiß und die Tatkraft deutscher Ingenieure, war aber auch der heiße Wunsch, daß möglichst bald LZ 130 die Weltmeere überfliegen und der Welt zeigen möge, daß Deutschlands Glaube an das Luftschiff ungebrochen ist.

*

Gemeinsam machten am Montag der Reisewoche alle Fahrtteilnehmer eine Rundfahrt auf dem Bodensee, um seine reiche Schönheit zu erfahren und seine berühmten Städte zu besuchen. So sah uns der Mittag in Konstanz, jener Stadt, die durch Jahrhunderte der Brennpunkt europäischer und abendländischer Geschichte gewesen ist.

Nach einem kurzen Besuch auf der Insel Mainau mit ihren herrlichen Parkanlagen, leate der Dampfer vor dem rebenumkränzten Meersburg an, auf das aus stolzer Höhe das alte merowingische Königsschloß hinabschaut. Es ist ein unvergeßliches Erlebnis, durch die fachwerkfrohen Häuserzeilen von Meersburg zu dem Schloß emporzusteigen und von dort hinunterzuschauen auf die Stadt und den See und auf die fernen Berge, die mit der gackigen Kuppe des Säntis herübergrüßen. Doppelt reizvoll bei dem Gedanken, hier auf den Spuren von Deutschlands größter Dichterin, der Annette von Droste-Hülshoff zu wandeln, deren Arbeits- und Sterbezimmer wir besuchen und aus deren Turmfenster wir ihren geliebten Blick auf den See und die Berge tun durften. In den Gedächtnisräumen der Burg findet man die große Westfälin hoch und würdig geehrt, ihre Zimmer sind in dem alten Zustand erhalten, an den Wänden hängen Bilder aus ihrer westfälischen Heimat und auf ihrem Sterbebett liegt ein welker Kranz als letzte Ehrung.

*

Immer noch weitet sich der Kreis der Eindrücke. Als wir den Sonnenuntergang auf dem Bodensee erlebten, das tausendfältige Spiel der Farben über den abendlichen See, stern laden und der Säntis mit zauberhaftem Leuchten zu uns herübergrüßte, war Glück und tiefer Friede in uns und kein Verlangen, Schöneres noch zu schauen. Aber schon am nächsten Morgen trugen uns die flinken Züge der elektrischen Schweizerbahnen an die Ufer des Vierwaldstättersees, der unvergleichlich eingebettet liegt zwischen den Bergriesen, deren berühmteste Pilatus und Rigi heißen. See und Berge geben die Motive ab für alle Bilder rings um Luzern, aber wohin sich das Auge auch wendet, jeder Blick fängt neue, unaekannte Reize ein. In vier mächtigen Armen greift der See in das Land und an alle Ufer treten nah und schroff die felsigen Massive, und wo zwischen Fels und See ein grünes Fleckchen blieb, liegen Dörfer, Städte, bunt und gastlich verstreut. Wie Aquamarin leuchtet der See, darum der tiefgrüne Gürtel der Ufer und Matten, bis das schimmernde Massiv aufragt, auf dessen Kuppen die Gletscherfirne leuchten.

Welche Freude aber ist es für jeden Reichsdeutschen, wenn er erfährt, mit welch allübender Verehrung das Schweizervolk an dem deutschen Dichter Friedrich Schiller hänat, der durch seinen „Wilhelm Tell" der Freiheitsdichter des Schweizer Volkes wurde. Gleich bei der Einfahrt in den Vierwaldstätter See ist ihm aus natürlichen Felsen ein Denkmal gebauen, das seinen Namen ehrend trägt. Hier am Urnersee nämlich liegen die historischen Tellstätten: die Rütliwiese, die Tellsplatte und Tellskapelle. Und wenn der Führer in der Tellskapelle des großen Schillers Worte zitiert: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern..." fallen uns eines anderen Dichters Verse ein „Was ist des Deutschen Vaterland . . ." und wir finden nur die eine Antwort: „Soweit die deutsche Zunge klingt..."

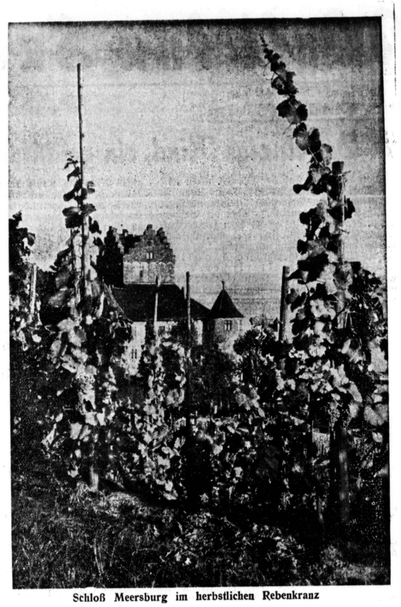
*

Wieder gibt es einen Reisetag. Von Lindau aus bringt uns die Reichsbahn mit zwei erleichternden Unterbrechungen in Donaueschingen und in Titisee, wo wir ein ruhiges und beschauliches Kaffeestündchen erleben, durch das wildromantische Höllental nach Freiburg, dessen herrliches Münster uns vor waldreichen Bergen arüßt. Viele kommen mit alten, lieben Erinnerungen hierher, viele kennen ihre Schönheit nur vom Hörensagen, alle aber nimmt diese Stadt mit jener vornehmen Gastlichkeit auf, die ihres Reichtums an Reizen und Schönheiten, an immer neuen Eindrücken sicher ist. Aber wäre auch müde geworden, durch diese alte Stadt zu gehen, durch deren verkehrsreiche Straßen sich mit klaren Wässerlein die Dreisam zwingt und aus so vielen schönen alten Brunnen sprudelt. Wer geht nicht immer wieder gern unter den ehrwürdigen Stadttoren hindurch, die so manches schicksalreiche Jahrhundert durch sich ein- und ausgelassen haben. Und wer hätte sich satt sehen an der gotischen Pracht des Münsters, die das bunte Gewirr der Giebeldächer herrlich überstrahlt. Beglückt ruht das Auge auf dem freundlichen Bild, das die Stadt und die Berge ihm vom hohen Schloßberg aus bieten, ehrfürchtig betrachtet es die Werke der großen Meister Baldung, Holbein und Cranach im hohen Chor des Domes, und wieder begeistert sucht es die unzähligen Schönheiten in den Straßen und Gassen, in den Bergen und Tälern ringsum. Da lockt den Naturfreund der Schauinsland und der Feldberg, den stillen Genießer das traute Bild des Blumenmarktes zwischen Dom und alten Bürgerhäusern.

Freiburg ist so eine der schönsten Ferienstädte, in der auch und gerade im Herbst an den frühen Abenden in den traulichen Weinstuben Fröhlichkeit und Gemütlichkeit beim Heurigen umgeht.

*

Es ist gut, daß der Zug pünktlich abfährt und keine Verabschiedung zuläßt. Wie lange, läge es an uns, würden wir auf einer solchen Ferienreise sonst den Abschied hinausschieben . . .!



Schloß Meersburg im herbstlichen Rebenkranz

Die schöne Inselstadt Lindau im Bodensee

Photost Sting jr. (1) / Archiv des 7. Tages (2)

Haus, Hof und Garten

Die Riesenheidelbeere – ein neues Züchtungswunder

In dem Bestreben, den Ertrag der deutschen Scholle zu heben, hat die wissenschaftliche und praktische Pflanzenzüchtung während der Nachkriegsjahre durch Schaffung ertragreicherer und gegen Krankheiten widerstandsfähigerer Sorten bei allen unseren wichtigsten, alten Kulturpflanzen große Fortschritte gemacht. Daneben wurden aber auch zahlreiche neue, bisher wenig oder gar nicht angebaute Pflanzen in Kultur genommen und nach den Grundsätzen der Vererbungswissenschaft züchterisch weiterentwickelt. Unter diesen Pflanzen nimmt die neue Gartenheidelbeere eine Sonderstellung ein.

Ein Zweig der Riesenheidelbeere in zwei Drittel natürlicher Größe. Die Beeren sind so groß wie Kirschen; Beerenbüschel wie bei Weintrauben. Die Blaubeeren färben nicht

Zeichnung: Blumberg M (Nach einer Aufnahme von Senckiehl)

Unsere Waldheidelbeere, die in den verschiedenen Gegenden Deutschlands unter den Namen Blaubeere, Bickbeere, Worbeln, Aeuglbeer, Staudelbeer, Bibberken und vielen anderen mehr ein altes sehr beliebtes Waldbeerenobst darstellt, wird jetzt in der bedeutend verbesserten Gartenheidelbeere eine wertvolle Ergänzung finden. Ein amerikanischer Züchter, Dr. F. V. Coville, hat auf diesem Gebiet wichtige, mühevolle Pionierarbeit geleistet. Seine Neuzüchtungen sind durch Kreuzungen von zwei amerikanischen wilden Heidelbeerarten entstanden und kommen seit einigen Jahren in den Gärten der neuen Welt mehr und mehr in Aufnahme.

Seit 1928 laufen in Deutschland Kulturversuche mit Heidelbeeren. Es gelang, von den etwa 600 auf der ganzen Welt vorkommenden Heidelbeerarten die wichtigsten für die Züchtung wertvollen Arten zusammenzustellen. Damit wurde eine einzigartige, auch botanisch interessante Sammlung geschaffen. Es steht dort die javanische Kraterheidelbeere neben der nordamerikanischen behaarten Heidelbeere, die Kaukasus-Heidelbeere neben der reichtragenden von Madeira, dickblättrige Vertreter vom Himalayagebirge neben der kleinblättrigen, sehr aromatischen Heidelbeere aus Ekuador. Die Sammlung ausländischer Arten konnte noch erweitert werden. Unter anderem steht im Sortiment eine Baumheidelbeere, die in den südlichen Vereinigten Staaten beheimatet ist und neun Meter hoch wird. Mehrere immergrüne chinesische Arten sind für die weiteren Züchtungsversuche erworben.

Von der deutschen Waldheidelbeere, deren kleine kriechende Sträucher jedem Freunde des deutschen Waldes bekannt sind, fallen die Pflanzen mit ganz weißen Beeren besonders auf; es sind auch Pflanzen mit pechschwarzen und schönen roten „Blau"beeren dabei. Dem Laien möchte dies alles als überflüssige Spielerei erscheinen, jedoch ist dem Züchter das Studium und die Kenntnis der Vererbung von Saft- und Fleischfarbe bei unserer Waldheidelbeere eine wichtige Grundlage für die Züchtung einer Tafelheidelbeere.

Neben dieser Sammlung der aus aller Welt hier zusammengeführten wilden Arten stehen auf großen Beeten die neuen amerikanischen Kulturformen. Die Sträucher erreichen eine Höhe von über zwei Metern, und die Zweige sitzen größtenteils brechend voll dicker Beerenbüschel. Die schönen blauschaligen, fleischigen großen Beeren sind weißfleischig und haben mit ihrem fast farblosen Saft ein angenehm süßes Aroma.

Kopfschüttelnd wird sich mancher alte Beerenobstzüchter fragen: Was soll diese neue Beerenobstzüchtung? Wir haben bereits viele Beerenobstsorten. Das stimmt; aber man muß bedenken, daß früher jährlich für viele Millionen Mark Beerenobst eingeführt wurde. Die neue Gartenheidelbeere wird aber keine Konkurrenz für das uns bisher bekannte Beerenobst bringen, das fast alles im Juli reift und zu dieser Zeit den Markt reichlich beliefert. Die Gartenheidelbeere beginnt Ende Juli mit der Reife und dauert bis September. Damit kommt einmal eine wertvolle Abwechslung auf den Beerenobstmarkt.

Dr. W. Heermann.

Der Melkstand,
ein zweckmäßiges Gerät zum Ziegenmelken

Die Ziegen werden zumeist in hockender Stellung gemolken. Man hat hier ohne weiteres nicht die Möglichkeit, sich zu setzen, wie bei den Kühen. Dadurch wird das Ziegenmelken für manche Personen beschwerlich. Eine Abhilfe schafft hier der Melkstand. Er ist ein auf Füßen stehender Bretterverschlag, der die Euterpartie freiläßt und an den beiden Schmalseiten einschiebbare oder aufklappbare Türen zum Herein- oder Herauslassen der Tiere besitzt. — Die Ziege, von ihren Vorfahren her als ein Gebirgs- und Klettertier bekannt, wird sich nach einigen Versuchen leicht daran gewöhnen, in den Melkstand hineinzuklettern. Wo mehrere Tiere hintereinander und dazu noch von älteren Personen gemolken werden sollen, da bietet der Melkstand unter allen Umständen eine sehr große Erleichterung und Arbeitsvereinfachung.

Am leichtesten sind die Ziegen an ihn zu gewöhnen, wenn man vor die eine Tür einen Eimer mit Kraftfutter tränke hängt. Die Ziege hat es jedesmal besonders eilig, um zu dem schmackhaften Futter zu gelangen. Sie wird dann auch beim Melken stille stehen. In der Regel gibt es für den Melkstand im Ziegenstall keinen Platz, sondern er muß in einem Raum oder im Freien untergebracht werden. Dadurch ist noch dazu der große Vorteil gegeben, daß außerhalb des Stalles gemolken wird.

Dipl.-Landw. Dr. Hubmann.

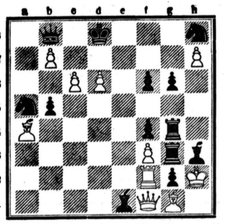
Eine Arbeitserleichterung bei der Kartoffelernte

Bei der Kartoffelernte ist es vielfach üblich, die vollen Körbe von einem oder mehreren Männern zum Wagen tragen zu lassen. Dabei wird der schwere Korb gewöhnlich auf die rechte Schulter genommen. Die rechte Hand faßt dann unter den Korbboden, während die linke Hand den Henkel ergreift. Auf diese Weise wird die rechte Schulter und der rechte Arm in unangenehmer Weise belastet. Infolge der einseitigen Belastung der Schulter durch den schmalen, harten Korbrand entstehen Druckstellen und Wunden. Ein Polster unterzulegen, hilft nicht viel, weil es sich bei der Aufnahme des Korbes sehr leicht verschiebt. Unpraktisch ist es auch, größere Körbe zu verwenden und diese dann von zwei Männern tragen zu lassen, die sie an den Henkeln anfassen. Dieses Tragen in der Hand ist noch unangenehmer als das einseitige Tragen auf der Schulter. Es ermüden so auch mehr unnütze Wege, weil nunmehr immer zwei Leute jeder vollen Kiepe nachlaufen müssen. Um all diesen Mängeln abzuhelfen, wurde der Kartoffeltornister konstruiert. Er besteht aus einem 1 mm starken, der Körperform angepaßten und auf der Innenseite mit einem dicken Kissen gepolsterten Rückenblech, an dem zwei breite Tragriemen angebracht sind. Zweckmäßig ist es, die Tragriemen zum Verschnallen einzurichten. An der Außenseite des Rückenbleches befindet sich eine Eisenstütze, deren Rukenrand 10,5 cm vom Rückenblech absteht. Der Korb wird mit Hilfe der Kniekrümme (Konsole) gestellt und beim Tragen mit einer Hand am Henkel gehalten. Die Last ist so gleichmäßig auf beiden Schultern und auf den Rücken verteilt, und eine Hand ist beim Tragen ganz frei. Auf diese Weise wird das Kartoffelabtragen außerordentlich erleichtert. Die Einrichtung wird von den Trägern geradezu als eine Wohltat empfunden. Der Kartoffeltornister empfiehlt sich nicht nur für die Kartoffelernte, sondern auch für andere Zwecke, bei denen Lasten in Körben auf der Schulter getragen werden sollen, wie z. B. für Koksenkörbe.

Der Kartoffeltornister erleichtert das Abtragen der Kartoffeln vom Felde

Zeichnung: Zambony M

Schachaufgabe



Wer anzieht, setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (23): Weiß (10): Kf2; Df1; La4 und g1; Tf2; Bb7, c6, d6, f3 und h7. — Schwarz (13): Kd8; Dd8; Le1 und b3; Tg3 und g4; Sa5 und b8; Bb5, f4, f6, g2 und g6.

Buchstabenergänzungsrätsel

i g e Gipfel in den Berner Alpen.
a a Nebenfluß der Donau.
u e r Grenzfluß auf der Pyrenäenhalbinsel.
ü t o Stadt in Pommern.
r p e Männliches Hausgeflügel.
l o g Anderes Wort für Lobeserhebung.

Aus vorstehenden 6 Buchstücken bilde man durch Anfügen von Kopf und Fuß die angedeuteten Wörter. Zusammengezogen nennen diese Köpfe und Füße alsdann, beidemal von oben nach unten gelesen, ein beliebtes und erfrischendes Getränk.

Geographisches Silbenrätsel

a — a — bres — bad — be — de — bre — e — fen — gen — ger — t — in — ka — lau — lisch — ni — nin — oog — ro — se — she — sur — ta — ten — tha — trecht — tri — u — wan — zi.

Aus vorstehenden 31 Silben bilde man 12 Wörter, die folgende Bedeutung haben:

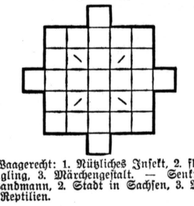
1. Kriegshafen in Italien, 2. Ort in Württemberg, 3. jonische Insel, 4. Nordseebad, 5. Schweizer Luftkurort, 6. deutsches Mittelgebirge, 7. Stadt in der Provinz Sachsen, 8. Universitätsstadt in Holland, 9. Stadt in Schlesien, 10. Nebenfluß der Loire, 11. Berg in Württemberg, 12. britische Antilleninsel.

Nach richtig erfolgter Bildung ergeben die Wörter in der ersten Buchstabenreihe von vorn nach hinten und in der vierten von hinten nach vorn ein Sprichwort.

Sprungrätsel

Zwölf Wörter mit je 5 Buchstaben und folgender Bedeutung sind zu suchen: 1. anderes Wort für Gegner, 2. Turnabteilung, 3. nordischer Dichter, 4. Schriftsteller, 5. Treibmittel für Maschinen, 6. anderes Wort für Jagling, 7. Stadt in Frankreich, 8. Mal der Alten, 9. Zahl, 10. Hausvorbau, 11. Biblischer Berg, 12. bauchiges Gefäß. Jedes Wort beginnt in dem inneren Zahlenkreis und endigt nach Sprung in der Pfeilrichtung wieder im Innenkreis. Die Buchstaben der Innenfelder ergeben von 1—12 ein Schauspiel von Hauptmann.

Kreuzwortaufgabe



Waagerecht: 1. Nützliches Insekt, 2. flotter Jüngling, 3. Märchengestalt. — Senkrecht: 1. Landmann, 2. Stadt in Sachsen, 3. Name für Reptilien.

Wortspiel

a:	b:
1. Backtrog.	Spielteil des Schauspielers.
2. Hebegestell.	Metall.
3. Stadt in Hannover.	Stadt in Hannover.
4. Befiedertes Tier.	Bergbühe.
5. Pflanze.	Anderes Wort für Golf.
6. Sternbild.	Griechischer Sänger.
7. Teil des Auges.	Evas von Herder.
	Interpunktionszeichen.
8. Griechischer Weiser.	

Bis auf die Anfangsbuchstaben sind die Wörter unter „a" und „b" gleich. Hat man die Wörter unter „a" gefunden, müssen die Anfangsbuchstaben unter „b" ein Ausrüstungsstück für den Wanderpfort nennen.

Entzifferungsaufgabe

Einem Zoologischen Garten geht eine Sendung lebender Tiere zu, die folgende Zahlen als Aufschrift trägt:

5 8 6 8 9 1 9 und 8 5 5 1 9.

Wie vermochte man hieraus den Inhalt zu erkennen?

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Kf8—e7, Da1—c5† oder D beliebig; 2. Sf7—e5 oder Td1×a4 matt. a) 1. . . . beliebig, anders; 2. D S V oder b4—b5 matt.

Silbenwechselrätsel: Fechtag, Eissport, Rechteck, Inntal, Eckstein Notair, Alpenrose, Urlaub, Fischbein, Strandkorb, Eiban, Erzamt. — Ferien auf See.

Silbenrätsel: 1. Sauerland, 2. Cellist, 3. Handwerk, 4. Urkehde, 5. Erbrinde, 6. Travestie, 7. Zelot, 8. Terrine, 9. Dorfkirmes, 10. Innerste, 11. Eleusis, 12. Wegelagerer, 13. Andreas. — Schwert die Waelder vor Feuer.

Magisches Mosaik: Riemen, Aurioi, Mesopa, Neapel.

r	i	e	m	e	n
e	d	i	r	d	e
s	u	•	•	k	a
e	d	•	•	m	p
d	r	m	o	d	e
a	u	r	i	o	l

Leistenrätsel: Rosen-Monat, Solon, Meran.

Die Hochgebirgstour: Den Bergsteiger.

Zweifilbige Scharade: Schnellzug.

5 Diener, die sehr wenig kosten, tagaus, tagein auf ihrem Posten: Persil · Henko Sil · iMi · ATA

Im Mondschein

Die beiden Liebenden saßen dicht beieinander auf der Bank.

„Harry", flüsterte sie bebend, „Harry, hast du mich auch lieb?"

Der verliebte Jüngling sah sie verwundert an. „Aber mein Herzblatt", antwortete er, „das habe ich dir doch vor fünf Minuten erst gesagt!"

„Ach ja, Harry", seufzte sie erleichtert, „dann ist es ja gut, aber der Sinn der Männer ist doch so veränderlich!"
Tidens Tean.

Die Gummischuhe

Doktor Friedrichs machte auf dem Lande einen Krankenbesuch. Er stellte seine Gummischuhe vor die Tür und ging in das Haus. Während er den Patienten untersuchte, öffneten sich die Schleusen des Himmels und ein wolkenbruchartiger Regen kam herunter. Als nach einer Weile der Arzt gehen und seine Gummischuhe anziehen wollte, fand er sie bis zum Rande mit Wasser gefüllt.

„Zum Kuckuck noch mal!" rief er ärgerlich aus.

„Und dabei bin ich schon dreimal draußen gewesen und habe das Wasser ausgegossen!" sagte das Dienstmädchen treuherzig.
Dagens Nyheter.

Das ist die Frage

„Wenn du mich heiratest, werde ich dich auf Händen tragen. Ich werde dir die kleinsten Wünsche erfüllen . . ."

„Das ist ja ganz schön, aber wer erfüllt mir die großen . . . ?"
Vara Nöjen.

Großreinemachen

„Eine Frage, Frau Kieselbach. Sie essen fast alle Tage Tomaten, wird Ihnen denn das nicht mal über?"

„Nicht die Spur, Frau Hufeland. Tomaten sind gesund, die reinigen alle Organe!"

„Ach so, na ja, das haben wir nicht nötig, wir besitzen eine Badewanne!"

Am Stammtisch

Petersen und Paulsen sitzen bei einem Glas Bier zusammen.

„Das Beste hier im Leben ist, sich in ein Problem oder in eine schöne Frau zu verlieben!" äußert Petersen.

„Tue das letztere", rät ihm Paulsen, „dann hast du nämlich beides!"
Vara Nöjen.

„Ob ich Ihrem Vater als Schwiegersohn angenehm wäre, gnädiges Fräulein?"
„Schon möglich! Papa und ich sind ja immer verschiedener Meinung!"

Die gute Laterne

Bei Müllers ging das Sommerfest seinem Ende entgegen. Schulze hatte die kühle Bowle gutgeschmeckt. Darum meinte er, die große Laterne aus der Diele würde wohl für den Heimweg recht angebracht sein.

Am nächsten Morgen brachte ihm ein Bote einen Brief. „Lieber Freund! Ich hoffe, daß dir der Abend gut bekommen ist. Schicke doch bitte so bald wie möglich den Käfig mit dem Kanarienvogel, den du gestern abend mitgenommen hast, meiner Frau zurück!"
Berlingske Söndag.

Nicht mehr zuverlässig

„Was, Sie haben sich ein Barometer angeschafft? Sie besitzen doch einen Laubfrosch!"

„Ja, gewiß, aber der ist schon so alt, und da fällt ihm das Treppensteigen zu schwer!"

*

Lehrer: „Peter, nenne mir mal einen Vierfüßler."

Peter: „Der Tisch, Herr Lehrer."

Ja, wenn . . .

„Frau Magerläse sieht bei ihren Kindern auch nicht einen Fehler; so etwas kann ich nicht verstehen."

„Aber, Grete, das ist doch bei jeder Mutter so!"

„Wie kannst du so etwas behaupten? Ich würde bei unseren Kindern sofort die Fehler erkennen, wenn sie welche hätten!"
Neue J. Z.

*

Kapitän und Maschinist sind immer verschiedener Meinung, wer von ihnen am unentbehrlichsten ist. Und da der Streit kein Ende nahm, verabredeten sie schließlich, für einen Tag ihre Posten zu tauschen. Der Maschinist kletterte also auf die Kommandobrücke — der Kapitän prustend und schwitzend in den Maschinenraum. — Nach einer halben Stunde verläßt der zum Neger gewordene Kapitän verzweifelt seinen Posten: „Maschinist, ich bringe das Biest von Maschine nicht mehr vom Fleck."

„Kein Wunder", dröhnt es von oben, „wir sind nämlich auf die Küste aufgefahren."
Koralle.

*

Der Reisende für Staubsauger wandte vergebens alle seine Beredsamkeit an — die alte Dame hört zwar zu, aber mit deutlich spürbarer Ablehnung. Einer Vorführung des Apparates schien sie sich nicht widersetzen zu wollen, denn sie beobachtete gleichgültig, wie der Reisende den Rock auszog, schnell seinen Apparat zusammensetzte, seinen Arm in das Ofenrohr steckte und mehrere Hände voll Ruß herauslangte, den er auf dem Teppich verstreute, wie er dann auf den seidenbezogenen Sessel den Belag des Herdrostes schüttete und schließlich noch kurzerhand aus dem Garten eine Schaufel voll Erde holte, die er auf die Tischdecke streute.

„Und jetzt, meine Dame, werden Sie gleich sehen! Ich bin sicher, Sie von der Leistungsfähigkeit meines Apparates völlig überzeugen zu können! Wo ist eine Steckdose?"

„Was für eine Steckhose?" fragte die alte Dame. Sie hatte nämlich Gas.
Koralle.

Gereinigt

„Pfui, den schmutzigen Bonbon von der Straße aufzuheben und in den Mund zu stecken! Sofort spuckt du ihn aus!"

„Jetzt ist er doch rein, Mutti!"

Ungeduld

„Heimliches Glück ist doch das schönste, nicht wahr, Liebling? Von unserer Verlobung sagen wir vorerst niemandem ein Wort."

„Aber die Karten lassen wir doch gleich drucken!"

*

„Was Sie auch über den Geruchssinn Ihres Waldmanns sagen mögen, mein Fips steht ihm in keiner Weise nach. Gestern hatte ich ihn zu Hause gelassen. Nach zwei Stunden entwischt er und fand noch meine Spur. Was sagen Sie dazu?"

„Sie sollten mal ein Bad nehmen."
Illustrierter Beobachter.

*

Vater: „Aber Kurt, wie kannst du dich nur mit einem so nichtsnutzigen Buben abgeben, wie dieser Harry ist; wie ich höre, ist er der Letzte in der Klasse."

„Ich verkehre aus Dankbarkeit mit ihm, wäre er nicht da, wäre ich nämlich der Letzte."

*

Zwei stritten sich erheblich. Einer rief laut: „Auch Ihnen, Sie Flaps, wird man noch mal Anstand beibringen!"

„Mir nicht, Herr, mir nicht!" Die Woche.

*

Inge fährt Auto und hat das Pech, beinahe einen Menschen zu überfahren. „Ich weiß gar nicht, wie mir das passieren konnte, mit dem, was ich vom Autofahren weiß, könnte ich ein ganzes Buch füllen." Die Antwort lautete: „Und mit dem, was Sie nicht wissen, ein ganzes Krankenhaus."

*

Die kurzsichtige alte Dame hatte schon längere Zeit im Antiquitätenladen herumgesucht, ohne das Rechte gefunden zu haben.

Plötzlich sieht sie einen Rest des Entzückens aus. „Ach, was kostet die wunderbare chinesische Teufelsfratze da drüben?"

Der Verkäufer sah nach der Ecke, auf die sie wies, und erwiderte bedauernd: „Verzeihung, das ist unser Chef!"
Hamburger Illustrierte.

*

„Noch eins, Herr Professor, welche Art der Musik liegt meiner Tochter am besten?"

„Lassen Sie das Mädchen im Massenchor mitsingen!"

*

Käpten Pietenkopp, der alte ehemalige Handelskapitän, spinnt mit den Badegästen gern ein Garn und erzählt von tollen Stürmen. Einmal, in der Biskaya, sei er gerade mit zwei Flaschen Rum die Kajütentreppe heraufgekommen, als das Schiff anfing zu rollen.

„Da ist Ihnen natürlich der ganze Rum ausgelaufen?" fragte ein vorwitziger Zuhörer.

„Nö, nö", erwidert Käpten Pietenkopp grinsend, „ick helf dat Mul doch nich upp makt!"
Lustige Blätter.

*

Eine Originalrosthaut vom Zirkus Adoni war bei einem nächtlichen Nachhausewege in eine Fensterscheibe gefallen. Der Schnitt am Arm mußte vernäht werden.

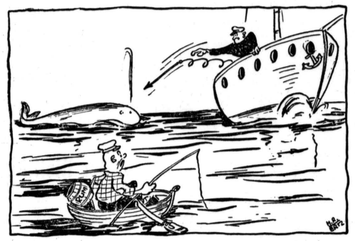
Aufmerksam folgten seine Adleraugen der chirurgischen Unternehmung.

„Aber! Aber! Herr Professor! — mit weißem Garn?"
Die Woche.

Da lachen die Fische . . .

„Beißen sie, Papa?" — „Blöde Frage! Seit wann sagst du ‚Sie' zu mir? Außerdem, hab' ich dich schon mal gebissen?"

Der Traum des ungeduldigen Anglers:
„. . . . und ich kriege dich doch."



„Sie Seeräuber! Ich habe den Fisch zuerst gesehen, und ich will ihn fangen!"

Der Schlaf vor Mitternacht

Gast (sich erhebend): „Meine Herren, ich muß nach Hause, es ist in zehn Minuten Zwölf, und der Schlaf vor Mitternacht ist der gesündeste."

Gut zurückgegeben

Fräulein Kunigunde war nicht mehr die Jüngste, aber bei allen Bekannten wegen ihrer scharfen Zunge bekannt. Neulich hatte sie bei einem Abendessen einen Hauptmann als Tischherrn.

„Na, heutzutage besteht ja keine große Gefahr, daß ein Offizier in eine Schlacht kommt!" meinte sie.

„Sie haben ganz recht", antwortete der Hauptmann, „Sie wissen ja, daß man alt werden kann, ohne Eroberungen zu machen!"
Tit-Bits.

„Wie die Alten sungen . . ."

Wir haben einen Gasthof. Wenn die Gäste getrunken haben und mit munteren Worten unterhalten worden sind, fragen sie vor dem Heimgehen nach der Zeche.

Als unser Kind dieses Jahr zum erstenmal zur Schule ging und der erste Schultag zu Ende war, trippelte die Kleine zum Lehrer, holte ihre kleine Kinderbörse aus der Tasche und fragte:

„Was machts denn heute?"
Simplizissimus.

Einsichtsvoll

„Herr Meyer, zum Vergnügen ist das Telefon nicht da. Sie stehen nun schon zwanzig Minuten daran, ohne ein Wort zu reden!"

„Entschuldigung, ich spreche mit meiner Frau."

„Na, das ist allerdings etwas anderes."

Pferd und Esel

Alexander Dumas bekam, als er auf der Höhe seines Ruhmes war, von einem wenig bekannten Schriftsteller ein Drama zugeschickt, mit der Bitte, es zu lesen und sich möglicherweise zu entschließen, das Stück mit ihm zu bearbeiten.

Dumas war wütend über diese Zumutung und schickte das Manuskript ungelesen zurück, mit der Bemerkung:

„Wie können Sie sich unterstehen, einen Esel mit einem Pferd zusammenspannen zu wollen?"

Tags darauf erhielt Dumas die Antwort:

„Wie können Sie sich unterstehen, mich ein Pferd zu nennen!"

Da war Dumas von seinem Hochmut geheilt, ihm gefiel die schlagfertige Antwort so gut, daß er den Schriftsteller bat, ihm das Drama sofort wieder zuzusenden.

Umgekehrt

Der alte Schadow konnte es nicht leiden, wenn die Künstler in Theorien schwelgten, anstatt zu schaffen, vollends konnte er das Gerede über Kunst bei seinen Schülern nicht vertragen.

Einmal sagte ein angehender Maler:

„Ich male das, was ich sehe."

Worauf Schadow in aller Schonungslosigkeit erwiderte:

„Un nachher erschreckste, wenn du siehst, wat du jemalt hast!"

Erklärung

Der alte Professor Virchow sollte einmal einem Patienten den Unterschied zwischen Neuralgismus und Gicht erklären.

„Da klemmen Sie einfach mal Ihren Daumen in den Schraubstock", sagte Virchow, „und schrauben ihn zu, bis Sie es nicht aushalten können. Das ist Rheumatismus. Dann geben Sie noch eine Umdrehung zu. Das ist Gicht!"

„Er will nicht mehr in seinem Wagen bleiben, seit er die Indianer-Babys im Zirkus gesehen hat!" (Ever. Weekly)

50 Jahre – es glaubt keiner!
und doch sieht die Mutter fast so jung aus, wie die Tochter, so straff und frisch. Dabei neigte sie sehr zur Fülle – aber Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee sorgt für ihre Schlankheit und Gesundheit. Nun ist sie stolz auf ihre gute Figur, die keineswegs ein Vorrecht der Jüngeren ist. Trinken auch Sie täglich den bewährten „Jungbrunnen"
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
AUCH IN TABLETTENFORM: DRIX-TABLETTEN

Ein Katalog mit Denkaufgabe! Die Lösung wird bekannt, notabig kostenlos. E.A.P. Stricker Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 36a

Katholische Ehe-anbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. Ältestes, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit, Anerk. vorn. Einrichtg. und Arbeitsweise. **Neuland-Verlag R,** Herne i.W. Mühlenstraße 7

Herdfeger putzt schnell und gründlich.

Welch edeldenkender, charaktervoller, tatk.
Herr
im Alter v. 26 bis 32 Jahren würde ein 24jähr. Hausangestellt. ein gut. Gatte werd. Bin 1.65 groß, schlanke Figur, schwarzes Haar, angenehme Erscheinung. Freundl. Zuschriften m. Bild (wenn mögl.) unter Nr. 7/178 „Der 7. Tag", Paderborn.

Rosette Bezugsquelle
Neue Gänsefedern
m. Daunen z. Selbstrollen ½ kg 2.50 RM, u. 3.–, weiße Gänsehalbdaunen 4.50, 5.50, 6.75, füllkräftige Entenhalbdaunen 3.50, gerissene Federn mit Daunen 3.75, 4.75, prima 5.75, feinste 7.–, Ia Volldaunen 9.75, 10.50. Für reelle, gereinigte u. staubfreie Ware Garant. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Prima Inlette m. Garant. billig. Nichtgefallendes auf meine Kosten zurück
Willy Manteuffel, Gänsemästerei, Neutrebbin 93 c (Oderbr.), größtes Bettfedern-versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Ein Geschenk, das Freude macht!
Eisbär-Folie
als Reinmachmittel sind nicht ersetzbar, als meine sauber gegerbt.
Haidschnuckenfelle Pr. ab M 7.– Bildkatalg. auch üb. Teppich-Deck.n. Fußsäcke fr. W. Heino Lüneburg 26 üb. Celle

Nähmaschinen
seit 60 Jahren gut u. preisw. bei
Ritter Paderborn
Dom gegenüb.
frei Haus überall hin.

Bestecke mit 90 gr Silberauflage, 30 Jahre Garantie, liefere ich preg. 10 Monatsrat. Katalog gratis. J. Ostern, Wiesbaden 144.

Raucher
Einfache Abgewöhnung Prämiiert mit gold. Medaille Broschüre kostenlos M. Gorn, Nürnberg 2 W. 216

Recht deutliche Schrift
bei Anzeigen-Manuskripten

Wer inseriert wird nicht vergessen!

Die weltberühmte
HOHNER
gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschl.
MÜNCHEN Hauptgeschäft 10

Inserieren bringt Gewinn

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oftergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 2. Vj. 37: 29 953. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.